This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47. g. 10

Moſes Mendelsſohn's

geſammelte Schriften.

Dritter Band.

Moſes Mendelsſohn's geſammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handſchriften

herausgegeben

von

Prof. Dr. G. B. Mendelsſohn.

In ſieben Bänden.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

THE TAYLOR INSTITUTION
2 - DEC. 1937
OF OXFORD

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

An die Freunde Leſſing's 1

Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich von Moſes Mendelsſohn 37

Antwort an den Herrn Moſes Mendelsſohn zu Berlin von Johann Caspar Lavater. Nebſt einer Nacherinnerung von Moſes Mendelsſohn 51

Correſpondenz mit Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel 79

I. Correſpondenz mit Lavater 81

II. Correſpondenz mit Bonnet 108

III. Correſpondenz mit dem Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel 127

Betrachtungen über Bonnet's Palingeneſie 135

Manaſſeh Ben Iſrael Rettung der Juden 177

Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum 255

Kleine Schriften. 1. Bereits gedruckte 363

Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung des erſten Theils von Dohm, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden 365

Aus der berliniſchen Monatsſchrift 368

1. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit. K. an Nicolai 368

2. Ueber die 39 Artikel der engliſchen Kirche und deren Beſchwörung 374

Seite

3. Die Bildsäule 385
4. Ueber die Frage: was heißt aufklären? 399
5. Ueber das sittlich und physisch Gute 403
6. Gibt es natürliche Anlagen zum Laster? 406
7. Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten? 413

Schreiben, die philanthropinische Erziehung jüdischer Kinder betreffend, von M. Mendelssohn 417

Zur Seelennaturkunde 423

Aus den kleinen philosophischen Schriften 443

1) Anweisung, wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen 445
2) Vermischte Gedanken 453
3) Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen; nebst einem neuen Plan, die Menschengesichter vernünftig und sittlich zu machen 457
4) Brief der Genie über die Furcht vor dem Mai 468
5) Schreiben eines eifersüchtigen Ehemannes, nebst der Antwort 471
7) Sokrates Gespräche mit dem Euthydemus, über Gottesfurcht und Gerechtigkeit 474
7) Ueber das Lustspiel: die Juden 476

An die Freunde Lessing's.

Ein Anhang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.

If a native of Ethiopia were on a Sudden transported into Europe, and plac'd either at Paris or Venice at a time of Carnival, when the general face of mankind was disguis'd and almost every Creature wore a Mask; t'is probable he would for some time be at a stand, before he discover'd the Cheat; not imagining that a whole People cou'd be so fantastical, as upon agreement, at an appointed time, to transform themselves by a variety of habits, and make it a Solemn Practice to impose on one another, by this universal Confusion of Characters and Persons. Tho' he might at first perhaps have look'd on this with a serious eye, it wou'd be hardly possible for him to hold his Countenance, when he had perceiv'd what was carrying on. The Europeans, on their Side, might laugh perhaps at this Simplicity. But our Ethiopian would certainly laugh with better reason. T'is easy to see which of the two wou'd be ridiculous, bear a double share of Ridicule. However, shou'd it so happen, that in the Transport of ridicule, our Ethiopian, having his Head still running upon Masks, and knowing nothing of the fair Complexion and Common Dress of the Europeans, should upon the Sight of a natural face and habit, laugh just as heartly as before: wou'd not he in his turn become ridiculous, by carrying the jest too faar; when by a silly presumption he took Nature for mere Art, and mistook perhaps a Man of Sobriety and Sense for one of those ridiculous Mummers.

Essay on the freedom of Wit and Houmour. P. II. Sect. 1.

Die Anhänglichkeit unſers Freundes an den Spinozismus ſoll nicht bloß Hypotheſe ſein, wie der Patriarch im Nathan ſich ausdrückt, die man ſich etwa ſo erdenkt, um pro et contra zu disputiren. Ein Mann von bewährtem Anſehen in der Republik der Gelehrten, Herr Jacobi, tritt öffentlich auf, behauptet, daß es ein wahres Factum ſei: Leſſing ſei wirklich und in der That ein Spinoziſt geweſen. Die Beweiſe hiervon ſollen in einem Briefwechſel zwiſchen ihm, einer dritten Perſon und mir enthalten ſein, den er dem Ketzergerichte im Publico vorlegt, und der das Factum außer allen Zweifel ſetzen ſoll.

Dieſer Briefwechſel iſt eigentlich die nähere Veranlaſſung, die ich gehabt, meine Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſein Gottes, die ich vor einigen Jahren entworfen hatte, ſchleuniger, als ich Willens war, herauszugeben. Ich erwähnte dieſer Veranlaſſung in der Vorrede zum erſten Theile der Morgenſtunden; den Briefwechſel ſelbſt wollte ich erſt in dem zweiten Theile nachfolgen laſſen. Anfangs war ich zwar Willens, mit dem philoſophiſchen Dispute ſogleich herauszurücken, und erhielt auch des Herrn Jacobi Erlaubniß, von ſeinem Briefe den beliebigen Gebrauch zu machen. Allein es entſtanden ſo manche Bedenklichkeiten. Die Materie ſchien mir zu delicat, und die Leſer zu unvorbereitet, als daß ich es wagen dürfte, eine ſo mißliche Unterſuchung geradezu zu veranlaſſen. Ich wollte vorher die Sache ſelbſt ins Reine bringen, und hernach das berühren, was die Perſonen angehet; zuvörderſt meine Begriffe vom Spinozismus, vom Schädlichen und Unſchädlichen dieſes Syſtems an den Tag legen, und hernach unterſuchen, ob dieſe oder jene

Perſon dem Syſteme anhänge, und in welchem Verſtande ſie das Syſtem genommen habe.

Iſt Leſſing Spinoziſt geweſen? Hat Jacobi Dieſes von ihm ſelbſt gehört? Wie und in welcher Laune waren ſie Beide, als dieſe Vertraulichkeit zwiſchen ihnen vorging? Dieſe Fragen konnten dahingeſtellt bleiben, bis wir mit unſerm Leſer uns über die Sache ſelbſt, über das, was Spinozismus eigentlich ſei, oder nicht ſei, verſtanden hatten. Ich änderte daher meinen erſten Entſchluß, und wollte mir die gütige Erlaubniß meines Correſpondenten bis auf den folgenden Theil vorbehalten. Allein er hat, wie ich ſehe, für gut befunden, mir zuvor zu eilen. Ueber alle Bedenklichkeiten hinweg, wirft er den Zankapfel in das Publicum, und klagt unſern Freund, Gotthold Ephraim Leſſing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfaſſer des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion, bei der Nachwelt als Spinoziſten, Atheiſten und Gotteslästerer an. Was iſt nun zu thun? Wollen wir die Vertheidigung unſers Freundes übernehmen? Das ſtrengſte Glaubensgericht pflegt dieſen Beiſtand dem angeklagten Ketzer nicht zu mißgönnen. Allein, ich dächte, wir könnten getroſt den Verfaſſer des Nathan ſeiner eigenen Vertheidigung überlaſſen, und wenn ich Plato oder Xenophon wäre, ſo würde ich mich wohl hüten, dieſem Sokrates eine Schutzrede zu halten. Leſſing und Heuchler, der Urheber Nathan's und Gotteslästerer! — Wer Dieſes zuſammen denken kann, der allein vermag das Unmögliche, der kann eben ſo leicht Leſſing und Dummkopf zuſammen denken! Indeſſen, da ich doch einmal in die Sache mit verwickelt worden, und Herr Jacobi mich zuerſt in Privatbriefen, und nunmehr öffentlich aufforbert, die Sache unſers Freundes zu übernehmen, ſo laſſen Sie uns gemeinſchaftlich den Grund der Beſchuldigung unterſuchen! Ich werde die Klaganmeldung vor Ihren Augen durchgehen, werde in der Geſchichtserzählung ergänzen, was von meiner Seite zu ergänzen iſt, und Anmerkungen hinzufügen, wo ich ſolche für nöthig halten werde.

Herr Jacobi hatte, wie er erzählt, von einer Freundinn vernommen, Mendelsſohn ſei im Begriffe, über Leſſing's Charakter zu ſchreiben, und erkundigte ſich bei ihr, wie viel oder wenig Mendelsſohn von Leſſing's religiöſen Geſinnungen bekannt geworden wäre. — Er ſchrieb, Leſſing ſei ein Spinoziſt geweſen.

„Meine Freundinn", ſagt er, „faßte meine Idee vollkommen; die Sache ſchien ihr äußerſt wichtig; und ſie ſchrieb den Augenblick an Mendelsſohn, um demſelben, was ich ihr entdeckt hatte, zu offenbaren."

Er fährt fort: „Mendelsſohn erſtaunte, und ſeine erſte Bewegung war, an der Richtigkeit meiner Ausſage zu zweifeln."

Daß ich erſtaunte, iſt wol nicht mehr Geſchichtserzählung ſondern Vermuthung des Erzählers. Was Herr Jacobi der gemeinſchaftlichen Freundinn entdeckt, und dieſe mir offenbart hatte, konnte bei mir in Wahrheit keine Bewegungen von dieſer Art verurſachen. In meiner Ueberzeugung von der Unwahrheit des Spinozismus kann mich weder Leſſing's, noch irgend eines Sterblichen Anſehen im mindeſten irre machen; auf meine Freundſchaft für Leſſing konnte dieſe Nachricht auch keinen Einfluß haben, ſo wie meine Begriffe von Leſſing's Genie und Charakter durch dieſelbe gleichfalls nicht leiden konnten. Leſſing iſt ein Anhänger des Spinoza? Je nun! Was haben die ſpeculativen Lehrſätze mit dem Menſchen gemein? Wer würde ſich nicht freuen, Spinozen ſelbſt zum Freunde gehabt zu haben, ſo ſehr er auch Spinoziſt geweſen? Wer ſich weigern, Spinozens Genie und vortrefflichem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen? — So lange man meinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin auch als Heuchler, anklagte, war mir die Nachricht, Leſſing ſei ein Spinoziſt geweſen, ſo ziemlich gleichgültig. Ich wußte, daß es auch einen geläuterten Spinozismus gibt, der ſich mit Allem, was Religion und Sittenlehre Praktiſches haben, gar wohl verträgt, wie ich ſelbſt in den Morgenſtunden weitläuftig gezeigt; wußte, daß ſich dieſer geläuterte Spinozismus hauptſächlich mit dem Judenthume ſehr gut vereinigen läßt, und daß Spinoza, ſeiner ſpeculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht in andern Schriften das ächte Judenthum beſtritten, und ſich dadurch dem Geſetze entzogen hätte. Die Lehre des Spinoza kömmt dem Judenthume offenbar weit näher, als die orthodoxe Lehre der Chriſten. Konnte ich alſo Leſſing lieben und von ihm geliebt werden, als er noch ſtrenger Anhänger des Athanaſius war, oder ich ihn wenigſtens dafür hielt; warum nicht vielmehr, wenn er ſich dem Judenthum näherte, und ich ihn als Anhänger des Juden Baruch Spinoza erkannte? Der Name

ſchloſſen, bis zum Eigenſinne, und von der andern offen, bis zur kindiſchen Leichtſinnigkeit. Aber herzlich leid würde es mir ſein um mich, um meinen Freund Leſſing, und um Herrn Jacobi ſelbſt, wenn dem alſo wäre.

Um mich; denn ich geſtehe, es würde mich ſehr demüthigen, wenn unſer Freund Leſſing mich, der ich dreißig und mehrere Jahre mit ihm in vertraulicher Freundſchaft gelebt, mit ihm unaufhörlich nach Wahrheit geforſcht, und von dieſen wichtigen Dingen mich beſtändig mündlich und ſchriftlich mit ihm unterhalten — mich, der ihn ſo liebte, ſo von ihm geliebt ward, dieſes Zutrauens nicht gewürdigt haben ſollte, das ein anderer Sterblicher in wenigen Tagen des freundſchaftlichen Umganges zu erhalten gewußt hätte. Ich geſtehe meine Schwachheit. Ich kenne kein irdiſches Geſchöpf, dem ich dieſen Vorzug nicht mißgönnen würde.

Um unſeres Freundes Leſſing willen; wie ſehr müßte der in den letzten Tagen ſeines Lebens geſunken ſein, wenn er alles Das in vollem herzlichen Vertrauen geſagt hätte, was er in dieſer Unterredung geſagt haben ſoll. So, wie er in dieſer Unterredung erſcheint, iſt er nicht der kühne, entſchloſſene Denker, der ſeiner Vernunft folgt und von ihr auf Irrwege geführt wird; er iſt ein ſchaler Atheiſt, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, ſondern irgend eines kindiſchen-Witzlings, der ſich eine Freude macht, Das mit Füßen von ſich zu ſtoßen, was ſeinem Nebenmenſchen ſo wichtig und ſo theuer iſt.

Herr Jacobi geſtehet zwar, die Unterredungen abgekürzt und zuſammengezogen zu haben. Allein ſeiner bekannten Rechtſchaffenheit nach kann man ſicher vorausſetzen, daß die Hauptſache, worauf es ankömmt, dadurch nicht gelitten, und jeder Perſon Das zugeſchrieben worden, was ſie wirklich geſagt hat. Nun findet man in Allem, was Leſſing vorbringt, nicht Einen geſunden Gedanken. Alle Vernunftgründe fallen auf den Antheil des Herrn Jacobi. Dieſer vertheidiget den Spinozismus mit allem Scharfſinne, deſſen dieſes Syſtem fähig iſt. Leſſing macht nicht die mindeſte Gegenerinnerung von Belang; läßt auch ſolche Gründe als richtig und überführend gelten, die wir in früheren Unterredungen ſo oft in Ueberlegung genommen und nach ihrem wahren Werthe gewürdigt haben, und unterbricht ſeinen Freund bloß hier und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinausläuft. Konnte ſich Leſſing in einer aufrichtigen, freundſchaftlichen Her-

zensergießung ſo ſehr vergeſſen? — Und nun vollends ſein Urtheil über das Gedicht Prometheus, das ihm Jacobi in die Hände gab, ſicherlich nicht ſeiner Güte, ſondern ſeines abenteuerlichen Inhaltes wegen, und das Leſſing ſo gut fand. Armer Kunſtrichter! wie tief mußteſt du geſunken ſein, dieſe Armſeligkeit im Ernſte gut zu finden! — In beſſern Tagen ſah ich ihn öfters weit leidlichere Verſe dem Dichter wieder in die Hände ſtecken, mit den Worten: „Recht gut, Freund, recht gut! aber wozu Verſe? Sehen Sie doch erſt zu, ob Ihnen die Gedanken in Proſa gefallen würden!“ Herr Jacobi hat Bedenken getragen, dieſe Verſe ohne Verwahrungsmittel mit abdrucken zu laſſen, und daher ein ſchuldloſes Blättchen mit eingelegt, das Leſer von zärtlichem Gewiſſen, an die Stelle der verführeriſchen Verſe, können einheften laſſen. Meinem Geſchmacke nach würde Leſſing die Warnung ſchädlicher gefunden haben, als das Gift. Wer durch ſchlechte Verſe um ſeine Religion kommen kann, muß ſicherlich wenig zu verlieren haben. Mit einem Worte, in Allem, was Leſſing in dieſem Geſpräche vorbringet, verkenne ich ſeinen Charakter völlig, wenn es ernſthafte, freundſchaftliche Vertraulichkeit ſein ſollte; verkenne ſeinen Scharfſinn und ſeine Laune, ſeine Philoſophie und ſeine Kritik.

Aber auch um Herrn Jacobi würde mir's herzlich leid ſein, wenn er ſelbſt die Unterredung Leſſing's für eine Vertraulichkeit genommen hätte, die ihm unſer Freund machte. Alle Freunde und Bekannte des Herrn Jacobi loben ſeine Rechtſchaffenheit, erheben ſein Herz noch über ſeine Geiſtesgaben. Wie würde ſich aber ſein Betragen gegen Leſſing mit dieſer Rechtſchaffenheit vereinigen laſſen? Sein Freund legt ein Bekenntniß in ſeinem Schooße nieder, und er verräth es dem Publicum; ſein Freund macht ihn in den letzten Tagen ſeines Lebens zum Vertrauten ſeiner Schwachheit, und er ſucht damit deſſen Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken. Er klagt endlich dieſen ſeinen Freund an, ohne von dem Vergehen deſſelben einen andern Zeugen anführen zu können, als ſeine eigene Perſon. Seine eigene Perſon, indem er geſtehet, Mitſchuldiger geweſen zu ſein, ja ſogar den wichtigſten Antheil gehabt, und ſeinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben. Er iſt endlich vorſichtig genug, ſich ſelbſt eine Hinterthüre zum Rückzuge offen zu halten, durch welche er dem Atheismus entläuft, und zur ſichern Fahne des Glaubens zurückkehrt. Warum ſchlägt

er ſie aber hintet ſich zu und läßt nicht auch den armen Mitſchuldigen entſchlüpfen? Warum muß Dieſer ſo wehr- und waffenlos daſtehen und preisgegeben werden? Ich wiederhole es nochmals: Wenn Jacobi ſelbſt geglaubt hätte, Leſſing habe ihm ein Geheimniß anvertraut, das er verſchwiegen wiſſen wollte, ſo wäre ſein Betragen unverantwortlich.

Aber noch weit unerklärbarer wäre mir ſein Betragen in Abſicht auf mich. Im Eingange zu ſeiner Schrift (S. 3) erzählt er, Leſſing habe ihm zu erkennen gegeben, daß er mich unter ſeinen Freunden am Höchſten ſchätze; nun habe er, Jacobi, in einer mit Leſſing gehabten philoſophiſchen Unterredung ſeine Verwunderung darüber geäußert, daß ein Mann, wie ich, mich des Beweiſes von dem Daſein Gottes aus der Idee ſo eifrig, wie in der Abhandlung von der Evidenz geſchehen, hätte annehmen können, und Leſſing's Entſchuldigungen, fährt Jacobi fort, führten mich geradezu auf die Frage: „ob er ſein eigenes Lehrgebäude nie gegen Mendelsſohn behauptet hätte?" — „Nie", antwortete Leſſing. „Einmal ſagte ich ihm ungefähr Das, was Ihnen in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes (§. 73) aufgefallen iſt. Wir wurden nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei."

Leſſing alſo hatte Nachſicht für meine Schwachheit, entſchuldigte meinen Eifer für die metaphyſiſche Argumentation a priori, und verheimlichte mir, ſeinem ſo hochgeſchätzten Freunde, ſein wahres Syſtem; wahrſcheinlicher Weiſe, um mir nicht eine Ueberzeugung zu rauben, mit der er mich ſo ruhig, ſo glücklich leben ſah. Dieſes hört Herr Jacobi aus ſeinem eigenen Munde, zu eben der Zeit, da er ihn zum Vertrauten ſeines großen Geheimniſſes macht; und gleichwol bin ich der Erſte, den Herr Jacobi aufſucht, um mir dies gefährliche Geheimniß aufzubringen, mit welchem mich mein Freund ſo viele Jahre hindurch hat verſchont wiſſen wollen. Wenn die Sachen ſich völlig ſo verhalten, wie ſie den Schein haben, ſo frage ich: Wer hat hier mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit zu erkennen gegeben, der Atheiſt, der ſeinem geliebten Freunde die Ueberzeugung von der natürlichen Religion nicht entziehen will, mit welcher er ihn glücklich ſieht, oder der rechtgläubige Chriſt, der gleichſam ohne Erbarmen dem Lahmen die Krücke aus den Händen ſchlägt, an welcher er ſich noch ſo ziemlich fortſchleppt?

Um alle dieſe Schwierigkeiten und anſcheinende Widerſprüche

zu heben, weiß ich nur einen einzigen Weg, mir den Verlauf der Sache vorzuſtellen, und ſo ſehr dieſer Weg von meiner Seite bloß Hypotheſe ſein kann, ſo ſcheinet er mir doch, wenn ich die Abſicht ſehe, die Herr Jacobi zu erkennen gibt, ſehr natürlich und dem Charakter der intereſſirten Perſonen angemeſſen zu ſein.

„Die Abſicht des Werks", ſagt Herr Jacobi in dem Vorberichte, „habe ich hinter dem letzten Briefe kurz geſagt, und hernach bis ans Ende deutlich genug, wie ich glaube, zu erkennen gegeben." Nichts kann in Wahrheit deutlicher ſein, und ſie iſt ehrlich und gut gemeint, dieſe Abſicht. Herr Jacobi geht offenbar darauf aus, ſeine Nebenmenſchen, die ſich in der Einöde der Speculation verloren haben, auf den ebenen und ſichern Pfad des Glaubens zurück zu führen. Dahin zielen alle ſeine Unterhaltungen mit Leſſing; dahin auch ſein Briefwechſel mit Hemſterhuis, und der mit unſrer Freundinn und mir.

Was zuvörderſt Leſſing betrifft, ſo glaubte er vielleicht ſelber nicht, daß ihm dieſer ein ſonderliches Geheimniß anvertrauet hätte, ſondern hielt ihn vielmehr für einen Mann von unſtäten Grundſätzen, der bald Dieſes, bald Jenes, heute den Theismus, morgen Atheiſterei, und vielleicht Tages darauf Aberglauben mit gleichem Scharfſinne zu behaupten das Talent hat; der auch ſeine Behauptung niemals zu verheimlichen ſucht, ſondern ſo, wie ſie ihm die Laune, oder der Geiſt des Widerſpruchs eingibt, auch öffentlich zu erkennen zu geben kein Bedenken trägt. Er hielt ihn für einen irrigen und in ſeinen Subtilitäten verlorenen Sophiſten, der Wahrheit und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz ſo viel als Philoſophie gilt, und dem, wenn er in der Stimmung iſt, Gotteslästerung Stärke des Geiſtes zu ſein ſcheint.

In dieſer traurigen Verwirrung des Geiſtes glaubte Jacobi unſern Freund gefunden zu haben, und er faßte den edelmüthigen Entſchluß, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen. Als geſchickter Arzt wagte er es, das Uebel Anfangs in etwas zu verſchlimmern, um es hernach deſto ſicherer curiren zu können. Er führte Leſſing tiefer in die Irrgänge des Spinozismus hinein, verleitete ihn in die dornigten Hecken des Pantheismus, um ihm den einigen Ausgang, den er ihm alsdenn zeigen würde, deſto angenehmer zu machen. Dieſer iſt, wie wir nun deutlich genug erkennen, ein Rückzug unter die Fahne des Glaubens. Er wollte ihn überzeugen, daß ſich gewiſſe Dinge, wie er ſich (S. 29) aus-

drückt, nicht entwickeln laſſen, vor denen man darum die Augen nicht zudrücken, ſondern ſie ſo, wie man ſie findet, nehmen, und ſich aus ſeiner Philoſophie, die den vollkommenen Skepticismus nothwendig mache, zurückziehen müſſe. Auf Leſſing's neugierige Frage: Und ziehen dann — wohin? wird geantwortet: Dem Lichte nach, wovon Spinoza ſagt, daß es ſich ſelbſt und auch die Finſterniß erleuchtet; und alſo ſollte Spinoza ſelbſt Leſſingen wieder auf den Weg zur Wahrheit bringen, von dem er ihn ſo weit abgeführet hatte.

Unſer Freund, der die ehrliche Abſicht des Herrn Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war ſchalkhaft genug, ihn in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu beſtärken. Theils mag ihn das Spiel ergötzt haben, theils auch kann er an dem Scharfſinne Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu vertheidigen wußte. Sie wiſſen, daß unſer Freund mehr Vergnügen fand, einen ungereimten Satz mit Scharfſinn behaupten, als die Wahrheit ſchlecht vertheidigen zu hören. Er ſpielte daher vollkommen den aufmerkſamen Schüler, widerſprach nie, ſondern ſtimmte in Alles mit ein, und ſuchte nur den Discurs, wenn er ausgehen wollte, durch Witzelei wieder in den Gang zu bringen. Daher mußte auch ich, ob ich gleich ſein vertrauteſter Freund war, von dieſem großen Geheimniſſe nichts wiſſen; darum konnte auch Gleimen kein Antheil an dieſer metaphyſiſchen Comödie gegeben werden. Der gute jovialiſche Gaſtfreund, dem die Philoſophie und die Laune ſeines Gaſtes nicht unbekannt war, würde der Schäckerei bald ein Ende gemacht haben. Daher auch endlich die gezwungenen Einfälle und Plattheiten, das Wohlgefallen an ſchlechten Verſen, das einem Leſſing ſo unnatürlich iſt.

Dem ſei, wie ihm wolle! — ich fahre in meiner Hypotheſe fort; denn ſie ſcheint mir immer natürlicher — ſo merkte Herr Jacobi nun zwar, daß ihm ſein Verſuch an Leſſing mißlinge, glaubte aber, immer noch in derſelben frommen Abſicht, das Exempel Leſſing's allen andern Klüglingen zur erbaulichen Warnung aufſtellen zu müſſen, damit ſie frühzeitig das Hülfsmittel ergriffen, das ſie am Ende, ohne alle Rettung aufzugeben, doch nicht entbehren könnten. Wollen ſie, mit Leſſing und Leibnitz und Wolf und allen übrigen metaphyſiſchen Demonſtranten, nicht auch Determiniſten, und folglich nach Jacobi's Begriffen (S. 172) Fataliſten und Spinoziſten und alſo Atheiſten werden, oder ſich dem äußerſten Skepticismus überlaſſen, ſo lernen

ſie frühzeitig dem Lichte nachgehen, das auch die Finſterniß erleuchtet! Jeder Erweis, wie es ferner daſelbſt heißt, ſetzt etwas ſchon Erwieſenes zum voraus, wovon das Principium Offenbarung iſt; und ferner: Das Element aller menſchlichen Erkenntniß und Wirkſamkeit iſt Glaube.*)

Da Herr Jacobi mich nicht kennet, ſo mag auch ich ihm als ein ſolcher Vernünftling beſchrieben worden ſein, der der Vernunft zu viel und dem Glauben gar nichts einräumt; der in dem Wahne ſteht, daß er durch Hülfe metaphyſiſcher Demonſtrationen Alles ausrichten, durch ſeine Quidditäten etwa Geiſter bannen, oder der geheimen Geſellſchaft entgegen arbeiten könne. Daher ſeine ernſtliche Bemühung, auch mich, wo möglich, von dieſer Krankheit zu heilen. Daher erlaubte er ſich, mir alſogleich das Geheimniß zu entdecken, das unſer Freund mir ſo gefliſſentlich ſoll haben verbergen wollen. Die gute ehrliche Abſicht, mich in den Schooß des Glaubens zu führen, wenn ſie nicht Alles rechtfertigt, ſo kann ſie wenigſtens Vieles entſchuldigen.

Ich hatte gleich Anfangs ſo etwas vermuthet, wie ich denn ſchon ſehr oft dergleichen gutgemeinte Verſuche von meinen Zeitgenoſſen erfahren habe. Ich gab daher dem Herrn Jacobi in meiner Antwort zu verſtehen, daß die Cur an mir vergeblich angebracht ſei, und daß ich in Abſicht auf Lehren und ewige Wahrheiten keine andere Ueberzeugung kenne, als die Ueberzeugung durch Vernunftgründe. Das Judenthum befiehlt Glauben an hiſtoriſche Wahrheiten, an Thatſachen, auf welche ſich die Autorität unſers poſitiven Ritualgeſetzes gründet. Das Daſein und die Autorität des höchſten Geſetzgebers aber muß durch die Vernunft erkannt werden, und hier findet nach den Grundſätzen des Judenthums und den meinigen keine Offenbarung und kein Glaube ſtatt. Auch iſt das Judenthum keine geoffenbarte Religion, ſondern geoffenbartes Geſetz. Ich hätte alſo,

*) Dieſer Satz wird in der Note mit einer Stelle aus Lavater belegt, in welcher erwieſen ſein ſoll, daß Wahrheitsſinn (anſchauende Erkenntniß) Element und Principium des Glaubens ſei. Wenn Dieſes der Glaube und die Offenbarung iſt, die man uns anbietet: ſo hat freilich aller weitere Streit ein Ende; ſo hatte auch Ariſtoteles Offenbarungen und Spinoza war ein Glaubenshelb.

sagte ich, als Jude, einen Grund mehr, Ueberzeugung durch Vernunftgründe zu suchen.

Es sei mir erlaubt, hier über diese Aeußerung, die gar leicht gemißdeutet werden könnte, mich etwas näher zu erklären. Was ich vom Judenthume behaupte, daß es schlechterdings keinen Glauben an ewige Wahrheiten, sondern bloß historischen Glauben voraussetze, habe ich an einem schicklichern Orte*) deutlich gezeigt, worauf ich den Leser verweisen muß. Die hebräische Sprache hat sogar kein eigentliches Wort für Das, was wir Religion nennen. Auch ist das Judenthum keine Offenbarung von Lehrsätzen und ewigen Wahrheiten, die zu glauben befohlen werden. Es bestehet einzig und allein in geoffenbarten Gesetzen des Gottesdienstes, und setzet natürliche und vernunftmäßige Ueberzeugung von Religionswahrheiten voraus, ohne welche keine göttliche Gesetzgebung statt haben kann. Wenn ich aber von vernunftmäßiger Ueberzeugung rede, und solche im Judenthum als unbezweifelt voraussetzen will, so ist die Rede nicht von metaphysischer Argumentation, wie wir sie in Büchern zu führen gewohnt sind; nicht von schulgerechten Demonstrationen, die alle Proben des subtilsten Zweifelmuths bestanden sind; sondern von den Aussprüchen und Urtheilen eines schlichten gesunden Menschenverstandes, der die Dinge gerade ins Auge faßt und ruhig überlegt. Zwar bin ich ein großer Verehrer der Demonstrationen in der Metaphysik, und fest überzeugt, daß die Hauptwahrheiten der natürlichen Religion so apodiktisch erweislich sind, als irgend ein Satz in der Größenlehre. Gleichwol aber hängt selbst meine Ueberzeugung von Religionswahrheiten nicht so schlechterdings von metaphysischen Argumentationen ab, daß sie mit denselben stehen und fallen müßte. Man kann mir wider meine Argumente Zweifel erregen, mir in denselben Schlußfehler zeigen, und meine Ueberzeugung bleibt dennoch unerschütterlich. Petrus Ramus, der wider die ersten Grund- und Heischesätze des Euklides eine Menge von Zweifeln zu erregen wußte, blieb dennoch von der Wahrheit der euklidischen Elemente völlig überzeugt. Mancher Mathematiker kann die Evidenz des Euklidischen Grundsatzes von den Parallelen in Zweifel ziehen, und dennoch auf die Wahrheit und Unumstößlichkeit der darauf gebauten Grundsätze sein Glück und sein Leben hingeben. Nun dünkt mich, die Evidenz der

*) Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum.

natürlichen Religion ſei dem unverdorbenen, nicht gemißleiteten Menſchenverſtande eben ſo hell einleuchtend, eben ſo unumſtößlich gewiß, als irgend ein Satz in der Geometrie. In jeder Lage des Lebens, in welcher der Menſch ſich befindet; auf jeder Stufe der Aufklärung, auf welcher er ſtehet, hat er Data und Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug, ſich von den Wahrheiten der Vernunftreligion zu überführen. Das Argument jenes Grönländers, der mit dem Miſſionar an einem ſchönen Morgen auf dem Eisſpiegel herumging, die Morgenröthe zwiſchen den Eisgebirgen hervorblitzen ſah, und zum Herrnhuter ſprach: Sieh, Bruder, den jungen Tag! wie ſchön muß Der ſein, der Dieſes gemacht hat! dieſes Argument, welches für den Grönländer, bevor der Herrnhuter ſeinen Verſtand gemißleitet hatte, ſo überzeugend war, iſt es auch noch für mich; hat für mich noch dieſelbige Kraft, ſo wie das ſchlichte, kunſtloſe Argument des Pſalmiſten:

Der das Ohr gepflanzt hat,
Muß doch wohl hören?
Der das Auge gebildet hat,
Muß doch wohl ſehen?
Der den Menſchenſohn Erkenntniß lehrt,
Der Ewige, erkennet auch des Menſchen Gedanken.

Dieſer natürliche, kinderleichte Schluß hat noch für mich alle Evidenz eines geometriſchen Grund- und Heiſcheſatzes, und die ſiegreiche Gewalt einer unumſtößlichen Demonſtration. Meiner Speculation weiſe ich bloß das Geſchäft an, die Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes zu berichtigen, und ſo viel als möglich in Vernunfterkenntniß zu verwandeln. So lange ſie beide, geſunde Vernunft und Speculation, noch in gutem Vernehmen ſind, ſo folge ich ihnen, wohin ſie mich leiten. Sobald ſie ſich entzweien, ſo ſuche ich mich zu orientiren, und ſie beide, wo möglich, auf den Punkt zurückzuführen, von welchem wir ausgegangen ſind. Da Aberglaube, Pfaffenliſt, Geiſt des Widerſpruchs und Sophiſterei uns durch ſo vielerlei Spitzfindigkeiten und Zauberkünſte den Geſichtskreis verdreht, und den geſunden Menſchenverſtand in Verwirrung gebracht haben, ſo müſſen wir freilich wieder Kunſtmittel anwenden, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir müſſen die metaphyſiſchen Subtilitäten, deren man ſich bedient, um uns zu mißleiten, gegen die Wahrheit halten, vergleichen, unterſuchen und prüfen, und wenn ſie die Probe nicht beſtehen, durch noch feinere Begriffe zu verdrängen ſuchen. Zur wahren,

ächten Ueberzeugung von der natürlichen Religion, zur Ueberzeugung, wie sie auf die Glückseligkeit des Menschen nur irgend Einfluß haben kann, sind diese gekünstelten Methoden von keiner Nothwendigkeit. Der Mensch, dessen Vernunft durch Sophisterei noch nicht verdorben ist, darf nur seinem geraden Sinne folgen, und seine Glückseligkeit stehet fest. Ich werde hiervon weitläuftiger in der Fortsetzung meiner Morgenstunden handeln, und begnüge mich, hier bloß die Worte eines Weltweisen anzuführen, der in zwei kleinen sehr lesenswerthen Schriftchen*) viel gesunde Philosophie hat, und doch mit der Philosophie so unzufrieden ist:

„Natürliche Religion ist zugleich die einfachste und faßlichste Religion; sie ist so leicht, so Jedermanns Fähigkeiten angemessen, daß man erstaunen muß, wenn man Philosophen ernsthaft behaupten hört, sie sei nicht für den gemeinen Mann. — Vielfältig habe ich beim Landmanne versucht, ihm die natürlichen Ideen vom obersten Wesen vorzulegen; jedesmal begriff er schnell, behielt fest, urtheilte richtig; er fühlte ihre Kraft, sie erheiterten, sie beruhigten, sie stärkten seine Seele. Diese Ideen sind mit Allem, was schön, gut und vollkommen unter den Menschen ist, verwandt; sie geben Diesem Licht, und erhalten von ihm; Eins macht das Andere anschaulich, Eins verstärkt das Andere."

„Halte ich die Leichtigkeit natürlicher und die Schwierigkeit geoffenbarter Begriffe gegen die Behauptung: Der gemeine Mann könne die ersten nicht, aber die letzten verstehen; so steht mein Verstand still u. s. w."

Ich kehre von meiner Abschweifung auf die Erklärung gegen Herrn Jacobi zurück, und hier sind die Erinnerungen über seine Unterredungen mit Lessing, die ich ihm bei dieser Gelegenheit zuschickte, und auf welche sich seine folgende Schreiben beziehen.

Erinnerungen an Herrn Jacobi.

Sie sagen: „Ein jedes Entstehen im Unendlichen, unter was für Bilder man es auch verkleide, durch einen jeden Wechsel in demselben, werde ein Etwas aus dem Nichts gesetzt", und glauben, „Spinoza habe daher jeden Uebergang des Unendlichen zum Endlichen, überhaupt alle causas transitorias, secundarias und remotas, verwiesen, und

*) Der Dorfprediger, und: Die Dorfschule.

an die Stelle des emanirenden, ein nur immanentes Ensoph, eine inwohnende ewig in sich unveränderliche Ursache der Welt gesetzt, welche mit allen ihren Folgen zusammen genommen, Eins und Dasselbe wäre." Hier stoße ich auf Schwierigkeiten, die ich mir zu heben nicht im Stande bin. 1) Wenn eine Reihe ohne Anfang dem Spinoza nichts Unmögliches schien, so führte ja das emanirte Entstehen der Dinge nicht nothwendig auf ein Werden aus Nichts. 2) Sind diese sichtbaren Dinge dem Spinoza etwas Endliches: so kann ihr Inwohnen in dem Unendlichen eben so wenig, ja wie mich dünkt, noch weniger begriffen werden, als ihr Ausfluß aus demselben. Kann das Unendliche nichts Endliches wirken, so kann es auch nichts Endliches denken.

Ueberhaupt scheint das System des Spinoza nicht geschickt zu sein, Schwierigkeiten dieser Art zu heben. Sie müssen in Absicht auf die Gedanken eben so wohl statt finden, als in Absicht auf ihre wirklichen Gegenstände. Was objective nicht wirklich werden kann, das kann subjective nicht gedacht werden. Dieselbe Schwierigkeit, die Spinoza findet, das Endliche außer Gott wirklich sein zu lassen, dieselbe Schwierigkeit, sage ich, muß er wieder finden, wenn er es in das göttliche Wesen hineinverlegt, und als Gedanken der Gottheit betrachtet.

In der Folge erklären Sie eine Stelle im Spinoza, deren Lessing als des Dunkelsten in demselben erwähnte, die auch Leibnitz*) so gefunden und nicht ganz verstanden hat, nämlich, daß die unendliche Ursache, wie Sie sich ausdrücken, explicite weder Verstand noch Willen habe, weil sie ihrer transcendentalen Einheit und durchgängigen absoluten Unendlichkeit zufolge keinen Gegenstand des Denkens und des Wollens haben könne. Sie erklären sich ferner, daß Ihre Meinung nur dahin ginge, der ersten Ursache, die unendlicher Natur ist, bloß einzelne Gedanken, einzelne Bestimmungen des Willens abzusprechen, und setzen den Grund hinzu, weil ein jeder einzelne Begriff aus einem andern einzelnen Begriffe entspringen und sich auf einen wirklich vorhandenen Gegenstand unmittelbar beziehen muß. Daher Sie in der ersten Ursache bloß den innern ersten allgemeinen Urstoff des Verstandes und des Willens zugeben wollen. Ich muß be-

*) Theod. §. 173.

kennen, daß ich dieſe Erklärung eben ſo wenig verſtehe, als die Worte des Spinoza ſelbſt. Die erſte Urſache hat Gedanken, aber keinen Verſtand. Sie hat Gedanken; denn die Gedanken ſind, nach dem Spinoza, eine Haupteigenſchaft der einzigen wahren Subſtanz; gleichwol hat ſie keine einzelnen Gedanken, ſondern nur den allgemeinen Urſtoff derſelben. Welches Allgemeine läßt ſich ohne das Einzelne begreifen? Iſt nicht Dieſes noch unverſtändlicher, als eine formloſe Materie, ein Urſtoff ohne Bildung, ein Weſen, das nur allgemeine und keine beſondern Merkmale hat? Sie ſagen: Die abſolute Unendlichkeit hat keinen Gegenſtand des Denkens. Iſt ſie aber nicht ſelbſt, ſind ihre Eigenſchaften und Modificationen ihr nicht Gegenſtand des Denkens? Und wenn ſie keinen Gegenſtand des Denkens, keinen Verſtand hat, wie iſt das Denken gleichwol ihr Attributum; wie iſt ſie gleichwol die einzig denkende Subſtanz? Ferner, ihre Modificationen, oder die zufälligen Dinge, haben wirklich einzelne Beſtimmungen des Willens; und ſie ſelbſt hätte bloß den allgemeinen Urſtoff deſſelben? Beim Spinoza verſtehe ich Dieſes wenigſtens doch halb. Er ſetzt den freien Willen bloß in eine unbeſtimmte abſichtloſe Wahl des vollkommen Gleichgültigen. Dieſe ſchien ihm der Modification der Gottheit, in ſo weit ſie ein endliches Weſen vorſtellt, zukommen zu können; der Gottheit ſelbſt aber, in ſo weit ſie ein unendliches Weſen iſt, ſprach er eine ſolche abſichtloſe Willkür mit Recht ab. Die Erkenntniß des Guten, durch welche eine freie Wahl bewirkt wird, gehörte nach ſeiner Meinung mit zu den Eigenſchaften des Verſtandes, und iſt in ſo weit von der ausgemachteſten Nothwendigkeit; daher alle Folgen, ſie mögen aus der Erkenntniß des Wahren und Falſchen, oder aus der Erkenntniß des Guten und Böſen herkommen, nach ſeiner Theorie von gleicher Nothwendigkeit ſein müßten. Da Sie aber, mein Herr, das Syſtem der Determiniſten annehmen, und auch beim Menſchen ſelbſt keine andere Wahl, als die aus der letzten praktiſchen Erwägung aller Bewegungsgründe und Triebfedern entſpringt, zulaſſen, ſo ſehe ich keinen Grund, warum Sie eine ſolche ewig vorher determinirte Wahl der unendlichen Urſache abſprechen? In ſo weit freilich wol, da Sie der Unendlichkeit die wahre Individualität abſprechen, kann ihr auch kein Wille, keine Freiheit zukommen; denn dieſe ſetzen wirkliche einzelne Subſtantialität voraus. Allein, Dieſes iſt einmal der Grund nicht, den Sie anführen, und ſodann ſcheint es mir auch dem Syſtem

des Spinoza gerade entgegen geſetzt zu ſein, wie ich weiter unten auszuführen Gelegenheit haben werde.

Nach Spinoza's Begriff iſt Alles, was in der ſichtbaren Welt erfolgt, von der ſtrengſten Nothwendigkeit, weil es ſo und nicht anders in dem göttlichen Weſen und in den möglichen Modificationen ſeiner Eigenſchaften gegründet iſt. Was nicht wirklich erfolgt, iſt ihm auch nicht möglich, nicht denkbar. Hätte alſo Spinoza zugegeben, daß nur der Satz des Widerſpruches, wie Bayle, Leibnitz und Andere dafürhalten, der innern Möglichkeit Ziel ſetze, ſo hätte er allerdings, wie Leibnitz von der angeführten Stelle richtig erinnert, alle Romane der Scudery und alle Erdichtungen des Arioſt, für wirkliche Begebenheiten halten müſſen. Allein Spinoza hielt auch Das für unmöglich, was zwar keinen Widerſpruch enthält, aber doch in den göttlichen Modificationen, als der nothwendigen Urſache aller Dinge, nicht gegründet iſt. Sie ſehen hier den Weg, auf welchem auch Spinoza zum perfectissimo gelangt ſein würde, wenn er ſich mit den Determiniſten über den Begriff von Freiheit hätte vertragen können. Nur nach dem Syſtem des perfectissimi läßt ſich begreifen, warum dieſe und keine andere Reihe von Beſtimmungen innerhalb des göttlichen Weſens wirklich geworden, oder nach Spinoza's Art ſich auszudrücken, keine andere möglich geweſen.

Was Sie hierauf von Folge und Dauer ſagen, hat völlig meinen Beifall, nur daß ich nicht ſagen würde, ſie ſeien bloßer Wahn. Sie ſind nothwendige Beſtimmungen des eingeſchränkten Denkens; alſo Erſcheinungen, die man doch von bloßem Wahn unterſcheiden muß.

Ihr Salto mortale iſt ein heilſamer Weg der Natur. Wenn ich der Speculation eine Zeit lang durch Dornen und Hecken nachgeklettert bin, ſo ſuche ich mich mit dem bon sens zu orientiren und ſehe mich wenigſtens nach dem Wege um, wo ich wieder mit ihm zuſammenkommen kann. Da ich nicht in Abrede ſein kann, daß es Abſichten gibt, ſo iſt Abſicht haben eine mögliche Eigenſchaft des Geiſtes, und in ſo weit es kein bloßes Unvermögen iſt, ſo muß es auch irgend einem Geiſte in dem allerhöchſten Grade zukommen; mithin gibt es außer dem Denken auch noch ein Wollen und Thun, die Eigenſchaften des Unendlichen ſein können und alſo ſein müſſen.

Der Einfall, den Leſſing hierauf vorgebracht, iſt ganz in

seiner Laune; einer von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinauszuspringen, und eben deswegen nicht von der Stelle kam. Zweifeln, ob es nicht Etwas gibt, das nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt; Dieses nenne ich einen Sprung über sich selbst hinaus. Mein Credo ist: Was ich als wahr nicht denken kann, macht mich, als Zweifel, nicht unruhig. Eine Frage, die ich nicht begreife, kann ich auch nicht beantworten, ist für mich so gut, als keine Frage. Es ist mir niemals eingefallen, auf meine eigne Schultern steigen zu wollen, um freiere Aussichten zu haben.

Lessing läßt in einem seiner Lustspiele Jemanden, der Zauberei zu sehen glaubt, von einem brennenden Lichte sagen: Dieses Licht brennt nicht wirklich, es scheint nur zu brennen; es scheint nicht wirklich, es scheint nur zu scheinen. Der erste Zweifel hat einigen Grund, der zweite aber widerlegt sich selber. Was scheint, muß wirklich scheinen. Ein jedes Phänomen ist, als Phänomen, von der höchsten Evidenz. Alle Gedanken sind, subjective betrachtet, von der ausgemachtesten Wahrheit. Also ist auch die Kraft zu denken eine wirklich primitive Kraft, die nicht in einer höhern ursprünglichen Kraft gegründet sein kann. Auch scheinen Sie selbst auf diesen wunderlichen Einfall unsers Lessing kein sonderliches Gewicht zu legen.

Wenn Sie aber S. 13 sagen, die unendliche einzige Substanz des Spinoza habe für sich allein und außer den einzelnen Dingen kein bestimmtes vollständiges Dasein, so werfen Sie mich auf einmal aus dem ganzen Concepte heraus, das ich mir vom Spinozismus gemacht habe. Also haben die einzelnen Dinge nach diesem System ihr wirkliches bestimmtes Dasein und ihr Zusammen ist auch nur Eins, hat aber kein bestimmtes vollständiges Dasein? Wie soll ich Dieses verstehen? oder mit Ihren übrigen Aeußerungen zusammenbringen?

Wenn Spinoza, wie Sie in der Folge anmerken, über die Freiheit so gedacht hat, wie Leibnitz, so hat er auch zugeben müssen, daß die Erkenntniß des Guten und Bösen eben so wenig, als die Erkenntniß des Wahren und Falschen, in Ansehung der vollkommensten Ursache ohne alle Folgen sein könne, daß also die vollkommenste Ursache am Guten Wohlgefallen, am Bösen

Mißfallen, das heißt, Abſichten haben, und wenn ſie wirkt, nach Abſichten wirken müſſe.

Hier iſt abermals der Ort, wo der Philoſoph nach der Schule dem Spinoziſten begegnet, und wo ſie ſich brüderlich umarmen.

S. 26 ſtoße ich auf eine Stelle, die mir ſchlechterdings unverſtändlich iſt. Das Denken, ſagen Sie, iſt nicht die Quelle der Subſtanz, ſondern die Subſtanz iſt die Quelle des Denkens. Alſo muß vor dem Denken etwas nicht Denkendes als das Erſte angenommen werden; etwas, das, wenn ſchon nicht durchaus in der Möglichkeit, doch in der Vorſtellung, dem Weſen, der inneren Natur nach, als das Vorderſte gedacht werden muß. Sie ſcheinen mir hier mit unſerem Freunde etwas denken zu wollen, das kein Gedanke iſt; einen Sprung ins Leere zu thun, dahin uns die Vernunft nicht folgen kann. Sie wollen ſich etwas denken, das vor allem Denken vorhergeht, und alſo dem allervollkommenſten Verſtande ſelbſt nicht denkbar ſein kann.

Mich dünkt, die Quelle aller dieſer Scheinbegriffe liegt darin, daß Sie Ausdehnung und Bewegung für die einzige Materie und Objecte der Gedanken halten, und auch dieſe nur, in ſo weit ſie wirklich exiſtiren. Ich weiß nicht, mit welchem Grunde Sie Dieſes, als ausgemacht, vorausſetzen. Kann das denkende Weſen ſich nicht ſelbſt Stoff und Gegenſtand ſein? Wir wiſſen, wie uns zu Muthe iſt, wenn wir Schmerz, Hunger, Durſt, Froſt oder Hitze leiden, wenn wir fürchten, hoffen, lieben, verabſcheuen u. ſ. w. Nennen Sie Dieſes Gedanken, Begriffe oder Empfindungen und Affectionen der Seele; genug, daß ſie bei allen dieſen Affectionen weder Ausdehnung noch Bewegung zum Gegenſtande hat. Ja, bei den ſinnlichen Empfindungen ſelbſt, was hat der Schall, der Geruch, die Farbe, oder was hat der körperliche Geſchmack mit Ausdehnung und Bewegung gemein? Ich weiß wohl, daß Locke die Weltweiſen gewöhnt hat, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Bewegung für Qualitates primitivas zu halten, und die Erſcheinungen der übrigen Sinne, als Qualitates secundarias, auf dieſe zu reduciren. Allein, was hat der Spinoziſt für Grund, Dieſes gelten zu laſſen? Endlich, kann es denn nicht auch einen Geiſt geben, der ſich Ausdehnung und Bewegung als bloß möglich denkt, wenn ſie auch wirklich nicht vorhanden ſind? Nach

dem Spinoza, der die Ausdehnung für eine Eigenschaft der einzigen unendlichen Substanz hält, muß Dieses um so viel eher angehen.

Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unser Lessing Sie in der Folge unterhält, und von denen es schwer ist, zu sagen, ob sie Schäckerei oder Philosophie sein sollen. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan Hin- und Herwürfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehresten aber waren denn freilich bloß sonderbare Grillen, die bei einer Tasse Kaffee noch immer unterhaltend genug waren. Von der Art ist Alles, was Sie ihn S. 33 sagen lassen; seine Begriffe von der Oekonomie der Weltseele, von den Entelechien des Leibnitz, die bloß Effect des Körpers sein sollen, seine Wettermacherei, seine unendliche Langeweile, und dergleichen Gedankenschwärmer, die einen Augenblick leuchten, prasseln und dann verschwinden. So lasse ich auch den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorschlag bringen, an seinen Ort gestellt sein. Er ist völlig in dem Geiste Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuschlagen. Der christliche Philosoph darf sich den Zeitvertreib machen, den Naturalisten zu necken, ihm Zweifelsknoten vorzuschlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken und seinen sichersten Griffen immer entschlüpfen. Meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe also einen Grund mehr, Ueberzeugung zu suchen. —

Ich komme auf die Stelle, S. 41, wo Sie abermal das Principium der Wirklichkeit nach Spinoza deutlich zu machen suchen. „Der Gott des Spinoza", sagen Sie, „ist das lautere Principium der Wirklichkeit in allem Wirklichen, des Seins in allem Dasein, durchaus ohne Individualität und schlechterdings unendlich. Die Einheit dieses Gottes beruht auf der Identität des Nichtzuunterscheidenden, und schließt folglich eine Art der Mehrheit nicht aus. Bloß in dieser transcendentalen Einheit angesehen, muß die Gottheit aber schlechterdings der Wirklichkeit entbehren, die nur im bestimmten Einzelnen sich ausge-

druckt befinden kann." Wenn ich Dieſes recht verſtehe, ſo ſind bloß die beſtimmten einzelnen Weſen wirklich exiſtirende Dinge; das Unendliche aber, oder das Principium der Wirklichkeit, beruht nur in dem Zuſammen, in dem Inbegriffe aller dieſer Einzelnheiten. Es iſt alſo ein bloßes collectivum quid, das keine andere Subſtantialität hat, als die Subſtantialität der Glieder, aus welchen es beſtehet. Nun beruhet jedes Collectivum auf dem Gedanken, der das Mannigfaltige zuſammenfaßt; denn außerhalb der Gedanken, oder objective betrachtet, iſt jedes Einzelne iſolirt, Ein Ding für ſich; nur die Beziehung macht es zum Theile des Ganzen, zum Gliede des Zuſammen. Beziehung aber iſt Operation des Denkens. Nun helfen Sie mir aus der Verwirrung, in welcher ich mich in Anſehung des Spinozismus befinde. Ich frage erſtlich: Wo ſubſiſtirt dieſer Gedanke, dieſes Collectivum, die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen? Nicht im Einzelnen, denn dieſes ſubſiſtirt jedes nur für ſeinen Theil. Wollten wir Dieſes nicht zugeben, ſo hätten wir nicht nur eine Art von Mehrheit in der Gottheit, ſondern eine wahre zahlloſe Vielheit. Auch nicht wieder in einem Collectivum; denn Dieſes führt auf offenbare Ungereimtheiten. Wenn alſo dieſes Pan, dieſes Zuſammen, Wahrheit haben ſoll, ſo muß es in einer wirklichen tranſcendentalen Einheit ſubſiſtiren, die alle Mehrheit ausſchließt, und hiemit wären wir ja ganz unvermuthet in dem gewöhnlichen Gleiſe der Schulphiloſophie.

Ferner: bisher glaubte ich immer, nach dem Spinoza habe bloß das einzige Unendliche eine wahre Subſtantialität; das mannigfaltige Endliche aber ſei bloß Modification oder Gedanke des Unendlichen. Sie ſcheinen Dieſes umzukehren, Sie geben dem Einzelnen wahre Subſtantialität, und ſonach müßte das Ganze bloß ein Gedanke des Einzelnen ſein. Sie treiben mich alſo in einem Zirkel herum, aus welchem ich mich nicht finden kann. Denn bei andern Gelegenheiten ſcheinen Sie mir auch einzuſtimmen, daß nach dem Spinoza nur Eine tranſcendentale unendliche Subſtanz möglich ſei, deren Eigenſchaften unendliche Ausdehnung und unendliche Gedanken ſind.

Die größte Schwierigkeit aber, die ich in dem Syſtem des Spinoza finde, liegt mir darin, daß er aus dem Zuſammennehmen des Eingeſchränkten das Uneingeſchränkte will entſtehen laſſen.

Wie kann durch das Hinzukommen der Grad verſtärkt werden? Wie kann durch Vermehrung des Extenſiven das

Intensive verstärkt werden? Wenn in allen übrigen Systemen der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen schwer zu begreifen ist, so scheint mir nach diesem System der Rückweg vom Endlichen in das intensive Unendliche schlechterdings unmöglich zu sein. Durch bloße Vermehrung erhalten wir niemals Verstärkung, wenn wir sie auch ins Unendliche fortsetzen. Wenn wir dem Grade eine Quantität zuschreiben, so ist Dieses eine intensive Quantität, die durch Hinzuthun gleichartiger Dinge nicht vermehrt werden kann. Muß nicht hier der Spinozist offenbar die Begriffe verwachsen, und Vielheit statt einer Einheit gelten lassen?

Diesen Einwurf hat bereits Wolf (im zweiten Theile seiner natürlichen Theologie) in etwas berührt, aber meines Wissens hat noch kein Vertheidiger Spinozens darauf geantwortet.

Hierauf erhielt ich die Antwort des Herrn Jacobi vom 5. September 1784 (S. 53), die Copie d'une lettre à Monsieur Hemsterhuis (S. 56), und endlich das deutsche an mich gerichtete Schreiben vom 21. April 1785 (S. 117) über die ihm zugeschickten Erinnerungen. In diesen Briefen ist nun von Lessing weiter die Rede nicht mehr. Herr Jacobi in seinem eigenen Namen sucht den Herrn Hemsterhuis und mich zu überführen, daß die speculative Vernunft, wenn sie consequent ist, unvermeidlich zum Spinozismus leite, und daß von den steilen Höhen der Metaphysik keine andere Rettung sei, als aller Philosophie den Rücken zu kehren, und Kopf unten sich in die Tiefen des Glaubens zu werfen.

Ueber den Spinozismus selbst und was dazu leiten kann, habe ich mich bereits in meinen Morgenstunden erklärt, und was ich etwa insbesondere über Herrn Jacobi's Vertheidigungsart dieser Lehre anzumerken habe, verspare ich mir auf eine andere Gelegenheit. Hier hat das Publicum bloß zwischen Jacobi und Lessing, zum Theile auch zwischen Jacobi und mir zu entscheiden; und weil der Richter doch Alles in Händen haben muß, was zur Streitsache gehört, so mag auch der Eingang zum Schreiben vom April 1785 hier stehen, den Herr Jacobi, wie er (S. 117) sagt, deswegen weggelassen, weil er nur die Gründe enthält, „warum ich für gut fand, Mendelssohn's Erinnerungen bloß eine neue Darstellung des Spinoza mit

gegen zu ſetzen, und die Rechtfertigung meines Begriffes von dieſem Lehrgebäude dabei zum Hauptaugenmerk zu nehmen."

An Herrn Moſes Mendelsſohn, über deſſelben mir zugeſchickte Erinnerungen.

„Ehe man nach Blößen ſuchen darf, muß des Gegners Klinge erſt gefunden und gehalten ſein; Sie ſuchten die meinige, und ſchwangen Ihr Gewehr im Kreiſe, ohne Widerſtand zu finden, denn da gegenüber war ich nicht. Ich will in der geraden, ſtillen Wehre, worin ich ſtand, vor Sie hinrücken, und mit einem nur geraden Stoße in Ihren Kreis den Ausfall wagen. Fängt Ihr Kreis meinen Stoß auf, dann erſt ſind wir im Gefechte."

„Ohne Allegorie. Ihren Erinnerungen liegt von Anfang bis zu Ende eine Irrung zum Grunde, die Sie unerörtert laſſen. Da Ihr Begriff von der Lehre des Spinoza mit dem meinigen nicht übereinkam, ſo mußte wenigſtens einer von uns dieſe Lehre unrecht faſſen. Wenn es nun auch nicht an ſich der Mühe werth war, zu unterſuchen, oder vielmehr, wenn es ja nicht die Frage ſein konnte, wer von uns Beiden der Irrende ſei, ſo mußte die Frage doch geliehen werden, ſobald mir die Ehre widerfahren ſollte, daß Sie über dieſe Materie ſich mit mir einließen. Dieſe Frage zu leihen, wäre um ſo billiger und unverfänglicher geweſen, da Sie über dem Leſen des gegenwärtigen Aufſatzes ſich gewiß erinnern werden, wie ſehr Ihnen die Schriften des Spinoza aus dem Gedächtniſſe gekommen ſind, wovon einiges Bewußtſein Ihnen doch auch damals ſchon beiwohnen mußte. Genug, indem Sie unterließen, durch eine Vergleichung mit der Urkunde Ihren Begriff von dem Spinozismus gegen den meinigen zu wägen, umgingen Sie die Sache ſelbſt. Alles mußte nun im Unbeſtimmten ſchwanken; an keiner Seite konnten Sie recht angreifen, viel weniger durchſetzen. Der Nachdruck fehlte, weil der rechte Widerſtand gebrach. Und mit wie vielerlei auf einmal kommen Sie nicht ins Gemenge? Mit der innerlichen Unwahrheit Ihres eigenen Begriffes oder mit dem Falſchen in der Sache ſelbſt, nach Ihrer Vorſtellung davon; mit der innerlichen und mit der angenommenen äußerlichen Unwahrheit des meinigen; hernach mit Dem, was Leſſing und mir beſonders zugehörte, oder ſo genommen werden mochte. So vielerlei und ſo Verſchiedenes, und da es unaufhörlich in einander ſich verlieren mußte, konnte Ihre

Streitſchrift nicht anders, als ſehr verwickelt werden laſſen. Darum je länger u. ſ. w.", wie die Folge der Länge nach von Seite 117 bis S. 166 mitgetheilt worden.

Abraham von Moivre ſoll einſt Newton um den Beweis eines mathematiſchen Lehrſatzes erſucht haben, den er ſelbſt nicht finden konnte. Newton war willig, ihn zu geben; allein die Prämiſſen des Beweiſes waren dem von Moivre noch ſchwerer zu begreifen, als der Lehrſatz ſelbſt, und je mehr Erläuterung Jener zu geben bemüht war, deſto weniger konnte ihn Dieſer erreichen. Faſt auf eine ähnliche Weiſe erging es mir mit Herrn Jacobi. Je mehr er ſich angelegen ſein ließ, mir über den wahren, ächten Spinozismus Aufſchluß zu geben, deſto weniger verſtand ich weder ihn, noch ſeinen Spinoza. Ich verſtand ſie nicht, im genaueſten Sinne der Worte. Man mag mich Halbkopf oder ſeichten Denker ſchelten, ich verſtehe dieſe Sprache nicht, die bald zu tranſcendental, bald zu figürlich wird. Ich vermiſſe allenthalben deutliche Worterklärungen, Beſtimmtheit der Begriffe; mir ſchwebt Alles wie in der Dämmerung mit ſchwankenden Umriſſen vor den Augen. Von manchen Sätzen, die ich den Worten nach zu verſtehen glaubte, ſchien mir weder das Dafür noch das Dawider ausgemacht zu ſein, und vielmehr Beides noch mit gleichen Gründen behauptet werden zu können, und von ſo mancher andern Behauptung ſchien mir die Unzuläſſigkeit in die Augen zu fallen, ſo daß ich unmöglich glauben konnte, den rechten Sinn derſelben gehörig gefaßt zu haben. Ich mußte alſo noch völlig im Zweifel ſein, ob ich, wie Herr Jacobi ſich ausdrückt, die Waffen meines Gegners gefunden habe und feſt zu halten im Stande ſei. Um nur einige Beiſpiele anzuführen. In dem Schreiben an Hemſterhuis läßt Herr Jacobi ſeinen Spinoza beweiſen, daß der Wille keine Veränderung in der Natur hervorbringen könne, und legt ihm folgende Worte in den Mund: „La pensée considérée dans son essence n'est que le sentiment de l'Etre. L'idée et le sentiment de l'Etre, en tant qu'il est déterminé, individuel et en relation avec d'autres individus. La volonté n'est que le sentiment de l'Etre déterminé agissant comme individu." (S. 72). Oder weil das Wort être im Franzöſiſchen vieldeutig iſt, laſſet uns bei der Ueberſetzung bleiben, die Herr Jacobi ſelbſt hinzugefügt hat: „Das Denken, in ſeinem Weſen betrachtet, iſt nichts Anderes, als das Sein, das ſich fühlt." Ich muß geſtehen, daß ich

dieſe Worte ſchlechterdings nicht verſtehe. Weit deutlicher iſt mir das Wort Denken, als die Worte: Das Sein, das ſich fühlet. Soll es heißen: Denken, in ſeinem Weſen betrachtet, iſt nichts Anderes, als Selbſtbewußtſein, daß man da ſei? So ſcheinet es, wenn ich S. 140 damit vergleiche, allwo Herr Jacobi in dem deutſchen Schreiben an mich denſelben Gedanken vorträgt. „Das abſolute Denken", heißt es daſelbſt, „iſt das reine, unmittelbare, abſolute Bewußtſein in dem allgemeinen Sein, dem Sein κατ' ἐξοχήν, oder der Subſtanz"; wiewol ich auch hier den Gedanken nur halb verſtehe, denn was allgemeines Sein, Sein *per excellentiam*, oder Subſtanz bedeute, begreife ich dennoch nicht. In der Note ſagt Herr Jacobi: „Der Ausdruck le sentiment de l'Etre, den mir in dem Briefe an Hemſterhuis die franzöſiſche Sprache an die Hand gab, war reiner und beſſer; denn das Wort Bewußtſein ſcheint etwas von Vorſtellung und Reflexion zu involviren, welches hier gar nicht ſtatt findet", und führt zur Erläuterung ſeines Gedankens eine Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft an. Allein nach Kant liegt ein Bewußtſein bloß allen Begriffen zum Grunde, und nach Jacobi ſoll das Denken nichts Anderes ſein; welches zwei ganz verſchiedne Behauptungen ſind. Zudem muß Spinoza, wie mich dünkt, Vorſtellungen ohne Bewußtſein zugeben, wenn er conſequent ſein will. Denn da nach ſeiner Lehre Alles, was in dem Körper durch Bewegung geſchieht, in der Seele harmoniſch durch Vorſtellung ausgedrückt wird, und da ferner nicht geleugnet werden kann, daß in dem Körper Bewegungen vorgehen, deren wir uns nicht bewußt ſind: ſo muß es nothwendig dunkle, ſchlafende Vorſtellungen, ohne alles Bewußtſein geben, und müſſen alſo, nach Spinoza, Begriffe ohne Bewußtſein, oder ein Denken, ohne das Sein, das ſich fühlt, gar wohl möglich ſein. Was vom Willen geſagt wird, iſt mir vollends unbegreiflich. „Der Wille iſt nichts, als das Sein, das ſich fühlt, in ſo fern es beſtimmt iſt, und als ein einzelnes Weſen handelt." Ich verſtehe hier ſchlechterdings den buchſtäblichen Sinn der Worte eben ſo wenig, als S. 98, wo die Erklärung des Denkens abermals vorkömmt. „Das Denken", heißt es daſelbſt, „iſt das Sein, das ſich fühlt; folglich muß alles Das, was in der Ausdehnung vorgehet, gleichfalls in dem Denken vorgehen, und jedes eigentliche Individuum iſt nach Maßgabe ſeiner Mannigfaltigkeit und

Einheit, oder nach dem Grade derjenigen Kraft beseelt, womit es Das ist, was es ist." Was ist das Wesen des Menschen selbst, oder der Grund seines wirklichen Vermögens, oder der Kraft, mit welcher er Das ist, was er ist? Nimmermehr hätte ich hinter diesen transcendentalen Worten die Freiheit des Willens gesucht, die Spinoza (S. 96) dadurch erklären will, um sie nach seiner Art zu bestreiten. Ich konnte mich schlechterdings auf diese Gründe nicht einlassen; denn ich verstand den Sinn der Worte nicht.

Von dem System der Endursachen sagt Herr Jacobi (S. 60), Spinoza habe dasselbe als die größte Verrückung des menschlichen Verstandes angesehen, und S. 90 legt er ihm selbst die Worte in den Mund, die Lehre von den Endursachen sei wahrer Unsinn. Wenn Dieses alles Ernstes gesagt sein soll, so scheint es mir die vermessenste Behauptung, die je aus eines Sterblichen Munde gekommen. So etwas sollte sich kein Erdensohn erlauben, der so wenig, als wir Andern, von Ambrosia lebt, der so, wie andere Menschenkinder, hat Brot essen, schlafen und sterben müssen. Wenn der Weltweise in seiner Speculation auf eine so ungeheure Behauptung stößt, so ist es, wie mich dünkt, hohe Zeit, daß er sich orientire, und nach dem schlichten Menschenverstande umsehe, von dem er zu weit abgekommen ist.

Zwar will Spinoza, nach Herrn Jacobi, durch keine Erfahrung widerlegt sein. „Wir sehen auch", spricht er (S. 79), „daß sich die Sonne um die Erde drehet. Lassen wir die Erscheinungen, und bestreben uns, die Dinge zu erkennen, wie sie sind." Allein die Erscheinungen sind in dergleichen Fällen nicht so schlechterdings abzuweisen. Ihr Zeugniß ist vielmehr von der höchsten Gültigkeit; denn als Erscheinungen betrachtet reden sie lautere Wahrheit. Auch daß die Sonne sich um die Erde bewegt, ist wahr, wenn wir bloß auf die Erdbewohner sehen, und nicht daraus die Folge ziehen, daß es auch den Einwohnern anderer Weltkörper so vorkommen müsse. Gibt es Absichten und Endursachen in der Natur? Wenn es im Menschen welche gibt, wenn der Mensch welche hat und ausführt, und wenn durch seine Kräfte, Bestandtheile und Gliedmaßen welche ausgeführt worden sind, so können auch die Endursachen in der Natur nicht geleugnet werden. Herr Jacobi will (S. 104) die Endursachen in dem Weltall durch folgendes Raisonnement verdrängen. „Man überdenke", spricht er, „die so verwickelte Einrichtung der Staats-

körper, und finde aus, was sie zu einem Ganzen machte; je mehr man darüber tief und immer tiefer nachdenkt, desto mehr wird man nur blinde Triebfedern und die ganze Handlungsweise einer Maschine wahrnehmen, aber freilich einer Maschine, ähnlich denen von der ersten Hand, wo die Kräfte sich selbst nach eigenen Bedürfnissen und dem Grade ihrer Energie zusammensetzen; wo alle Springfedern das Gefühl ihrer Wirkung haben, welches sie durch gegenseitiges Bestreben einander mittheilen, in einer nothwendig unendlichen Stufenfolge. Dasselbige gilt von den Sprachen, deren vollständiger Bau ein Wunder scheint, und deren keine doch mit Hülfe der Grammatik wurde." — Dieses also ist die hohe Weisheit, welche Spinoza dem gemeinen schlichten System der Endursachen entgegensetzt; Dieses sind die überzeugenden Gründe, mit welchen er uns Alle des Wahnsinnes und der Verrückung zu zeihen sich herausnimmt. — Menschen, die ein gemeinschaftliches Bedürfniß haben, können ohne Verabredung einen vernünftigen Staatskörper ausmachen; Menschen, die sich einander zu verstehen geben wollen, können ohne Grammatik eine verständliche und noch so ziemlich ordentliche Sprache zu Stande bringen; also können auch Dinge ohne Kenntniß und Absicht zusammenstoßen und die Wunder des großen Weltalls so spielend hervorbringen, wie der Maler Des La Mettrie den Schaum am Munde seines Streitrosses hervorgebracht hat. Wer Dieses nicht einsieht, der ist nicht bei Sinnen, und das ganze menschliche Geschlecht ist nicht bei Sinnen, wenn es dieses schlichte Raisonnement nicht begreifen will. Kann ein Mensch Dieses im Ernste je behauptet haben?

Nichts, dünkt mich, kann unleugbarer sein, als daß in der sichtbaren Welt, die uns umgibt, so wie in uns selbst, Endursachen erzielt und Absichten ausgeführt werden. Ich kann unmöglich glauben, daß je ein Philosoph im Ernste hieran gezweifelt habe. Man darf nur die Augen öffnen, nur irgend ein Werk der Natur mit dem geringsten Grade von Aufmerksamkeit betrachten, um hiervon völlig überführt zu sein. Die Frage, die in der Metaphysik vorkömmt und der Untersuchung werth ist, besteht eigentlich darin:

„Ob das System der Endursachen apodictisch zu erweisen sei, oder nicht? d. i. ob ein einziges Factum hinreichend sei, uns auf einem wissenschaftlichen Wege zum Resultate zu führen, daß eine Endursache zum Grunde liege, oder ob vielmehr eine Menge von einzelnen Fällen bis zur augenscheinlichen In-

duction angehäuft werden müsse, um uns hiervon zu versichern?"

Weder in die Religion, noch in die Sittenlehre hat die Entscheidung dieser Frage sonderlichen Einfluß. In Absicht auf die Folgen kömmt darauf wenig an, ob wir von einer Wahrheit apodictisch, oder durch eine augenscheinliche Induction überführt sind. Aber für den speculativen Kopf hat die Untersuchung ihr Nützliches und ihr Angenehmes, und sie verdient mit aller Schärfe und Genauigkeit angestellt zu werden. Daß aber ein Mann, wie Spinoza, das System der Endursachen schlechterdings für Verrückung und Wahnwitz erklärt, und folglich uns Uebrigen, die wir so fest an dieses System uns anschließen, alle zu den Unklugen verweiset, das ist eine ziemlich beleidigende Herausforderung, die der Defensor mit dem ritterlichen Brauch und Herkommen des philosophischen Zweikampfes entschuldigen mag.

Das Schreiben an Herrn Hemsterhuis, das mir Herr Jacobi mittheilte, blieb eine Zeit lang von meiner Seite ohne Antwort. Im Grunde hatte ich noch nichts zu beantworten. Der Brief war eigentlich nicht an mich gerichtet; ich verstand ihn nicht, schob die Schuld zum Theil auf meine geringe Kenntniß der französischen Sprache und wollte die teutsche Antwort auf meine Erinnerungen abwarten, die mir Herr Jacobi versprach. Als diese mir zu lange verweilte, beschloß ich, meine unterdessen völlig ausgearbeiteten Morgenstunden herauszugeben, und ließ Herrn Jacobi ersuchen, mit seinen Gegenerinnerungen zu warten, bis er den ersten Theil derselben in Händen haben würde. Ich meldete dabei ausdrücklich, daß in diesem ersten Theile meiner Schrift unsers Briefwechsels noch keine Erwähnung geschähe. Meine Absicht war, in diesem Theile bloß meine Gedanken über die ersten Gründe der Erkenntniß, über Wahrheit, Schein und Irrthum an den Tag zu legen, und die Anwendung davon auf den Pantheismus zu versuchen. Hier findet Herr Jacobi, dachte ich, vielleicht den Punkt, wo wir zusammenkommen, und von welchem wir ausgehen können, unsern Wettlauf zu vollenden. Dieses sollte alsdenn von meiner Seite in dem zweiten Theile geschehen.

Als ich aber unmittelbar darauf Herrn Jacobi's Schreiben und seine teutsche Darstellung des Spinozismus erhielt, mußte ich alle Hoffnung aufgeben, mit diesem Weltweisen

je in einem Punkte zuſammen zu kommen. War mir der franzöſiſche Spinoza unerreichbar, ſo war mir der teutſche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken feſthalten, kaum wagte ich es, einen zu erhaſchen, ſo mußte ich ihn in der folgenden Periode ſchon wieder fahren laſſen. Bald ſchien es mir, als wären, nach dem Spinoza des Herrn Jacobi alle veränderliche Dinge bloß Gedanken und Vorſtellungen des Unveränderlichen; bald ſchien er doch auch dem Veränderlichen objectives Daſein zuzuſchreiben, gleichwol ward proteſtirt, daß das Unendliche kein Aggregat des Endlichen ſei, daß überhaupt durch Zuſammenſetzung kleinerer Grade kein höherer Grad erhalten werde, und alſo unendlich Vieles nicht ein Unendliches ausmachen könne. Dieſem allen unbeſchadet, ſollte doch alles Veränderliche mit dem Unveränderlichen Eins und dieſelbe Subſtanz ſein. Sodann verſtand ich wieder an einem andern Orte aus ſeinen Worten, daß ſein Unendliches ein bloßes abstractum quid, ein allgemeiner Begriff ſei, der nur deswegen ewig, unendlich und unveränderlich ſei, weil er in allem Endlichen und Veränderlichen anzutreffen ſein und ihm zum Grunde liegen muß. Auf ſolche Weiſe hätte bloß das Endliche ein concretes Daſein, das Unendliche aber wäre ein Begriff, der von dem Endlichen abgeſondert werden kann. Die abſolute Einheit ſelbſt, die er ſeiner einzigen möglichen Subſtanz zuſchreibt, ſchien an manchen Stellen eine bloße Einheit der Abſtraction zu ſein, wie etwa die Thierheit in allen Thieren, die Menſchheit in allen Menſchen Eins iſt, dem Begriffe nach; der Sache nach aber jedem Einzelnen beſonders zukömmt. Dieſelbe Kraft der Schwere iſt es, die dort die Himmelskörper und hier das Pendul an der Uhr bewegt. Dem Begriffe nach iſt es alſo eine und eben dieſelbe Kraft; allein der Sache nach muß dieſe Kraft in jedem concreten Einzelnen wiederholt und vervielfältiget werden, wenn ſie ſo mancherlei Veränderungen hervorbringen ſoll. So ſchien mir auch die Einheit des Spinoza bloß dem Begriffe nach genommen werden zu müſſen, weil Dasjenige, worin alles Veränderliche übereinkömmt, dem Begriffe nach Eins und immer Daſſelbe iſt, ob es gleich der Sache nach in jedem Einzelnen wiederholt wird. Mit dieſem Begriffe konnte ich gleichwol wiederum andere Stellen nicht in Uebereinſtimmung bringen. Mit einem Worte, ich war wie im Zirkel herumgetrieben und konnte nirgends feſten Fuß faſſen. Ich ſah alſo die Nothwendigkeit ein,

mehrere Streiter und Schiedsrichter an unserer Kampfübung Theil nehmen zu lassen, und schrieb den 24. Mai 1785 an unsere gemeinschaftliche Freundinn folgenden Brief.

„Sie erhalten hierbei einen Theil meiner Handschrift, die ich drucken zu lassen entschlossen bin. Haben Sie die Freundschaft für mich, ihn dem ** zur Censur zu überreichen. Ich habe keinen philosophischen Freund, dem ich mehr Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Beurtheilungskraft, also bessern Willen und bessere Kräfte zutraute, mir hierüber die Wahrheit zu sagen. Bitten Sie ihn, theuerste Freundinn, mir einige seiner Nebenstunden zu schenken, und senden Sie mir das Manuscript, mit Spuren seiner verbessernden Hand bezeichnet, sobald es angehet, zurück. Die Fortsetzung soll nächstens folgen. Herrn Jacobi kann ich die Handschrift nicht sehen lassen; er muß die Schrift ganz und zwar gedruckt vor Augen haben; Sie sollen alsogleich hören, aus welcher Ursache."

„Es gehet mir mit Herrn Jacobi gar sonderbar. Je mehr Erläuterung er mir geben will, desto weniger verstehe ich ihn. Seinen Brief an Hemsterhuis habe ich schlechterdings in dem buchstäblichen Sinne nicht verstanden, und vor einigen Tagen habe ich einen ausführlichen Aufsatz von ihm erhalten, der zur Erläuterung jenes Briefes und zugleich zur Beantwortung meiner Erinnerungen gegen sein System dienen soll, und — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich verstehe diesen Aufsatz noch weit weniger. Was ist nun anzufangen? Wenn wir in verschiedenen Idiomen sprechen, und uns einander nicht verständlich sind, so kommen wir in Ewigkeit nicht aus einander. Dabei scheint Herr Jacobi zuweilen heftig zu werden und in eine Art von Hitze zu gerathen; wiewol diese auch nur angenommen sein kann, um den Streit lebhafter zu machen. Im Grunde kann das Herz immer noch von Eigendünkel und Rechthaberei frei sein."

„Dem sei wie ihm wolle, so muß ich, um Verwirrung zu vermeiden, zuerst meine Grundsätze darlegen, bevor ich mich mit Herrn Jacobi einlasse. Ich gebe also den ersten Theil meiner Morgenstunden heraus, sage in demselben noch nichts von unserm ganzen Briefwechsel, berühre aber gleichwol

den Spinozismus, und ſuche ihn zu widerlegen. Unſern Briefwechſel verſpare ich mir bis auf den zweiten Theil, der ein Jahr ſpäter erſcheinen mag. Unterdeſſen lerne ich vielleicht Herrn Jacobi beſſer verſtehen, oder bin ſo glücklich, mich mit ihm über einige Punkte zu vereinigen. Bevor wir wettlaufen, müſſen wir an einem beſtimmten Orte zuſammenkommen."

Unparteiiſche Leſer mögen urtheilen, ob Herr Jacobi nach allem Dieſen, was zwiſchen uns vorgegangen, zu der Beſorgniß berechtigt geweſen, die er S. 176 zu erkennen gibt, und was für Recht er gehabt, mit einer Privat-Correſpondenz hervorzueilen, ohne Diejenigen darum zu befragen, die Antheil daran hatten. „Ich konnte", ſpricht er, „es ihm doch allein und ganz einſeitig nicht überlaſſen, den Streit gehörig einzuleiten und öffentlich zu zeigen, woran es liege, daß ihm Manches (in meinen Aufſätzen) ſchlechterdings unverſtändlich ſei, und ſich ſeinen Blicken immer mehr und mehr entziehe, je mehr Erläuterung ich ihm zu geben bemühet ſei. Noch weniger", fährt er fort, „konnte ich zugeben, daß ein status controversiae feſtgeſetzt würde, wo es mir anheimfällt, den advocatum diaboli gewiſſermaßen vorzuſtellen, wenn man nicht zugleich die ganze Veranlaſſung des Streites, welcher eingeleitet werden ſoll, bekannt machte. Es war höchſt wichtig für mich, daß man genau erführe, in welchem Verſtande ich die Partei des Spinoza genommen hatte, und daß einzig und allein von ſpeculativer Philoſophie gegen ſpeculative Philoſophie, oder richtiger, von reiner Metaphyſik gegen reine Metaphyſik die Rede war." Daß in dem erſten Theile meiner Schrift unſers Briefwechſels noch gar nicht erwähnt werden, und alſo von Herrn Jacobi's Aufſätzen und ihrer Verſtändlichkeit oder Unverſtändlichkeit noch gar die Rede nicht ſein würde, davon hatte Herr Jacobi, wie es S. 167 ſelbſt anführet, ſchon den 26. Mai meine Verſicherung in Händen, und wenn ihm unſere Freundinn, wie zu vermuthen, auch mein Schreiben vom 24. Mai abſchriftlich mitgetheilt, ſo hatte er mein wiederholtes Verſprechen, daß unſer Streit erſt in dem zweiten Theile vorkommen ſollte, und ich konnte dieſem Verſprechen ohne offenbare Falſchheit nicht zuwiderhandeln. Meine Morgenſtunden ſind nunmehr heraus, und man ſieht, daß

nichts von Dem geschehen, was Herr Jacobi befürchtet hat. Wo habe ich gesagt, daß ich öffentlich zeigen wolle, woran es liege, daß mir Manches in seinen Schriften schlechterdings unverständlich sei u. s. w.? Wie Herr Jacobi S. 175 selbst meine Worte anführet, habe ich bloß geschrieben: Wenigstens würde es sich zeigen, woran es liege u. s. w., nämlich wenn ich den statum controversiae mit dem Pantheismus überhaupt in dem ersten Theile meiner Schrift nach meiner Art festgesetzt haben würde, so würde es sich zwischen uns gar bald zeigen, woran es liege. Wie richtig, oder wie unrichtig ich aber diesen statum controversiae angeben würde. Dieses konnte von Herrn Jacobi's Seite ganz ohne Gefahr abgewartet werden. Noch ging es bloß den Pantheismus überhaupt, nicht Herrn Jacobi insbesondere an, der noch immer Zeit gehabt, mich und das Publicum eines Bessern zu belehren, wenn er mich auf unrechten Wegen erwischt hätte, ohne mit Bekanntmachung eines Privatbriefwechsels so vorschnell zu sein. Noch weniger konnte Herr Jacobi besorgen, ich würde ihn als Anhänger des Atheismus aufstellen. Wenn ich auch nicht versprochen hätte, unsers Streites noch gar nicht zu erwähnen, so hatte ich doch zu diesem schmählichen Verdachte noch keinen Anlaß gegeben. Was konnte mich bewegen, einen Mann, der mich nie beleidigt hatte, bei der Welt oder Nachwelt um seinen guten Leumund zu bringen? Auf der Bahn, auf welcher ich durch die Welt zu kommen suche, und deren Ende ich nun beinahe erreicht habe, wird mir Herr Jacobi sicherlich nie im Wege stehen, und wenn er mir die Schadenfreude zutraute, daß ich einem Unschuldigen ein Bein unterschlagen könnte, um mich an seinem Falle zu belustigen, so mußte er meinen Umgang und meinen Briefwechsel nicht suchen.

Von einer andern Seite, wenn es denn, wie Herr Jacobi meint, so wichtig ist, ob und unter welcher Gestalt man die Partei des Spinoza übernehme, und seine Lehren zu vertheidigen suche, warum erlaubt er sich denn, unsern Freund Lessing so geradezu als advocatum diaboli, wie er es nennt, aufzustellen, einen Verstorbenen zu verunglimpfen, der sich nicht mehr vertheidigen kann, und wider welchen er keine andere Beweise, als mündliches Gespräch, und keine andere Zeugen, als seine eigene Person, aufzubringen im Stande ist?

Mit einem Worte, ich kann mich in die praktischen Grundsätze des Herrn Jacobi eben so wenig, als in seine theoretischen

finden. Ich glaube, es sei bei so bewandten Umständen durch Dispnt wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir aus einander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr (S. 213) mit Worten aus dem frommen, engelreinen Munde Lavater's.

Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen oder fallen; oder vielmehr, da wir Alle, wie Herr Jacobi sagt, im Glauben geboren sind, so kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Wortes, nicht in Glauben an Lehre und Meinung, sondern in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften Gottes bestehet. Ich setze das volle, uneingeschränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem Menschen die Kräfte habe verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen, und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie mir diese Kräfte habe verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß Jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will. — So viel, was mich angeht.

Was unsern Freund Lessing betrifft, so fällt sein Schicksal am Ende auch nicht so hart aus, als man es Anfangs hätte vermuthen sollen. Herr Jacobi weiset ihm eine Gesellschaft an, in welcher er sich nicht übel befinden mag. Nach einem Papiere, welches er S. 170 mittheilet, erklärt er zwar, Spinozismus sei Atheismus; allein die Philosophie eines Leibnitz und Wolf ist ihm nicht minder fatalistisch, als die Spinozistische, und führt, wie er sagt, den unablässigen Forscher zu den Grundsätzen der letztern zurück. Endlich soll, wie er hinzu thut, jeder Weg der Demonstration in dem Fatalismus ausgehen.

Schwerlich wird der Geiſt Leſſing's, der ſonſt ſich in dem Umgange mit jenen Verworfenen ſo ſehr gefiel, noch jetzt in ihrer Geſellſchaft Langeweile befürchten. Er kehre alſo beſänftiget in die ſtillen Wohnungen des Friedens zurück, in die Arme der Männer, die ſo, wie er, den Weg der Demonſtration gegangen ſind, und ſo, wie er, ihrer Vernunft auch etwas zugetrauet haben.

Schreiben

an den

Herrn Diaconus Lavater zu Zürich

von

Moſes Mendelsſohn.

Verehrungswerther Menschenfreund!

Sie haben für gut befunden, des Herrn Bonnet's Untersuchung der Beweise für das Christenthum, die Sie aus dem Französischen übersetzt, mir zuzueignen, und in der Zuschrift mich vor den Augen des Publicums auf die allerfeierlichste Weise zu beschwören: „diese Schrift zu widerlegen, wofern ich die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finde; dafern ich aber dieselbe richtig finde, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich thun heißen, — was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte"; d. i. die Religion meiner Väter zu verlassen, und mich zu derjenigen zu bekennen, die Herr Bonnet vertheidiget. Denn sicherlich, wenn ich auch sonst kriechend genug dächte, die Klugheit der Wahrheitsliebe und Redlichkeit das Gegengewicht halten zu lassen, so würde ich sie doch hier in diesem Falle alle drei in derselben Schale anteffen.

Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche, menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Ich würde keines rechtschaffenen Mannes Achtung würdig sein, wenn ich die freundschaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuschrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiederte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung.

Da Sie sich der vertraulichen Unterredung noch erinnern, die ich das Vergnügen gehabt, mit Ihnen und Ihren würdigen

Freunden auf meiner Stube zu halten, so können Sie unmöglich vergessen haben, wie oft ich das Gespräch von Religionssachen ab und auf gleichgültigere Materien zu lenken gesucht habe; wie sehr Sie und Ihre Freunde in mich dringen mußten, bevor ich es wagte, in einer Angelegenheit, die dem Herzen so wichtig ist, meine Gesinnung zu äußern. Wenn ich nicht irre, so sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegenheit vorfallen würden, niemals öffentlich Gebrauch gemacht werden sollte. — Jedoch, ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Uebertretung dieses Versprechens Schuld geben. — Wenn ich aber auf meiner Stube, unter einer geringen Anzahl würdiger Männer, von deren guten Gesinnungen ich Ursache hatte versichert zu sein, einer Erklärung so sorgfältig auszuweichen suchte, so war leicht zu erachten, daß eine öffentliche meiner Gemüthsart äußerst zuwider sein würde, und daß ich in Verlegenheit gerathen mußte, wenn die Stimme, die mich dazu auffordert, mir nicht verächtlich sein kann. Was hat Sie also bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen? — Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung einer bloßen Furchtsamkeit oder Schüchternheit zugeschrieben haben, verdient eine solche Schwachheit nicht die Nachsicht und die Verschonung eines jeden liebreichen Herzens?

Allein die Bedenklichkeit, mich in Religionsstreitigkeiten einzulassen, ist von meiner Seite nie Furcht oder Blödigkeit gewesen. Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich, von früher Jugend an, meine Ruh- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß *für mich ein glückliches Fortkommen* in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? — O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit

von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. — Ich vermeide auch über diesen Punkt eine nähere Erklärung. Wer die Verfassung kennet, in welcher wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführet, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in diesem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig, und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweiget. Was könnte mich abhalten? — Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. — Eigensinn? Trägheit? Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? — Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Ueberlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchungen aufzuopfern.

Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in Dem bestärkte, was meiner Väter ist; so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen. Ich werde es nicht läugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion

von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten abwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie, oder Herr Bonnet nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Erschöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt. Die Entferntheit von Ihrer Religion, die ich Ihnen und Ihren Freunden zu erkennen gegeben, hat seit der Zeit nichts abgenommen und die Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters? — Sie hätten die Bedingung nicht verschweigen sollen, die ich ausdrücklich hinzugethan habe, so hätte ich auch diese noch jetzo einräumen können. Man muß gewisse Untersuchungen irgend einmal in seinem Leben geendiget haben, um weiter zu gehen. Ich darf sagen, daß Dieses in Absicht auf die Religion schon seit etlichen Jahren von mir geschehen ist. Ich habe gelesen, verglichen, nachgedacht, und Partei ergriffen.

Und gleichwol hätte meinetwegen das Judenthum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt, und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest noch kennet, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judenthum machen mögen. Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend, und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können. Meine Religion, meine Philosophie und mein Stand im bürgerlichen Leben geben mir die wichtigsten Gründe an die Hand, alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden, und in öffentlichen Schriften nur von denen Wahrheiten zu sprechen, die allen Religionen gleich wichtig sein müssen.

Nach den Grundsätzen meiner Religion soll ich Niemand, der nicht nach unserm Gesetze geboren ist, zu bekehren suchen. Dieser Geist der Bekehrung, dessen Ursprung Einige so gern der jüdischen Religion aufbürden möchten, ist derselben gleichwol

schnurstracks zuwider. Alle unsere Rabbinen lehren einmüthig, daß die schriftlichen und mündlichen Gesetze, in welchen unsere geoffenbarte Religion bestehet, nur für unsere Nation verbindlich seien. Mose hat uns das Gesetz geboten, es ist ein Erbtheil der Gemeine Jacob*). Alle übrigen Völker der Erde, glauben wir, seien von Gott angewiesen worden, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten**). Die ihren Lebenswandel nach den Gesetzen dieser Religion der Natur und der Vernunft einrichten, werden tugendhafte Männer von andern Nationen***) genennet, und diese sind Kinder der ewigen Seligkeit****).

Unsere Rabbinen sind so weit von aller Bekehrungssucht entfernt, daß sie uns sogar vorschreiben, einen Jeden, der sich von selbst anbietet, durch ernsthafte Gegenvorstellungen von seinem Vorsatze abzuführen. Wir sollen ihm zu bedenken geben, daß er

---

*) S. Talmud von den Synedrien, fol. 59. Majemonides von den Königen, Cap. 8. §. 10.

**) Die sieben Hauptgebote der Noachiden, welche ungefähr die wesentlichen Gesetze des Naturrechts in sich fassen: 1. Enthaltung vom Götzendienste, 2. von Gotteslästerung, 3. von Blutvergießen, 4. Blutschande und 5. fremdem Gute. Ferner 6. die Handhabung der Gerechtigkeit. Diese sollen schon dem Adam bekannt gemacht worden sein, und endlich 7. das dem Noa bekannt gemachte Verbot, von lebendigen Thieren zu essen. (Talmud vom Götzendienste fol. 64. Majemonides von den Königen, Cap. 8. §. 10.)

***) Majemonides thut die Einschränkung hinzu, wenn sie diese nicht bloß als Gesetze der Natur, sondern als von Gott außerordentlich geoffenbarte Gesetze beobachten; allein dieser Zusatz hat keine Autorität in dem Talmud.

****) Majemonides von der Buße Cap. 3. §. 5, von den Königen Cap. 8. §. 11. In einem Schreiben an Rabbi Hasdai Halevi bedienet sich dieser Lehrer folgender Ausdrücke: Was die übrigen Völker betrifft, wisse, mein Lieber! daß Gott nur auf das Herz der Menschen siehet, und die Handlungen der Menschen nach ihren Gewissen richtet; daher lehren unsere Weisen, daß die Tugendhaften von andern Nationen der ewigen Seligkeit theilhaft werden, in so weit sie sich der Erkenntniß Gottes und der Ausübung der Tugend befleißigen. Menasche Ben Israel, in seinem Traktate Mischmath Chajim, führet entscheidende Stellen aus dem Talmud, dem Sohar und andern Lehrbüchern an, die diese Lehre außer Zweifel setzen. Wir wollen keinem menschlichen Geschöpfe, sagt der Verfasser des Kosri, seinen wohlverdienten Lohn entziehen. Rabbi Jacob Hirschel, einer der gelehrtesten Rabbinen unserer Zeit, handelt hiervon ausführlich in verschiedenen von seinen Schriften.

ſich durch dieſen Schritt, ohne Noth, einer ſehr beſchwerlichen Laſt unterziehe, daß er in ſeinem jetzigen Zuſtande nur die Pflichten der Noachiden zu beobachten habe, um ſelig zu werden; ſobald er aber die Religion der Iſraeliten annehme, ſo unterzöge er ſich freiwillig allen ſtrengen Geſetzen des Glaubens, und alsdenn müſſe er ſie beobachten, oder der Strafen gewärtig ſein, die der Geſetzgeber mit derſelben Uebertretung verbunden hat. Endlich ſollen wir ihm auch das Elend, die Bedrängniß und die Verachtung getreulich vorſtellen, in welcher die Nation gegenwärtig lebet, um ihn von einem vielleicht übereilten Schritte abzuhalten, den er in der Folge bedauern könnte*).

Die Religion meiner Väter will alſo nicht ausgebreitet ſein. Wir ſollen nicht Miſſionen nach beiden Indien oder nach Grönland ſenden, um dieſen entfernten Völkern unſere Religion zu predigen. Das Letztere insbeſondere, das nach den Beſchreibungen, die man von ihm hat, das Geſetz der Natur leider! beſſer beobachtet, als wir, iſt, nach unſern Religionslehren, ein beneidenswerthes Volk. Wer nach unſerm Geſetze nicht geboren iſt, darf auch nicht nach unſerm Geſetze leben. Uns allein halten wir für verbunden, dieſe Geſetze zu beobachten, und Dieſes kann unſern Nebenmenſchen kein Aergerniß geben. Man findet unſere Meinungen ungereimt? Es iſt unnöthig, darüber Streit zu erregen. Wir handeln nach unſerer Ueberzeugung, und Andre mögen die Gültigkeit der Geſetze immer in Zweifel ziehen, die ihnen, nach unſerm eigenen Geſtändniſſe, nicht obliegen. Ob jene billig, verträglich, menſchenfreundlich handeln, daß ſie unſere Geſetze und Gebräuche ſo ſehr verſpotten, können wir ihrem eigenen Gewiſſen anheimſtellen. Sobald wir Andere von unſerer Meinung nicht überführen wollen, ſo iſt das Streiten unnütz.

Wenn unter meinen Zeitgenoſſen ein Confucius oder Solon lebte, ſo könnte ich, nach den Grundſätzen meiner Religion, den großen Mann lieben und bewundern, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, einen Confucius oder Solon bekehren zu wollen. Bekehren? wozu? Da er nicht zu der Gemeine Jacobs gehöret, ſo verbinden ihn meine Religionsgeſetze nicht, und über die Lehren wollten wir uns bald einverſtehen. Ob ich glaubte, daß er ſelig werden könnte? — O! mich dünkt, wer in dieſem Leben die Menſchen zur Tugend anführet, kann in jenem

*) Majemonides von verbotenen Ehen, Cap. 13. §. 14; C. 14. §. 4.

nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieſer Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtſchaffenen Marmontel, in Anſpruch nehmen könne.

Ich habe das Glück, ſo manchen vortrefflichen Mann, der nicht meines Glaubens iſt, zum Freunde zu haben. Wir lieben uns aufrichtig, ob wir gleich vermuthen und vorausſetzen, daß wir in Glaubensſachen ganz verſchiedener Meinungen ſind. Ich genieße die Wolluſt ihres Umganges, der mich beſſert und ergötzt. Niemals hat mir mein Herz heimlich zugerufen: Schade für die ſchöne Seele! Wer da glaubet, daß außerhalb ſeiner Kirche keine Seligkeit zu finden ſei, Dem müſſen dergleichen Seufzer gar oft in der Bruſt aufſteigen.

Es iſt zwar die natürliche Verbindlichkeit eines jeden Sterblichen, Erkenntniß und Tugend unter ſeinen Nebenmenſchen auszubreiten, und die Vorurtheile und Irrthümer derſelben nach Vermögen zu vertilgen. In dieſer Betrachtung, könnte man glauben, ſei es die Schuldigkeit eines jeden Menſchen, die Religionsmeinungen, die er für irrig hält, öffentlich zu beſtreiten. Allein nicht alle Vorurtheile ſind von gleicher Schädlichkeit, und daher müſſen auch nicht alle Vorurtheile, die wir bei unſern Nebenmenſchen wahrzunehmen glauben, auf einerlei Weiſe behandelt werden. Einige ſind der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts unmittelbar zuwider. Ihr Einfluß auf die Sitten der Menſchen iſt offenbar verderblich, und man hat auch nicht einmal einen zufälligen Nutzen von ihnen zu erwarten. Dieſe müſſen von jedem Menſchenfreunde geradezu angegriffen werden. Der gerade Weg, auf ſie loszugehen, iſt unſtreitig der beſte, und jede Verzögerung durch Umwege unverantwortlich. Von dieſer Art ſind alle Irrthümer und Vorurtheile der Menſchen, die ihre eigene und ihrer Nebenmenſchen Ruhe und Zufriedenheit ſtören, und jeden Keim des Wahren und Guten in dem Menſchen tödten, bevor er zum Ausbruche kommen kann. Von der einen Seite Fanatismus, Menſchenhaß, Verfolgungsgeiſt, und von der andern Seite Leichtſinn, Ueppigkeit und unſittliche Freigeiſterei.

Zuweilen gehören aber die Meinungen meiner Nebenmenſchen, die ich nach meiner Ueberzeugung für Irrthümer halte, zu den höhern theoretiſchen Grundſätzen, die von dem Praktiſchen zu weit entfernt ſind, um unmittelbar ſchädlich zu ſein; ſie machen aber, eben ihrer Allgemeinheit wegen, die Grundlagen aus, auf welchen das Volk, welches ſie heget, das Syſtem ſeiner Sittenlehre und

Geselligkeit aufgeführt hat, und sind also zufälligerweise diesem Theile des menschlichen Geschlechts von großer Wichtigkeit geworden. Solche Lehrsätze öffentlich bestreiten, weil sie uns Vorurtheile dünken, heißt, ohne das Gebäude zu unterstützen, den Grund durchwühlen, um zu untersuchen, ob er fest und sicher ist. Wer mehr für das Wohl der Menschen, als für seinen eigenen Ruhm sorget, wird über Vorurtheile von dieser Art seine Meinung zurückhalten, sich hüten, sie geradezu und ohne die größeste Behutsamkeit anzugreifen, um nicht ein ihm verdächtiges Principium der Sittlichkeit umzustoßen, bevor seine Nebenmenschen das Wahre angenommen, das er an die Stelle setzen will.

Ich kann also gar wohl bei meinen Mitbürgern Nationalvorurtheile und irrige Religionsmeinungen zu erkennen glauben, und dennoch verbunden sein, zu schweigen, wenn diese Irrthümer weder die natürliche Religion, noch das natürliche Gesetz unmittelbar zu Grunde richten, und vielmehr zufälligerweise mit der Beförderung des Guten verknüpft sind. Es ist wahr, die Sittlichkeit unserer Handlungen verdienet diesen Namen kaum, wenn sie auf Irrthum gegründet ist, und die Beförderung des Guten muß allezeit von der Wahrheit, wenn sie erkannt wird, weit besser und sicherer erhalten werden können, als von dem Vorurtheil. Allein so lange sie nicht erkannt wird, so lange sie nicht national geworden ist, um auf den großen Haufen so mächtig wirken zu können, als das eingewurzelte Vorurtheil, muß dieses einem jeden Freunde der Tugend beinahe heilig sein.

Man ist zu dieser Bescheidenheit um so viel mehr verbunden, wenn die Nation, welche nach unserer Meinung dergleichen Irrthümer heget, sich übrigens durch Tugend und Weisheit verehrenswerth gemacht hat, und eine Menge großer Männer unter sich zählet, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts genennt zu werden verdienen. Ein so edler Theil der Menschheit muß auch da, wo ihm etwas Menschliches begegnet, mit Ehrfurcht verschont werden. Wer darf sich erkühnen, die Vortrefflichkeiten einer so erhabenen Nation aus den Augen zu setzen und sie da anzugreifen, wo er eine Schwäche bemerkt zu haben glaubet?

Dieses sind die Bewegungsgründe, die mir meine Religion und meine Philosophie an die Hand geben, Religionsstreitigkeiten sorgfältig zu vermeiden. Setzen Sie die häusliche Verfassung hinzu, in welcher ich unter meinen Nebenmenschen lebe, so werden Sie mich vollkommen rechtfertigen. Ich bin ein Mitglied eines

unterdrückten Volks, das von dem Wohlwollen der herrschenden Nation Schutz und Schirm erflehen muß, und solchen nicht allenthalben und nirgend ohne gewisse Einschränkungen erhält. Freiheiten, die jedem andern Menschenkinde nachgelassen werden, versagen sich meine Glaubensgenossen gerne und sind zufrieden, wenn sie geduldet und geschützt werden. Sie müssen es der Nation, die sie unter erträglichen Bedingungen aufnimmt, für keine geringe Wohlthat anrechnen, da ihnen in manchen Staaten sogar der Aufenthalt versagt wird. Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen! Welche Erkenntlichkeit sind meine Glaubensbrüder also nicht der herrschenden Nation schuldig, die sie in der allgemeinen Menschenliebe mit einschließt und sie ungehindert den Allmächtigen nach ihrer Väter Weise anbeten läßt? Sie genießen in dem Staate, in welchem ich lebe, hierin die anständigste Freiheit, und ihre Mitglieder sollten sich nicht scheuen, die Religion des herrschenden Theils zu bestreiten, das heißt, ihre Beschützer von der Seite anzufallen, die tugendhaften Menschen die empfindlichste sein muß?

Nach diesen Grundsätzen war ich entschlossen, jederzeit zu handeln, und ihnen zufolge Religionsstreitigkeiten mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden, wenn nicht eine außerordentliche Veranlassung mich nöthigen würde, meinen Vorsatz zu ändern. Privataufforderungen von verehrungswürdigen Männern bin ich kühn genug gewesen, mit Stillschweigen zu übergehen, und die Zunöthigung kleiner Geister, die geglaubt haben, mich meiner Religion halber öffentlich antasten zu dürfen, habe ich geglaubt, verachten zu dürfen. Allein die feierliche Beschwörung eines Lavater's nöthiget mich wenigstens, meine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit Niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halten möge.

Ich habe die Bonnet'sche, von Ihnen übersetzte Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen. Ob ich überzeugt worden sei, ist nach Dem, was ich vorhin erklärt habe, wol die Frage nicht mehr. Aber ich muß gestehen, auch in ihrer Art, als Vertheidigung der christlichen Religion, hat sie mir den Werth nicht zu haben geschienen, den Sie darauf setzen. Ich kenne Herrn Bonnet aus andern Werken als einen vortrefflichen Schriftsteller, aber ich habe so manche Vertheidigung derselben Religion, ich will nicht sagen von Engländern, von unsern deutschen Landsleuten gelesen, die

mir weit gründlicher und philoſophiſcher geſchienen, als dieſe Bonnet'ſche, die Sie mir zu meiner Bekehrung empfehlen. Wenn ich nicht irre, ſo ſind ſogar die mehreſten philoſophiſchen Hypotheſen dieſes Schriftſtellers auf deutſchem Grund und Boden gewachſen, und der Verfaſſer des Essai de Psychologie ſelbſt, dem Herr Bonnet ſo treulich nachfolget, hat deutſchen Weltweiſen beinahe Alles zu verdanken. Wo es auf philoſophiſche Grundſätze ankömmt, darf der Deutſche ſelten von ſeinen Nachbarn borgen.

Noch ſind die allgemeinen Betrachtungen, die Hr. Bonnet vorausſchicket, meiner Einſicht nach, der gründlichſte Theil dieſes Werks. Denn die Anwendung und der Gebrauch, den er davon zur Vertheidigung ſeiner Religion machet, hat mir ſo unſtatthaft, ſo willkürlich geſchienen, daß ich einen Bonnet beinahe ganz darinnen verkannt habe. Es iſt mir unangenehm, daß mein Urtheil von dem Ihrigen ſo ſehr verſchieden ausfallen muß. Mir kömmt es vor, als wenn die innere Ueberzeugung des Herrn Bonnet und ein löblicher Eifer für ſeine Religion den Beweisgründen Gewicht zugelegt hätte, das ein Anderer nicht darin finden kann. Seine mehreſten Schlußſätze ſcheinen mir ſo wenig aus den Vorderſätzen zu folgen, daß ich mir getrauen wollte, welche Religion man will, mit denſelben Gründen zu vertheidigen. Dem Verfaſſer ſelbſt iſt Dieſes vielleicht nicht zur Laſt zu legen. Er kann nur für ſolche Leſer geſchrieben haben, die, wie er, überzeugt ſind, und nur leſen, um ſich in ihrem Glauben zu beſtärken. Wenn Schriftſteller und Leſer erſt über das Reſultat einig ſind, ſo vertragen ſie ſich gar bald über die Gründe. Aber auf Sie, mein Herr! fällt billig meine Verwunderung, daß Sie dieſe Schrift für hinlänglich halten, einen Menſchen zu überführen, der, ſeinen Grundſätzen nach, vom Gegentheile eingenommen ſein muß. Sie können ſich unmöglich in die Gedanken eines Solchen verſetzt haben, der die Ueberzeugung nicht mitbringet, ſondern in dieſen Werken erſt ſuchen ſoll. Haben Sie aber Dieſes gethan, und glauben dennoch, wie Sie zu verſtehen geben, daß ein Sokrates ſelbſt die Beweisgründe des Herrn Bonnet unwiderleglich finden müſſe, ſo iſt Einer von uns ſicherlich ein merkwürdiges Beiſpiel von der Gewalt der Vorurtheile und der Erziehung, ſelbſt über Solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit ſuchen.

Ich habe Ihnen nunmehr die Gründe angezeigt, warum ich ſo ſehr wünſche, niemals über Religionsſachen zu ſtreiten; ich

habe Ihnen aber auch zu erkennen gegeben, daß ich gar wohl glaube, der Bonnet'schen Schrift Etwas entgegensetzen zu können. Wenn darauf gedrungen wird, so muß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen setzen und mich entschließen, in Gegenbetrachtungen meine Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses unangenehmen Schrittes überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedsame Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Wenn Sie sich an meine Stelle setzen und die Umstände nicht aus Ihrem Gesichtspunkte, sondern aus dem meinigen betrachten, so werden Sie meiner Neigung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich möchte nicht gerne in Versuchung kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr

aufrichtiger Verehrer
Moses Mendelssohn.

Berlin,
d. 12. Decbr. 1769.

Antwort

an

den Herrn Moſes Mendelsſohn

zu Berlin

von

Johann Caſpar Lavater.

Nebſt einer

Nacherinnerung

von

Moſes Mendelsſohn.

Verehrungswürdiger Herr!

Ich hatte mir die Freiheit genommen, Sie öffentlich aufzufordern, Herrn Bonnet's Untersuchung der Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder zu thun, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er das Wesentliche dieser Untersuchung unwiderleglich gefunden hätte.

Ich will es Ihnen nicht verhehlen, dieser Schritt, der Sie so sehr befremdet, ist beinahe allen meinen Freunden, und insonderheit den auswärtigen, vornehmlich aber dem Herrn Bonnet übereilt vorgekommen. Dieser Letztere mißbilligte ihn sehr; aber es war zu spät. Die dringende Nähe der Messe machte es mir unmöglich, mich mit meinen auswärtigen Freunden hierüber zu berathschlagen.

Sie können es wissen, theuerster Freund! (Sie geben mir das Recht, Sie so zu nennen), daß mir diese nachherigen Urtheile meiner Freunde nichts weniger als gleichgültig gewesen sind; daß ich schon vor dem Empfange Ihres gütigen Schreibens geneigt war, Sie aus der Verlegenheit, in welche ich Sie gesetzt hatte, herauszuziehen.

Ich konnte freilich das Geschehene darum noch nicht ganz bereuen, und glaube auch jetzo, nach dem Empfange Ihres Schreibens und nach den so ungleichen Urtheilen des Publikums, noch nicht Ursache zu haben, es ohne Beding zu bereuen. Ich fange aber an, einzusehen, daß ich meine Absicht auf einem andern Wege vielleicht glücklicher erreicht und Ihnen zugleich diese Verlegenheit erspart haben könnte.

Meine Absicht war nicht, Ihnen ein Glaubensbekenntniß abzunöthigen. — Sie ging nur dahin, der mir so angelegenen Sache des Christenthums, die ich vom Herrn Bonnet sehr wohl vertheidigt glaubte, einen meiner Meinung nach weit wichtigern Dienst, als die Uebersetzung dieser Schrift war, zu erweisen, indem ich Sie zu bereden hoffte, eine Untersuchung derselben vorzunehmen: eine Untersuchung, von der ich zum voraus glaubte, sie müßte viel dazu beitragen, die Wahrheit, oder Das, was ich nach meiner Ueberzeugung für Wahrheit hielt, in das helleste Licht zu setzen.

Jetzt sehe ich, daß ich diese Absicht, wenigstens für das Publikum, eher erreicht haben würde, wenn ich entweder in einem Privatschreiben Sie um Ihre Gedanken über Bonnet's Philosophie und die Anwendung derselben auf das Christenthum ersucht, oder, so ich ja einen Schritt weiter gehen wollte, die Zuschrift durchaus so eingerichtet hätte, wie sie sein müßte, wenn man die Schrift eines Philosophen einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen wollte.

Ihr gütiges Schreiben bestätigt das Urtheil meiner Freunde und überführt mich völlig davon, daß ich gefehlt habe. — Sie lassen meiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren, Sie zeigen mir aber zugleich, was für Gründe ich nicht allein hätte anhören, was für andere auf Ihrer Seite ich hätte bedenken sollen: Gründe, die Sie berechtigten, weder anzunehmen, noch öffentlich zu widerlegen; Gründe, die zu sagen Sie gar nicht verbunden wären.

Ich muß es eben darum zu meiner Vertheidigung für unzulänglich halten, meine Gründe, die mich bewogen haben, diesen Schritt zu thun, hier weitläuftig anzuführen. Sie würden wol überhaupt mein Verlangen, die Bonnet'sche Schrift von Ihnen untersucht zu sehen, bei Allen, die Sie als Philosophen kennen, rechtfertigen. Sie würden zeigen, daß Jeder, der sich genau in meinem Standorte befunden hätte, wo nicht in Verbindlichkeit, doch in die stärkste moralische Versuchung gekommen wäre, Ihnen die Untersuchung nahe ans Herz zu legen. Aber das so Dringende, das so Unbedingte meiner Aufforderung würde um der von Ihnen angeführten Gründe willen immer ein Fehler bleiben.

Freilich davon, mein edler Wahrheitsfreund, bin ich jetzt noch mehr als jemals überzeugt, daß ich mich an den rechten Mann

gewandt hätte, wenn nur meine Kühnheit nicht weiter gegangen wäre, als Ihnen diesen Theil der Bonnet'schen Philosophie, als einem Weltweisen, zur strengen gemeinnützigen Prüfung vorzulegen. Ueber die Wichtigkeit der Anwendung der Philosophie auf die Offenbarung sind wir eins. Ihnen ist nichts wichtiger, als diese Anwendung. „Sie haben Ihre Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. Die Pflicht, sie zu prüfen, haben Sie gar frühzeitig erkannt; und wenn Sie von früher Jugend an Ihre Ruhe- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet haben, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, sich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten." — O mein verehrungswürdiger Freund! Sie beschreiben mir, wider Ihre Absicht, den Mann, an den ich am liebsten wünschte mich wenden zu dürfen, um von seinen Untersuchungen Nutzen zu schöpfen, und ihm die meinen zur schärfsten Prüfung vorzulegen.

Allein ich sollte billig nicht allein bedacht haben, daß die Untersuchung der Religion Ihnen eben so wichtig vorkommen müsse, als mir; ich sollte mich außerdem auch gefragt haben: ob eben dieselbe Pflicht, welche die Untersuchung der Religion und das Bekenntniß derselben gebeut, auch in die Verbindlichkeit setze, sich in Religionsstreitigkeiten einzulassen? — Da hätte ich dann wenigstens einige von den Gründen mir vorstellen können, womit Sie mir zeigen, daß Sie hierzu nicht verbunden seien, und daß ich Sie nicht so feierlich und unbedingt hätte auffordern sollen. Und wenn mir auch diese Ihre Gründe nicht sogleich eingeleuchtet hätten, so hätte mir doch schon Das, daß wir über die Wichtigkeit der Untersuchung des Christenthums noch nicht übereingekommen waren, ein Abhaltungsgrund sein sollen.

Ich nehme also meine unbedingte Aufforderung, als eine Sache, zu welcher ich nicht hinlänglich berechtiget war, zurück, und bitte Sie vor dem ganzen Publikum aufrichtig: Verzeihen Sie mir das Allzudringende, das Fehlerhafte in meiner Zuschrift.

In der zuversichtlichen Erwartung, Sie werden meine aufrichtige Abbitte annehmen, wage ich es, Ihnen noch meine Gedanken über einige Punkte Ihres Schreibens offenherzig mitzutheilen und den Wunsch meines Herzens zu eröffnen.

Es würde mich sehr kränken, wenn Sie bloß aus Gefäl-

ligkeit, aus Menschenfreundlichkeit, den Verdacht, als ob ich gegen ein Versprechen gehandelt hätte, unterdrückten.

So, wie ich unserer Unterredung gedachte; — — Können Sie, redliche Seele, das Publikum auch nur von Ferne vermuthen lassen, daß es Uebertretung eines Versprechens, daß es ein indiscreter, Ihnen nachtheiliger Gebrauch von dieser Unterredung sei? — — Können Sie mir einen solchen Mangel von aller Klugheit zutrauen, daß ich mich einem solchen Vorwurfe würde bloßgesetzt haben, wenn ich hätte denken können, ihn zu verdienen? — — Sehr würde es mich schmerzen, wenn Ihnen, wider meine Absicht, der geringste Verdruß dadurch veranlasset werden sollte, daß ich mich nicht genugsam in Ihre Umstände gesetzt hätte. Und in diesem Falle würde ich Gott bitten, daß er alle Ihnen unangenehme Folgen meines Versehens von Ihnen abwenden möge. — — Da einmal diese Unterredung die erste Veranlassung meiner Zuschrift war, so fand ich es in dem Augenblicke, da ich sie schrieb, sehr natürlich, sehr unschuldig, derselben überhaupt zu gedenken.

Aber, daß ich bei Erwähnung Ihrer Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters meiner Religion die Bedingung verschwiegen habe, die Sie ausdrücklich hinzugethan? Das ist — — Nein, mein Freund, Unredlichkeit ist es gewiß nicht, — habe ich es merken lassen, daß diese Ihre Hochachtung unbedingt sei? Ich habe ja nicht einmal das Wort Hochachtung in meiner Zuschrift gebraucht. Ich redete nur von Achtung, nicht von religiöser, gar nicht! denn Das wäre nicht wahr gewesen, sondern nur von philosophischer Achtung; mit Vorbedacht ließ ich dieses Wort sowol als das Wort moralischen aus einander setzen. Gerade vorher gehen die Ausdrücke: Bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christenthum. — Konnte nun der billige*) Leser nicht gleich merken, daß freilich Ihre Achtung nicht ohne Bedingung, daß sie gar sehr eingeschränkt, und nichts weniger als religiös sei? — Deutlicher hätte ich mich ausdrücken können.

*) „Die kleinste Wendung, die man meinen Worten gibt, läßt auf meine Gesinnung ein falsches Licht fallen, in welchem ich sie mit gutem Gewissen nicht kann erscheinen lassen." Dies sagt Herr Moses unbilligen Recensenten. Ich finde es sehr nöthig, dies allen Lesern für ihn und für mich zu wiederholen.

Jetzt sehe ich, daß ich es wirklich hätte thun sollen: so sehr ich vielleicht auch zu besorgen gehabt hätte, daß Sie mich alsdann des Nichthaltens meines Versprechens erinnert haben würden.

Ich würde mich eines Mißtrauens gegen das edel gesinnteste Herz schuldig machen, wenn ich glaubte, daß Sie nach einer solchen Erklärung diese Hinweglassung noch für vorsätzlich oder unmoralisch halten könnten. Wo ich nicht irre, so war die Aeußerung Ihrer Achtung für den Stifter meiner Religion mit folgender großen Bedingung verknüpft: „Wenn Er sich die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebührt, nicht angemaßt hätte!" Setzen Sie es hinzu, wenn es eine andere ist.

Sie verwundern sich, mein verehrenswürdiger Herr, daß ich die Bonnet'sche Schrift für hinlänglich gehalten habe, Sie zu überführen. — Freilich könnte mich meine eigene Ueberzeugung von der Göttlichkeit meiner Religion in Abwägung der Beweise meines Verfassers blenden. Ich habe sie vielleicht stärker gefunden, als sie sind, vielleicht stärker, als er, dieser bescheidene Philosoph, sie selbst glaubt, (denn gewiß hat er dabei nicht die Ueberzeugung von Lesern Ihrer Religion eigentlich zur Absicht gehabt); und wenn ich auch wirklich einige Lücken oder schwächere Seiten darin zu erblicken geglaubt hätte; konnten sie mir nicht von einer solchen Art zu sein scheinen, daß Sie als ein geübter Philosoph dieselben leicht würden ergänzen und dessenungeachtet das Wesentliche seiner Schlüsse unwiderleglich finden können? Ich drang offenbar nur auf die Untersuchung der Thatbeweise für das Christenthum, so wie sie Herr Bonnet abgewogen hatte. Ich sagte kein Wort von der Lehre. Nur die Geschichte wollte ich vorerst von einem unparteiischen Philosophen untersucht wissen.

Das konnte ich mir freilich gar nicht vorstellen und es ist mir jetzt noch unerklärlich, wie Sie, bei Ihrer völligen Ueberzeugung von dem Wesentlichen Ihrer Religion, sich dennoch getrauen wollten, „mit denselben Gründen, womit Bonnet das Christenthum beweiset, welche Religion man will, zu vertheidigen." —

Sie sind ganz freimüthig: Lassen Sie es mich auch sein. — In Ihrem die Bonnet'sche Schrift so tief herabsetzenden Urtheile verkenne ich den Philosophen Moses ein wenig. Ich kann mich irren; aber ich mag die Sache überlegen, wie ich will; bei

diesem so sehr absprechenden Tone, der offenbar weiter geht, als es die Absicht Ihres Schreibens zu erfordern, als es von der einen Seite bei dem Bekenntnisse zu einer geoffenbarten Religion möglich zu sein scheint, kann ich mir von der andern Seite wiederum einen Mann ohne große Vorurtheile für seine Religion nicht wohl denken.

Sie bekennen sich zu der Religion Ihrer Väter; einer dem Ansehen nach überstrengen, allgemein verachteten Religion. Sie sind von ganzem Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt! — Zu einer geoffenbarten Religion? Sie sind weit davon entfernt, in Ihrem Sinne alle Offenbarung zu verlachen, oder zu verachten — und doch muß Ihre ganze Seele eine andre Natur annehmen, wenn Sie ein Christ werden sollten. — — Ich bin nun völlig hiervon überzeugt. Es befremdet mich unaussprechlich; aber es erschreckt mich nicht sehr. — — Der größte Sachwalter des Christenthums war ehemals wenigstens eben so weit davon entfernt, als Sie immer sein können. Freilich nahm seine ganze Seele eine andre Natur an. Ein Phänomen, dessen historische Glaubwürdigkeit Ihnen schwerlich verdächtig sein kann, und dessen Erklärung aus natürlich-psychologischen Ursachen von Ihnen wol am meisten für unzulänglich erkannt werden muß — — Denn wer sollte die natürliche Unmöglichkeit, daß der erklärteste Verfolger des Christenthums auf einmal der treueste, feurigste und heldenmüthigste Verfechter desselben werden konnte, tiefer empfinden müssen, als Sie? — Sie, der ohne ein Gegner des Christenthums werden zu wollen, — von aller Verfolgungssucht unendlich entfernt, — Sie, der bei aller Fülle der edelsten, menschenfreundlichsten, erhabensten Gesinnungen gegen die Christen, so sehr diese auch zur ewigen Schande des Christenthums und der Menschheit die heiligsten Pflichten gegen Ihre Nation, die ihnen doch in mancher Absicht so ehrwürdig sein sollte, auf eine so kränkende Weise verletzen — dennoch es für moralisch unmöglich halten, jemals ein Christ zu werden? — Thatsachen und innere moralische Schönheit beider Religionen — Moses und Christus — die zehn Gebote und die Bergpredigt, die Propheten und Apostel — die Entfernung und die Beschaffenheit des beiderseitigen Zeitalters — die mehr oder weniger unterbrochene Folge von Zeugen und schriftlichen oder andern Monumenten — — Alles gegen einander abgewogen —

— Ich lege die Hand auf den Mund. — — Möchte ich so glücklich sein, die philosophischen Gründe zu wissen, auf welche Sie die Göttlichkeit der jüdischen Religion stützen! — welch ein undurchdringliches Räthsel. Ihr unabgefordertes Glaubensbekenntniß, worin ich nach meiner Einfalt unmöglich die mindeste Zweideutigkeit vermuthen darf, und Ihre noch um nichts verminderte Entferntheit von meiner Religion würde sich mir dadurch auflösen!

Nöthigen will ich Sie freilich nicht, redlicher Wahrheitsfreund, (denn ich habe kein Recht dazu) Bonneten oder das Christenthum zu widerlegen, oder zu sagen, warum Sie ein Jude und kein Christ sind? — Aber sagen muß ich, was ich schon zu verstehen gegeben habe: Ich halte die wesentlichen Argumentationen in Ansehung der Thatbeweise für das Christenthum für unwiderleglich; und sagen darf ich, daß ich die Wahrheit so sehr liebe, daß mich alle Anhänglichkeit an meine Religion nicht abhalten würde, sie zu verlassen, wofern man mir die Falschheit derselben aufdecken, oder mich auch nur überführen könnte, daß die moralischen und Thatbeweise für die Göttlichkeit der Sendung Jesu weniger logischen Werth hätten, als die Beweise, auf welche Sie die Göttlichkeit der Sendung Moses und der Propheten gründen. — In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben: aber Gott bedarf keiner Nachsicht. Ich mag die Religion nicht, und wenn sie noch so schöne Seiten hätte, die sich in dem erhabensten Sinne für göttlich ausgäbe, und doch beim Lichte einer durchaus unparteiischen Untersuchung nichts als feiner Betrug wäre, und wenn dieser Betrug auch aus den heiligsten Absichten herzufließen schiene.

Doch, ich entsinne mich, daß Ihr Urtheil, welches mich diese Gesinnungen zu äußern veranlaßt, freilich nicht auf alle und jede Beweise für das Christenthum, sondern nur auf den Bonnet'schen geht, von welchem Sie glauben, daß er vielen andern Vertheidigungen meiner Religion nachzusetzen sei. Da ich aber immer noch Ursache zu haben glaube, meinen Verfasser unter die vornehmsten Vertheidiger des Christenthums zu zählen; da mir unter allen, die ich gelesen, keiner bekannt ist, der die Regeln einer gesunden Logik mehr befolgt, die Ausführung seiner Beweise interessanter gemacht, sie besser verbunden und genauer bestimmt hätte, so wäre mir wirklich sehr viel daran gelegen, die Gründe zu

wissen, aus welchen dies Ihr Urtheil hergeflossen ist. Die Kenntniß und Untersuchung derselben müßte mir allemal sehr nützlich sein; auch wenn ich mich dahin gebracht sähe, einige bisher für wahr gehaltene Beweisgründe meines Glaubens aufzugeben. Ich würde es immer für einen Dienst, eine Wohlthat halten, die den ganzen Dank meines Herzens verdiente, wenn man mir die Schwäche eines Beweises für meine Religion aufdeckte: was helfen mir Stützen, auf die ich mich nicht mit völliger Sicherheit lehnen kann?

Was soll ich aber nun thun? — Sie sagen, daß Sie keine Verbindlichkeit haben, sich in Religionsstreitigkeiten einzulassen, weder um Ihre eigene auszubreiten, noch um Andre von dem Ungrunde der ihren zu überführen. Unter Ihren Gründen haben mich die am stärksten zu sein bedünkt, die von der Natur Ihrer Religion hergenommen sind. Ich kann es begreifen, selbst nach meiner Idee von dem Judenthum, die ich mir aus unserer gemeinschaftlichen Offenbarung mache, daß die jüdische Religion und Kirche nicht weiter ausgebreitet sein wolle, als über die Nachkommen Israels; daß folglich der Geist der Bekehrung hier nicht statt finde. Von dem Christenthum hingegen muß ich umgekehrt denken. Dieses soll, seiner Natur nach, eine allgemeine, für alle Nationen gleich passende Religion sein. Ich als Christ glaube also die stärkste, obgleich von vielen meiner Brüder verkannte Verbindlichkeit zu haben, die Ehre meines Herrn und Meisters und die Wahrheit seiner Religion auf alle vernünftige und der Natur der Sache gemäße Weise auszubreiten und von jedem schädlichen Vorurtheile zu befreien.

Ob ich nun gleich um jenes Grundes und zum Theil auch um der andern Gründe willen die Unschicklichkeit einer Aufforderung in diesem Falle einsehe, so kann ich doch nicht umhin, mein Herr, Sie zu bitten, zur Beförderung der Ihnen und mir so theuren Wahrheit zu bitten, daß Sie doch mit Ihrer besten Muße, und wenn keine wichtigern Gründe, die weder das Publikum, noch ich wissen dürfen, Sie davon abhalten, wenigstens mir insbesondere (wofern Sie es nicht lieber öffentlich thun wollen) sagen möchten, worin die Bonnet'sche Untersuchung wider die Logik verstoßen hat. Lassen Sie doch Ihre Gegenbetrachtungen, sie mögen bloß gegen den Bonnet'schen Beweis, oder auch, welches ich noch mehr wünschte, gegen die von ihm vertheidigte Sache selbst gerichtet sein, nicht ganz, wenigstens für

mich nicht, auf die Erde fallen. Sollten Sie die Gefälligkeit gegen mich haben, hierüber mit mir in eine freundschaftliche Privatcorrespondenz zu treten, so käme es dann auf unser beiderseitiges Gutbefinden an, dieselbe entweder ganz oder nur das Resultat davon etwa einmal öffentlich bekannt zu machen. Das weiß ich gewiß, Ihre Gegenbetrachtungen würden so philosophisch und mit einem so ruhigen Geiste geschrieben sein; sie würden so wenig das Ansehen einer Streitschrift haben, daß dabei niemals der schwächste Verdacht eines feindseligen Anfalls gegen das Heiligste der Nation, unter deren Schutze Sie stehen, statt haben könnte. Ihr Schreiben an mich (erlauben Sie es mir zu sagen) läßt gar keine Besorgniß zu, daß Sie so leicht die Schranken der philosophischen Ernsthaftigkeit und Unparteilichkeit überschreiten möchten.

Mit aufrichtigem Danke nehme ich auch diejenigen Stellen Ihres Schreibens an, die mich in den Stand setzen, an Ihnen und Ihrer Denkungsart das reinere Judenthum und die in Ihren bessern rabbinischen Schriften herrschende Denkungsart richtig erkennen und beurtheilen zu lernen. Sie haben mich recht begierig gemacht, noch mehr davon zu wissen. Vielleicht dürfte eine Anzeige der gründlichsten Schriften, die Ihre Nation aufzuweisen hat, manchem uneingenommenen Christen bessere Begriffe von dem Stamme beibringen, in welchem wir uns rühmen, eingepfropft zu sein. Vielleicht würde die Kenntniß des besten Systems vom Judenthume manchen Stein des Anstoßes, der zwischen demselben und dem Christenthum liegt, aus dem Wege zu heben anfangen. Sollte meine sonst übereilte Aufforderung und Ihr fürtreffliches Schreiben auch nur ein zufälliger Anlaß hierzu sein — Sagen Sie, theuerster Freund, würde dann nicht die unangenehme Situation, in die ich Sie wider meine Absicht setzte, sich in eine recht angenehme verwandeln? Ich wenigstens könnte es dann nicht mehr sehr bedauern, daß ich mit meinem gutmeinenden Ansuchen dem denkenden Publikum dies Ihr Schreiben zuwege gebracht.

Lassen Sie es mich zur Ehre der Wahrheit herausfagen; ich finde in Ihrem Schreiben Gesinnungen, die ich mehr als verehre, die mir Thränen aus den Augen gelocket haben; Gesinnungen, die mir aufs neue — Verzeihen Sie mir meine Schwachheit — den Wunsch abnöthigten: Wollte Gott, daß Sie ein Christ wären! — Nicht, als ob ich auch nur im Geringsten

daran zweifelte, daß der Iſraelite, dem der Allwiſſende das Zeugniß der Redlichkeit geben muß, das ich Ihnen in meiner Zuſchrift gegeben, in ſeinen Augen nicht eben ſo achtungswürdig ſei, als der redliche Chriſt. Nein, Gott ſieht keine Perſon an, ſo lehrt mich auch mein Evangelium; aus allem Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Ueberdies führen uns unſere gemeinſchaftliche Philoſophie und Offenbarung auf Stufen der Seligkeit in dem zukünftigen Leben. Das Maaß der Glückſeligkeit, lehren Sie, werde bei allen vernünftigen Weſen dem Maaße ihrer moraliſchen Receptivität gleich ſein. Nach meinen Begriffen nun kann der Chriſt die höchſte Stufe dieſer moraliſchen Fähigkeit am Leichteſten und Geſchwindeſten erreichen; und ſollten Sie es mir nicht gern verzeihen, daß mich dieſe ebenfalls in meiner Natur tief eingegrabene Ueberzeugung angetrieben hat und noch antreibt, von ganzer Seele zu wünſchen, daß Sie den kürzeſten Weg zur höchſten Tugend und Seligkeit betreten möchten?

Noch ſehr Vieles möchte Ihnen mein Herz ſagen, das mit der Ruhe der Unſchuld und des guten Gewiſſens und mit dem Vergnügen der Freundſchaft und der Zärtlichkeit an Sie denkt! — Aber nun genug vor dem Publikum! wir wollen den Vorhang einmal fallen laſſen, und keinen Anlaß zu weitern Verdrehungen und Parteilichkeiten geben, worunter Sie, aller Ihrer Vorſicht und Sorgfalt ungeachtet, zu meiner nicht geringen Kränkung bereits haben leiden müſſen. — Uns iſt es um Wahrheit zu thun, nicht um die Befriedigung der Parteiſucht. Die Wahrheit iſt eine zu heilige Sache, als daß wir ſie, bloß zur Beluſtigung müſſiger Zuſchauer, mißbrauchen dürften; geſchweige, daß wir ſie den feinen Verdrehungen und ſchiefen Beurtheilungen Derer Preis geben ſollten, denen die Lüge eben ſo viel gilt, als die Wahrheit wenn ſie damit das Anſehen ihrer Partei auszuſchmücken wähnen.

Ich ſchließe nicht nur mit neuer Empfindung der Hochachtung und zärtlichſten Zuneigung, ſondern auch mit der in Ihren Augen vermuthlich vergeblichen, für mich aber eben ſo gewiſſen, als entzückenden Ueberzeugung, Sie, wo nicht jetzt, doch gewiß in der Zukunft unter den glücklichen Anbetern Desjenigen zu finden, deſſen Erbtheil die Gemeine Jacob's iſt, meines Herren und Meiſters Jeſus Chriſtus, hochgelobt in die Ewigkeit. Amen!

Zürich, den 14ten des Februars 1770.

Johann Caſpar Lavater.

Nacherinnerung.

Herr Lavater hat die Gütigkeit gehabt, mir dieſe ſeine Antwort in Manuſcript zuzuſchicken, bevor er ſie dem Drucke übergeben laſſen. Ich erkenne in dieſem Betragen ſeine gute Geſinnung und Freundſchaft für mich. Der Inhalt ſeiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, ſeinen moraliſchen Charakter von der vortrefflichſten Seite. Man findet in demſelben die untrüglichſten Merkmale der wahren Menſchenliebe und ächten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeſchminkte Rechtſchaffenheit, und eine Beſcheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freuet mich ungemein, daß ich den Werth dieſer edelmüthigen Seele nie verkannt habe. Selbſt in dem erſten Augenblicke der Empfindlichkeit habe ich die Abſichten des Herrn Lavater nicht in Verdacht gehabt, ſo ſehr es mich auch befremden mußte, das erſte Schreiben, das ich von einem Gelehrten erhalte, von einer öffentlichen Aufforderung begleitet zu ſehen.

Ich danke dem Herrn Lavater aufrichtig, daß er meinen Bedenklichkeiten Gerechtigkeit widerfahren läßt, und mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen will, einen Streit zu führen, der meiner Denkungsart ſo ſehr zuwider iſt. In den wenigen Erholungsſtunden, die mir meine Geſchäfte übrig laſſen, möchte ich gerne alle Trennung, allen Zwieſpalt vergeſſen, der jemals den Menſchen zum Feinde des Menſchen gemacht hat, und ich bemühe mich, alsdenn ſelbſt die Erfahrungen, die ich etwa des Tages über davon gehabt, in meinem Gedächtniſſe auszulöſchen. In dieſen glücklichen Stunden überlaſſe ich mich gerne der freien, ungetheilten Empfindung des Herzens, die ich mit dem Zuſtande eines Streitführers noch nicht zu vereinigen weiß. Ich bin ſo

wenig im moralischen, als im physischen Verstande zum Athleten geboren.

Ueberschwengliche Gütigkeit aber ist es, wenn Herr Lavater mich öffentlich um Verzeihung bittet. Er mich? Warum? Ich bezeuge nochmals, daß ich mich nie von ihm für beleidiget gehalten. Das Allzudringende, wie es Herr Lavater nennet, und Fehlerhafte in seiner Zueignungsschrift kann höchstens einer zu voreiligen Wahrheitsliebe zugeschrieben werden, und diese führet ihre Verzeihung schon mit sich.

Den Verdacht, als ob er wider sein Versprechen gehandelt hätte, habe ich nicht aus Gefälligkeit oder Menschenfreundschaft unterdrücken, sondern, um nicht ungerecht zu sein, mit der Ungewißheit ausdrücken wollen, mit welcher ich mich damals des Versprechens erinnerte. Es fiel mir nur überhaupt bei, daß bei der Gelegenheit versprochen worden, ohne mich deutlich der Worte, ja ohne mich zu erinnern, ob Herr Lavater oder irgend einer von seinen Freunden, die an der Unterredung Theil nahmen, dieses Versprechen gethan habe. Ich konnte also die Beschuldigung selbst nicht gewisser vorstellen, als mir der Grund derselben war, und nunmehr freue ich mich, sie ganz zurücknehmen zu können. Die Rede war bloß, wie ich dem Herrn Lavater aufrichtig glaube, von einem indiscreten, mir nachtheiligen Gebrauche, und ich bin völlig versichert, daß Herr Lavater weder einen indiscreten, noch einen mir nachtheiligen Gebrauch davon zu machen geglaubt hat.

Was die Bonnet'sche Schrift betrifft, so muß ich bekennen: daß mein Urtheil von derselben sich bloß auf den Gebrauch beziehet, zu welchem sie mir von dem Herrn Lavater empfohlen wurde. Ich hätte freilich voraussetzen können, daß Herr Bonnet gar die Absicht nicht gehabt, irgend eine andere Religionspartei, am wenigsten das Judenthum, durch seine Untersuchungen zu widerlegen, daß er bloß den wohlthätigen Vorsatz gefaßt, die Zweifler und Schwachgläubigen seiner eigenen Kirche, die sich durch eine seichte Scheinphilosophie haben verführen lassen, Religion, Vorsehung, Unsterblichkeit, Auferstehung und Vergeltung als ungereimten Aberglauben zu verspotten, durch eine bessere Philosophie auf den Weg zurück zu führen. In diesem Lichte hätte ich das Werk des Herrn Bonnet betrachten können, um von seinem Werthe ein günstigeres Urtheil zu fällen.

Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt. Da ich von derselben ausging, und ich nicht wußte, daß der Verfasser den Schritt des Uebersetzers gemißbilligt habe, so las ich das ganze Werk, als wenn es wider mich und meine Glaubensgenossen geschrieben wäre, und in diesem Gesichtspunkte mußte mir die Anwendung und der Gebrauch, den Herr Bonnet von den philosophischen Grundsätzen machet, schwankend und willkürlich scheinen, und ich konnte mit Recht sagen, ich wollte mich unterstehen, auf dieselbe Weise, welche Religion man wollte, zu vertheidigen.

Diese Behauptung befremdet den Herrn Lavater; er weiß nicht, wie es möglich sei, sie von der einen Seite mit dem Bekenntnisse zu einer geoffenbarten Religion zu reimen, und von der andern Seite kann er sich dabei einen Mann, ohne große Vorurtheile für seine Religion, nicht wohl denken.

Ob ich Vorurtheile für meine Religion habe, kann ich selbst nicht entscheiden, so wenig ich wissen kann, ob mein Odem einen üblen Geruch habe. Aber daß meine Behauptung dem Bekenntnisse meiner geoffenbarten Religion nicht widerspricht, davon bin ich völlig überzeugt. Ich will nur einen einzigen Punkt zum Beispiel anführen.

Herr Bonnet machet Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und hält dafür, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, sei seine göttliche Sendung nicht mehr in Zweifel zu ziehen. Und nunmehr beweiset er in der That, nach einer sehr gesunden Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthielten, und daß Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können.

Nach meinen Religionslehren aber sind alle Wunderwerke kein Unterscheidungszeichen der Wahrheit, und geben von der göttlichen Sendung des Propheten auch keine moralische Gewißheit. Nur die öffentliche Gesetzgebung konnte nach unsrer Lehre befriedigende Gewißheit geben, weil hier kein Creditiv des Gesandten nöthig war, indem die gesammte Nation den göttlichen Auftrag mit ihren Ohren vernommen hat. Hier sollten nicht Wahrheiten durch Thathandlungen, nicht Lehren durch Wunderwerke bestätigt werden, sondern man sollte glauben, die göttliche Erscheinung habe diesen Propheten zu ihrem Gesandten ernennt, weil Jedermann diese Ernennung selbst gehört hat. Daher es

auch heißt (2 Moſ. 19, 9): Und der Herr ſprach zu Moſe, ſiehe, ich will zu Dir kommen in einer dicken Wolke, damit das Volk höre, daß ich mit dir rede, und auch dir glaube ewiglich; und an einem andern Orte (daſ. 3, 12): dieſes wird dir zum Beweiſe dienen, daß ich dich geſendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt haſt, ſollt ihr Gott anbeten auf dieſem Berge. Nicht auf Wunderwerke alſo, auf die Geſetzgebung gründet ſich unſer Glaube an eine Offenbarung. Die Vorſchrift (5 Moſ. 18, 15.), einem wunderthätigen Propheten zu gehorchen, iſt nach der Lehre unſrer Rabbinen ein bloß poſitives Geſetz, das ſich nicht auf die innere Beweiſeskraft der Wunder, ſondern auf den Willen des Geſetzgebers gründet; ſo wie uns ein poſitives Geſetz befiehlt, in Rechtsfällen auf die Ausſagen zweener Zeugen zu entſcheiden (5 Moſ. 17, 6.), ohne deswegen dieſe Ausſage für untrüglich zu halten. Mit einem Worte, der Glaube an Wunderwerke gründet ſich nach der Lehre der Rabbinen bloß auf das Geſetz, und ſetzet die Wahrheit und Unumſtößlichkeit des Geſetzes voraus. — Wer mehrern Unterricht von dieſer jüdiſchen Grundlehre zu haben wünſchet, leſe nach Majemonides von den Grundlehren des Geſetzes C. 8. 9. 10. und eine ausführliche Erläuterung von dieſer Stelle des Majemonides, in R. Joſeph Albo Sepher Ikkarim, Abſchn. I. C. 18.

Ich finde auch entſcheidende Stellen im alten und ſogar im neuen Teſtament, daß Verführer und falſche Propheten gar wohl Wunder thun können *). Ob durch Zauberei, geheime Künſte, oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu gutem Gebrauche verliehenen Gabe, getraue ich mir nicht zu entſcheiden. So viel ſcheinet mir unwiderſprechlich, daß nach den klaren Worten der Schrift Wunderwerke für kein untrügliches Merkmal der göttlichen Sendung gehalten werden können.

Ich konnte alſo gar wohl nach meiner Ueberzeugung ſagen, daß eine Argumentation, die ſich auf die untrügliche Beweiſes-

*) Was läßt ſich z. B. wider die egyptiſchen Zauberer ſagen? Im alten Teſtament (5 M. B. 2 u. f.) wird der Fall angegeben, in welchem man einem Propheten oder Träumer, wenn er auch Zeichen und Wunder thut, nicht gehorchen, ſondern vielmehr ihn umbringen ſoll. Im neuen Teſtament heißt es ausdrücklich: Es werden falſche Chriſti und falſche Propheten aufſtehen, und große Zeichen und Wunder thun, u. ſ. w. (Matth. C. 24 V. 24), anderer Stellen nicht zu gedenken.

kraft der Wunderwerke gründe, wider meine Glaubensgenossen gar nichts entscheide, weil wir diese Untrüglichkeit nicht eingestehen. Ich konnte nach meinen jüdischen Grundsätzen gar wohl sagen, daß ich mit derselben Art zu schließen, welche Religion man will, vertheidigen wollte; weil ich keine Religionspartei kenne, die nicht Zeugnisse von Wunderwerken aufzuweisen hat, und ein Jeder das Recht haben muß, seine Väter für glaubwürdig zu halten. Eine jede Offenbarung wird durch Ueberlieferung und Monumente fortgepflanzt; hierin kommen wir überein. Aber nach den Grundsätzen meiner Religion wird die Quelle der Tradition eine öffentliche Gesetzgebung, nicht bloß Wunderwerke sein müssen.

Man siehet hieraus, daß meine Herrn Lavater so befremdende Behauptung sich nicht nur mit dem Bekenntnisse zu einer Offenbarung verträgt, sondern sogar aus den Grundsätzen meiner Religion folge. Der Israelit hat nach israelitischen Grundsätzen gesprochen. Wie konnte ich anders, so lange ich glaubte, Herr Bonnet habe die Grundsätze der Israeliten widerlegen wollen? Nunmehr ich aber weiß, daß dieser vortreffliche Schriftsteller bloß die Ungläubigen seiner Kirche hat widerlegen und zeigen wollen, daß die von ihnen verspotteten Lehren sich weit mehr mit der gesunden Vernunft vertragen, als ihr leichtsinniger Aberwitz, so fallen allerdings viele von den Schwierigkeiten, die mir bei Durchlesung der deutschen Uebersetzung aufgestoßen sind, von selbst hinweg, und ich erkenne, daß das Werk nach seiner Absicht wichtiger und des Herrn Bonnets würdiger ist, als ich mir es habe vorstellen können.

Ich habe in meinem Schreiben an Herrn Lavater gesagt: wo ich nicht irre, so sind die mehresten Hypothesen des Herrn Bonnet auf deutschem Grund und Boden gewachsen. Meine Freunde glauben, Mancher könnte Dieses auslegen, als wenn ich diesen Weltweisen des Plagiats beschuldigen wollte — so viel ich sehen kann, nicht ohne meine Worte gewaltsamer Weise zu verdrehen und zu mißbrauchen. Herr Bonnet ist einer der vortrefflichsten Schriftsteller unsers Jahrhunderts, dessen Schriften ich mit Nutzen und Vergnügen lese, und dessen moralischen Charakter ich verehre. Ich würde mir es nie vergeben, wenn mir eine so gehässige Beschuldigung wider ihn, auch nur indirekte, entfahren wäre. Ueberhaupt bin ich jederzeit der Meinung gewesen, daß man vornehmlich in metaphysischen Dingen über das

Verdienst der Erfindung nicht vorsichtig genug urtheilen könne, und daß die Beschuldigung des Plagiats in dieser Wissenschaft desto verhaßter sei, je schwerer sie erweislich zu machen ist. Neue metaphysische Wahrheiten sind, wenn man will, seit Jahrhunderten nicht erfunden worden. Die wichtigsten Punkte der menschlichen Erkenntniß, die untersucht zu werden verdienen, sind schon so vielfältig untersucht und von so verschiedenen Seiten betrachtet worden, daß man, etwas ganz Neues zu sagen, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie schon ein alter Weltweiser sich beklagt, soll das Ungereimte selbst, bereits zu seiner Zeit, von noch älteren Weltweisen erschöpft gewesen sein. Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Lehren gefunden, oder finden wollen? Er selbst hat selten Etwas behauptet, ohne es (aus übertriebener Bescheidenheit, oder weil Gelehrsamkeit bei ihm so viel galt, als Genie?) irgend einem Alten zuzuschreiben. Wenn er aber auch Dieses nicht gethan hätte, wer kann sich unterstehen, ihn des Plagiats zu beschuldigen?

Wer in dem speculativen Theile der Weltweisheit die Begriffe aufheitert, die Wahrheiten aus einem vortheilhaften Gesichtspunkte zeigt, mit anderen wichtigen Wahrheiten in Verbindung bringt; wer, wie Herr Bonnet, den glücklichsten Beobachtungsgeist mit der Speculation verbindet, und dadurch den langsamen, aber sichern Menschenverstand auf die steilsten Anhöhen des Genies zu führen weiß, Dem kann, ohne Ungerechtigkeit, das Verdienst der Erfindung nicht ganz abgesprochen werden. Mir ist niemals in den Sinn gekommen, dem Herrn Bonnet dieses Verdienst streitig machen zu wollen. Meine Absicht war bloß, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn Lavater zu verstehen zu geben, daß die philosophischen Grundsätze, auf die Herr Bonnet bauet, einem Deutschen nicht mehr neu sind, daß nach dem Leibnitz, die Monadisten alle, und vornehmlich Hansch, Bülfinger, Cranz, Baumgarten, durch subtile Speculationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet. Einem Manne, wie Herrn Bonnet, würde man es nicht verdenken können, wenn er diese deutsche Metaphysiken niemals gelesen hätte. Der einzige Leibnitz mußte ihm bekannt sein, und dieser Ehre Deutschlands läßt der Palingenesist alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Seine Nachfolger sind außerhalb Deutschlands noch so bekannt nicht, als sie zu sein verdienen. Allein von einem Deutschen

konnte Herr Lavater sicher voraussetzen, daß er seine Landsleute werde gelesen haben.

Verschiedene Stellen in Herrn Lavater's Antwort bestätigen mich in dem Vorsatze, über dergleichen Materien nie öffentlich Disput zu führen. Er findet in meinem Bekenntnisse Vieles, das ihm befremdlich, räthselhaft, unbegreiflich scheinet. Ich kann ihm Dieses glauben; denn ich sehe, daß ich mich in das Seinige eben so wenig finden kann. So nahe wir uns kommen dürften, wenn von Sitten und Handlungen die Rede ist, so weit sind wir noch von einander entfernt, wenn es auf Dogmata ankömmt. Ich fürchte, wir würden noch weit zurück gehen müssen, bevor wir auf den Punkt kämen, in welchem wir übereinstimmen, und von welchem wir ausgehen könnten. Die Urtheilskraft des Menschen richtet sich so sehr nach gewohnten Begriffen, vorgefaßten Meinungen und anerzogenen Grundsätzen, daß zwei Menschen, wie Herr Lavater und ich, die nach so entgegengesetzten Grundsätzen erzogen und unterrichtet worden sind, in vielen Urtheilen und Meinungen ganz ungleich gestimmt sein müssen. In einer Materie, die so sehr verwickelt ist, und das Herz so nahe angehet, kann die Vernunft durch den leichtesten Schwung aus dem Gleise gehoben werden, und alsdenn führet sie von dem rechten Wege desto mehr ab, je wackerer sie ist. Die Pflicht des Weltweisen ist, diese Gefahr zu erkennen, und für sich so gut, als für seinen Nebenmenschen zu fürchten. Er muß deßwegen in seine Ueberzeugung nicht immer Zweifel setzen; sondern wenn er mit Vernunft gezweifelt, und seinem besten Wissen nach Gewißheit erlangt hat, so muß er sich beruhigen, das Erforschte sich nicht durch Wankelmuth entschlüpfen lassen, und in seinen Untersuchungen fortschreiten. Aber er muß nie aus der Acht lassen, daß Dieses nur *seine* Meinung sei, und daß andre vernünftige Geschöpfe, die von einem andern Punkte ausgegangen, und einem andern Leitfaden gefolgt sind, ganz entgegengesetzter Meinungen sein können.

Diese Gesinnungen habe ich seit vielen Jahren angenommen, und daher zwischen Dogmatiker und Skeptiker eine Art von Mittel zu halten gesucht. Dogmatisch, in dem strengsten Verstande, in Absicht auf mich, habe ich, was die wichtigsten Punkte der Religion und Sittenlehre betrifft, meine Partei genommen, und stehe unverrückt auf der Seite, wo ich die meiste Wahrheit zu finden glaube; aber eben so skeptisch, wenn ich meinen Näch-

sten richten soll. Ich räume einem Jeden das Recht ein, das ich mir anmaße, und setze das größte Mißtrauen in meine Kräfte, irgend jemanden, der auch Partei genommen hat, von meiner Meinung überführen zu können. Es kann mir also nicht anders, als sehr angenehm sein, daß Herr Lavater zufrieden ist, den öffentlichen Briefwechsel hiermit zu beschließen.

Warum sollten wir auch das Publikum zu Zeugen von solchen Erörterungen machen? Es ist weder Herrn Lavater noch mir anständig, durch öffentliche Auftritte dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Schwachen ein Aergerniß, und dem Verächter des Wahren und Guten Gelegenheit zu einem boshaften Vergnügen zu geben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen und annehmen, nicht ausgebreitet genug, daß man der guten Sache von einer öffentlichen Erörterung der zwischen uns noch streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnte. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die heiligen Wahrheiten annähmen und in Ausführung brächten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben! Der Herr Zebaoth lasse bald die glücklichen Tage erscheinen, da Niemand Böses thun, noch verletzen wird, denn die ganze Erde wird voll Erkenntniß des Herrn sein, wie Wasser des Meeres Tiefen bedecken; die Tage, von welchen es heißt: Es wird kein Mann seinen Freund lehren, noch ein Bruder den andern, und sagen: Erkenne den Herrn; denn Alle werden ihn kennen, beide Klein und Groß.

* * *

Man erlaube mir, noch Einiges hinzuzuthun, das nicht den Herrn Lavater angehet, sondern einen Mann, der aus einem ganz andern Tone mit mir spricht, als dieser sanftmüthige und bescheidene Gelehrte, den Herrn Johann Balthasar Kölbele, beider Rechte Doctor und Ehrenmitglied der königlich großbritanischen deutschen Gesellschaft in Göttingen, von dem ich so eben ein Handschreiben, nebst einem gedruckten Schreiben an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten gegen Herrn Mendelssohn, erhalte. Zuerst muß ich meine Verwunderung

über die Kölbelische Angelegenheiten gegen Mendelssohn zu erkennen geben. Ich müßte, von meiner Seite, mit dem Herrn Dr. Kölbele doch irgend in einer Verbindung stehen, wenn Er Angelegenheiten gegen mich haben sollte, und worin mag wohl diese Verbindung bestehen? Ich will mir die Freiheit nehmen, sie meinen Lesern aufrichtig zu beschreiben.

Im Jahr 1765 kam ein kleiner Roman unter dem Titel: Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihr selbst beschrieben, heraus, wozu sich Herr Kölbele in der Folge als Verfasser bekennete. Wie nicht Jeder Alles lesen kann, das in Deutschland herauskömmt, und hier und da von Recensenten gelobt wird; so blieb auch dieses Bücheichen von mir ungelesen, und ich habe erst aus einer spätern Schrift des Herrn Kölbele erfahren, daß in der Jungfer Meyern auch meiner gedacht, und von mir geurtheilt wird.

In demselben Jahre noch schrieb Herr Kölbele eine flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde, wobei zugleich die über die Berlinische Preisfrage von der metaphysischen Evidenz herausgekommene Schriften kürzlich beurtheilt werden, und schickte mir diese Abhandlung mit einem Handschreiben in französischer Sprache zu. Man siehet, daß mich diese Schrift schon etwas näher angehet, als die Begebenheiten der Jungfer Meyern, indem meine Preisschrift darin geprüft werden soll. Was mir aber der Titel nicht verrieth, war die Absicht auf meine Bekehrung, die Herr Dr. Kölbele mit einzuflechten wußte, so wenig sonst die Preisfrage der Akademie mit meiner Bekehrung gemein haben mag. Ich fand aber aus mancherlei Ursachen nicht für gut, mich mit Herrn Kölbele einzulassen, zumal da er seinen Tractat selbst eine flüchtige Vergleichung nannte, und bei mehrer Muße etwas Ausführlicheres über diese Materie versprach. Vielleicht nimmt er, dachte ich, nach einer reifern Ueberlegung selbst zurück, was ihn eine flüchtige Vergleichung hat niederschreiben lassen. Ich habe mir also die Freiheit genommen, dem Herrn Dr. Kölbele nicht zu antworten.

Als meine Gespräche von der Unsterblichkeit der Seele unter dem Titel Phädon erschienen, versprach Herr Kölbele im Meßcatalogus einen Antiphädon, und in seinen Pflichten des

christlichen Dichters*) wird in der Vorrede der Antiphädon nochmals versprochen, jedoch aber hinzugethan, daß er so bald noch nicht fertig sein werde. — Alle diese Schritte sind von Seiten des Herrn Dr. Kölbele geschehen, mich zu einem öffentlichen Streite zu reizen, und wer weiß, ob ihrer nicht noch mehrere geschehen sind, die ich nicht gewahr worden bin. — Wie ich aber überhaupt Streitigkeiten nicht liebe, und insbesondere mit Herrn Dr. Kölbele am wenigsten Streitigkeiten führen möchte; so habe ich die Gelegenheit sorgfältig vermieden, mit diesem Gelehrten in Brief- oder Streitwechsel zu gerathen. Ich habe ihm also niemals geantwortet.

Und nunmehr frage ich, was Herr Kölbele für Angelegenheiten gegen mich hat? Was ihn berechtiget, sich zwischen Herrn Lavater und mich einzudrängen? Und was ihn bewegen kann, einen Unbekannten, der keine Lust bezeuget, sich mit Ihm in Briefwechsel einzulassen, mit seinen Zuschriften zu verfolgen?

Sicherlich, durch unanständige Begegnung wird Er keine Antwort von mir erpressen. Herr Kölbele weiß so Vieles von meinen Privatumständen zu erzählen, daß der Leser sich wundern muß, wo er zu diesen geheimen Nachrichten kommt, aus welchem Grunde er sich danach erkundiget hat, und mit welchem Rechte er sie mir so öffentlich vorrechnen darf. — S. 8: „übersiehet „ein Rabbi einem Mendelssohn und seinen Freunden die Nach„lässigkeit gegen Talmudistengebräuche." — Wohl uns, daß unsere Rabbinen duldender sind, als Herr Dr. Kölbele! Oder meinet er, es habe nur an Anklägern gefehlt?

S. 10 weiß Herr Kölbele jedoch, nicht in seinem Namen, nur nach der Möglichkeit, die sich ein Weltkenner vorstellet, die zeitlichen Vortheile herzuzählen, die mich an meine Religion fesseln. „Eine gute Besoldung als Comtoirschreiber bei „reichen Juden, so manche Nebenvortheile der Comtoirschreiber" (Bedenkt Herr Kölbele auch die Unwürdigkeit der Beleidigung,

*) Der ganze Titel ist: Pflichten des christlichen Dichters in dem Dramatischen und Beurtheilung der Jungfer Meyern, Philippine Damiens und des Marmontelschen Belisaire von J. B. Kölbele u. s. w. Frankfurt am Main, 1769. — Alles ist in dieser kleinen Schrift Original, Schreibart, Kritik, Denkungsart, bis auf die Orthographie sogar. Besonders ist angenehm zu sehen, von welcher Höhe der Verf. der Jungfer Meyern und Philippine Damiens auf die Stümper Marmontel und Rousseau, Verf. des Belisaire und der Heloise, herabsiehet.

die in dieſen Worten liegt? Seine Weltkenner müſſen ſehr unedel denken, wenn ſie ſich dergleichen Unanſtändigkeiten erlauben) „und noch vielleicht ein Gewinnhaber von einer jüdiſchen Hand„lungsgeſellſchaft.“ Dieſe Vortheile nebſt den Vorzügen, die Juden und Kaufleute, wie er verſichert, in den Vorzimmern der Großen genießen, vergleichet der Herr Doctor mit den Beſoldungen und mit der Ehre eines Profeſſors, und findet ſo ſehr das Uebergewicht auf Seiten des Comtoirſchreibers, daß ich gar wohl erkenne, ich dürfte nur die Denkungsart des Herrn Kölbele annehmen, um die äußerlichen Umſtände meiner Glaubensbrüder beneidenswerth zu finden.

Nichts kann billiger und menſchenfreundlicher ſein, als die Vorſtellung, die ſich Herr Kölbele (S. 14) von meinem Charakter macht, und von der Art und Weiſe, wie ich mich aufführen würde, wenn ich gegen beide Religionen gleichgültig wäre. Ich würde zwar nicht förmlich gegen eine Offenbarung ſchreiben, meinet er, aber ich würde ſie doch heimlich necken, welches ich ſogar, wie der Antiphädon beweiſen will, ſchon wirklich gethan haben ſoll. — Das ſchreibet nun der Herr Dr. Kölbele ſo hin, und berufet ſich, was den Beweis betrifft, auf eine Schrift, die erſt künftig, und zwar, wie er ſelbſt ſagt, noch ſo bald nicht, erſcheinen ſoll. Welche Billigkeit! — Indeſſen muß dieſe Neckerei doch ſehr heimlich geweſen ſein, wenn ſie Niemand gemerkt hat, außer dem großen Kenner des menſchlichen Herzens, dem Verfaſſer der Jungfer Meyern und Philippine Damiens, der Ketzereien riechen kann, und wenn ſie noch ſo verdeckt liegen, ſo wie er S. 17 in meinen gedruckten Schriften auch ſchon ſonſt heimliche Spuren der Deiſterei entdeckt haben will. — Da Juden und Deiſten bei Herrn Kölbele vermuthlich in gleicher Verdammniß ſtehen; ſo möchte ich wiſſen, warum er mich durchaus lieber zum Deiſten machen, als einen Juden ſein laſſen will? — Fehlet es ihm etwa an Deiſten, die ſeine Jungfer Meyern widerlegen und bekehren ſoll, daß er grade mich dazu machen muß? — Er meinet ferner, ich könnte vielleicht ein äußerlicher Jude bleiben, weil mir das Judenthum mehr Vortheil brächte, ich könnte aber noch künftig äußerlich zu den Chriſten gehen wollen, weil ich durch dieſen Schritt eine wichtige Abſicht erhielte. Es iſt aber vielleicht noch zu früh, ſetzt er hinzu, als daß ich ſchon gegenwärtig dieſen Theil meiner politiſchen Ma-

ſchine ſpielen ließe u. ſ. w. — Die Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob dieſer Mann verdienet, daß man ihn widerlege.

S. 17. 18. 19. 20. 21 wirft Herr Kölbele eine Menge Fragen auf, die ich ihm alle beantworten ſoll, unter welchen nicht wenige ziemlich beleidigend ſind, und ſetzet am Ende hinzu: „Sehen Sie, geliebter Herr Mendelsſohn, wie viele Fragen Sie „zu beantworten haben, wenn ich Ihre Feſtigkeit in dem We„ſentlichen des Judenthums beurtheilen ſoll. Und welche Weit„läuftigkeit bei der Zergliederung einer jeden von dieſen Fragen, „wenn Sie nicht flüchtig verfahren wollen? Und die abgedroſchne „Antworten der Rabbinen wollte ich auch verbitten: und „ich werde bald ſehen, ob Sie den Rabbinenkram nur in „ein neues Modekleid verſtecken.“ — —

Dieſer ganzen Menge von Fragen wird man mir hoffentlich erlauben, auch einige entgegen zu ſetzen, die mir wenigſtens ſehr natürlich ſcheinen. Und wer hat denn verlangt, daß Herr Johann Balthaſar Kölbele meine Feſtigkeit in dem Weſentlichen des Judenthums beurtheilen ſoll? Und was für ein Recht hat ſein beſcheidenes Ich, mir alle dieſe Fragen vorzulegen? Bei der Beantwortung Weitläuftigkeit vorzuſchreiben; abgedroſchene Antworten der Rabbinen zu verbitten; bald zu ſehen, ob ich dieſen Rabbinenkram in ein neues Modekleid verſtecke? Weder Herr Lavater, ſo viel ich weiß, noch ich, haben Herrn Dr. Kölbele zum Schiedsrichter angerufen.

Herr Dr. Kölbele muß wirklich glauben, in dieſer Sache der einzige befugte Richter zu ſein, und er hält ſo ſehr auf ſein richterliches Anſehen, daß er mir, als einem Juden, nicht einmal die Eidesleiſtung zulaſſen will. S. 22 führet er die Stelle an, wo ich die Unveränderlichkeit meiner Grundſätze betheure, und thut die Frage hinzu: „Wovor dieſe Betheurung? Wie wenig „bauen die Chriſten auf Judeneide?“ Mich wundert es nur, daß Herr Kölbele auch keine Schmähung hervorbringen kann, ohne etwas Ungereimtes zu ſagen. Die Betheurung iſt eigentlich von der Beſchaffenheit, daß ich ſie nicht anders übertreten kann, als wenn ich meine Religionsgrundſätze verändere, d. i. ein Jude zu ſein aufhöre, und Herr Kölbele will ſie, als einen Judeneid verdächtig machen. — Indeſſen haben die Leſer hier einen Vorſchmack von der Beſcheidenheit und Billigkeit, mit welcher Herr Kölbele über die Religion zu disputiren gedenkt, und können leicht urtheilen, wie viele Höflichkeiten, von dieſer

Art, ich im Namen meiner ganzen Nation würde haben vorlieb nehmen müssen, wenn ich mit Herrn Kölbele mich weiter hätte einlassen mögen. So wenig es auch den rechtschaffenen Männern meines Glaubens schaden kann, wenn sie von Leuten solcher Denkungsart gemißhandelt werden, indem vernünftige Christen weit über eine solche Niedrigkeit hinweg sein müssen; so ist es doch unangenehm, zu solchen Unanständigkeiten auch nur eine unschuldige Veranlassung zu geben.

Herr Kölbele scheinet von der gemeinen Achtung gar keinen Begriff zu haben, die man dem geringsten Menschen schuldig ist, sobald man ihm zuschreibt. So spricht er auch mit der äußersten Verachtung von den vornehmsten Leuten meiner Religion, ohne zu bedenken, daß sein Schreiben an einen Menschen gerichtet ist, der berechtiget zu sein glaubt, diese Lehrer zu verehren, und sich also für beleidiget zu halten, wenn sie so schnöde und verächtlich behandelt werden. Das Sonderbarste hierbei ist, daß Herr Kölbele die Sprache der Rabbinen, die er so sehr verachtet, nicht verstehet, und sie also nicht gelesen haben kann. Er berufet sich aber auf die Schriftsteller seiner Nation, welche die Schriften der Rabbinen gelesen und verstanden haben sollen. Als wenn ich, meiner jüdischen Seite, nicht eben das Recht hätte, mich auf die Schriftsteller meiner Nation zu berufen; nicht zu gedenken, daß ich den kleinen Vorzug habe, auch die gegenseitigen Schriften lesen zu können, von welchen Herr Kölbele sein Urtheil über die Rabbinen auf Glauben angenommen. Allein ich stehe dafür, Michaelis und Semler, um nur die beiden lebenden Männer noch anzuführen, auf die sich Herr Kölbele unter andern guten, mittelmäßigen und schlechten Schriftstellern, ohne die geringste Auswahl, berufet, diese würdige Gelehrte, die ich hoch schätze, werden den hohnsprechenden Ton des Herrn Kölbele nicht billigen. Die Nachbeter sind allezeit entscheidender und vermessener, als die mit ihren eigenen Augen sehen.

Ich habe in meinem vorigen Schreiben aus dem Talmud und dem Majemonides angeführt, daß wir Juden nach den Grundsätzen unserer Religion Niemand, der nicht nach unserm Gesetze geboren ist, zu bekehren suchen sollen. Wer den geringsten Begriff vom Judenthum hat, muß wissen, daß diese Autoritäten für uns ohne Widerrede entscheidend sind. Herr Kölbele gestehet auch, im Lightfoot eben Dasselbe gelesen zu haben. Und dennoch will er aus dem Justinianischen Gesetzbuche und aus dem Josephus

beweisen, daß die Juden zu verschiedenen Zeiten wirklich haben andere Völker bekehren wollen, und fragt am Ende sehr triumphirend: „Liegt nun Ihre unrichtige Schilderung jüdischer Grundsätze nicht am Tage, mein Herr Mendelssohn?“

Was würde Herr Kölbele sagen, wenn ich so unbescheiden wäre, von Dem, was zu gewissen Zeiten von der ganzen Christenheit ist ausgeübt und für verdienstlich gehalten worden, auf die Grundsätze ihrer Religion zu schließen? — Es haben auch Juden die Ehe gebrochen, den Sabbath entheiliget, Vater und Mutter nicht geehrt; will man davon auf unsere Grundsätze schließen? Ich darf mir nicht einmal die Mühe geben, die Stellen aufzuschlagen, die Herr Kölbele aus dem Josephus anführt. Ich weiß es, daß der Pöbel aller Religionen sehr viel von Bekehrungen hält. Je eingeschränkter der Verstand, desto ausschließender die Grundsätze. Aber der bessere Theil der Nation sucht dieser Bekehrungssucht des Pöbels zu steuern, welches, wie Majemonides an der von mir angeführten Stelle versichert, von dem hohen Gerichte zu Jerusalem allezeit geschehen ist.

Ich führe ebendaselbst an, daß nach den Grundsätzen meiner Religion die tugendhaften Männer von andern Nationen gar wohl selig werden können. Herr Kölbele sagt hierauf (S. 33): „nach Herrn Mendelssohnen, und nach der exoterischen Sprache der Rabbinen“ (der muß den Talmud kaum dem Namen nach kennen, der ihm eine exoterische Sprache aus Menschenfurcht zuschreibet. Wir haben, leider! so manche Verfolgungen darüber auszustehen gehabt, daß die Schriftsteller des Talmuds so wenig Vorsicht gebraucht haben) „aber ganz anders nach dem Eisenmenger.“ Welche Autorität! den Talmud und Majemonides widerlegt Herr Kölbele durch den Eisenmenger! S. 35 findet Herr Kölbele abermals in seinem Lieblingsautor (dem Eisenmenger), der dem vernünftigsten Theil der Christen längst verächtlich geworden ist, daß die Grundsätze der neuen jüdischen Religion nicht zulassen, einen Solon oder Confucius zu lieben und zu bewundern. Bessere Schriftsteller würden ihm gesagt haben, daß uns von den Rabbinen sogar eine eigene Segensformel vorgeschrieben worden, die wir aussprechen müssen, so oft wir einen Weisen von einer andern Nation sehen*). Wer da weiß, mit was für Ehrfurcht wir an

*) Majemonid. von den Segensformeln C. 10, §. 11 nach der Vorschrift des Talmuds. Sie lautet: Gelobet seiest du, Herr unser Gott,

den vierbuchstäbigen Namen des Allerhöchsten denken, der wird hier weder Verstellung, noch exoterische Sprache argwohnen, denn Das hieße, nach unsern Grundsätzen, den Namen des Ewigen auf eine sehr sträfliche Weise mißbrauchen.

Was will Herr Dr. Kölbele (S. 34) dadurch wider mich beweisen, daß die heimlichen Juden aus Spanien und Portugal nach Holland gehen, wenn sie sich wollen beschneiden lassen, und daß die getauften Juden ebenfalls dort ihre Zuflucht nehmen, wenn sie von den Christen wieder zurücktreten? — Wenn ein geborner Israelit, einer aus der Gemeine Jacobs, diese Gemeine aus Noth oder Irrthum verlassen hat, und zu derselben zurückkehren will, soll sie ihn nicht aufnehmen? Ist Dieses auch Bekehrungssucht?

„Noch etwas Weniges" (sagt Herr Kölbele S. 39) „von den Streitigkeiten unter uns Beiden, mein Herr Mendelssohn." Ich habe keine Streitigkeiten mit dem Herrn Dr. Kölbele.

Hierauf folgt (S. 40 u. f.) eine sehr günstige Recension des Antiphädons, den Herr Kölbele künftig herausgeben wird, und in welchem er mehr sucht, wie er sich ausdrückt, als die Rolle eines Gegners von Herrn Mendelssohn. S. 45 weiß er freilich selber nicht, ob er noch alles Versprochene liefern werde. „Meine Leibesschwachheit," heißt es, „ist in Frankfurt am Main notorisch. Mein würdiger Freund, Herr Dr. Pettmann, verbietet mir alles anhaltende Nachdenken: und ich erfahre gar öfters, daß dieses Verbot mit allem medicinischen Grunde geschiehet." Ich wünsche dem Herrn Dr. Kölbele von ganzem Herzen die dauerhafteste Gesundheit, ich wünsche, daß seine Leibesstärke in Frankfurt am Main eben so notorisch werden möge, als jetzt seine Leibesschwachheit ist, und daß der Herr Dr. Pettmann dem Herrn Dr. Kölbele das anhaltende Nachdenken und Schreiben zu verbieten, weder medicinische noch kritische Ursachen finden möge. Meine Wenigkeit stehet dem Herrn Kölbele zu Dienste, mit Allem, was ich jemals geschrieben habe und schreiben werde. Ich versichere ihn, daß wir nie so hart zusammenstoßen werden, wie er S. 48 besorgt, und wenn gleich Jungfer Meyern, wie daselbst gedrohet wird, bei einer nahen drit-

---

Beherrscher der Welt, daß du von deiner Weisheit dem Fleische und Blute mitgetheilet hast. Fleisch und Blut heißt im Rabbinischen so viel als der Mensch, das menschliche Geschlecht. (vid. Buxt. Lex. rab.).

ten Auflage, noch ſo ſehr frei von mir urtheilen ſollte. In dieſem Fall könnte Herr Kölbele allenfalls auf mich ſehr hart zuſtoßen, aber zuſammenſtoßen werden wir deßwegen nicht.

Ich freue mich vielmehr, meine Leſer verſichern zu können, daß ich hiermit alle Streitigkeiten endige, die ich mit irgend einem Sterblichen habe, und vor der Hand nicht Willens bin, jemals wieder Streitigkeiten zu bekommen. Wenigſtens in dieſer Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, ſo viel man will, ſo höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können.

Berlin, den 6. April 1770.

Moſes Mendelsſohn.

Correſpondenz

mit

Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

I.

Correspondenz mit Lavater.

---

1. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Ich bitte nicht um Vergebung, mein wertheſter Herr Moſes, daß ich Ihnen beiliegende Schrift zueigne. Wie ſollte ich um Vergebung bitten, daß ich Sie hochachte, daß ich Sie liebe? Daß ich Das, was mich die wichtigſte Wahrheit zu ſein dünkt, von Ihnen geglaubt oder beurtheilt wünſche?

Da das Werk noch naß von der Preſſe iſt, ſo werden Sie mit dieſem ungebundenen Exemplare, auf welches die Meßgelegenheit wartet, vorlieb nehmen.

Das ganze Bonnetiſche Werk hat Herr Spalding franzöſiſch; ich denke, daß Sie Luſt haben werden, es ganz zu leſen.

Ich bin mit derjenigen Hochachtung, die ich in der Zueignung, den Empfindungen meines Herzens gemäß, ausgedrückt, lebenslang

Mein verehrenswürdigſter Herr

Zürich,
den 4. Sept. 1769.

Ihr aufrichtigſt ergebener
Johann Caspar Lavater,
Diacon am Waiſenhauſe.

2. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Theuerster Freund!

Einliegende Bogen enthalten eine Art von Antwort auf Ihre öffentliche Aufforderung. Sie werden sehen, ich thue derselben kein Genüge, denn annehmen kann ich nicht und widerlegen möchte ich nicht gern, und diese Alternative haben Sie mir vorgeschrieben. Indessen zeige ich doch die Gründe, warum ich mich weigern muß, das Letzte zu thun, und einem Weisen, wie Sie, muß Dieses genug sein, die Uebereilung des ersten Schrittes zurück zu nehmen. So weit ich indessen, in Absicht auf den Glauben, von Ihnen entfernt bin, und so unmöglich es scheinet, daß wir in Religionssachen jemals einstimmig sein werden: so hat diese Disharmonie gleichwol nicht den geringsten Einfluß auf meine Gesinnung, und ich verehre nichts desto weniger Ihre vortrefflichen Talente und Ihr noch vortrefflicheres Herz.

Berlin, den 24. Decbr. 1769.

M. M.

---

3. J. C. Lavater an M. Mendelssohn.

Verehrenswürdiger Herr,

Diesen Namen gebe ich Ihnen mit vieler Ueberzeugung. Die redlichste Absicht hat mich gezwungen, Ihnen Bonnets Untersuchung zuzueignen. Bonnet selbst (der sich Ihnen sehr empfehlen läßt) meint, ich sei indiscret gegen Sie gewesen; Freunde aus Berlin meinen es auch. Wenn Sie es auch so ansehen, so dürfen Sie nur sagen, nur einen Wink mir oder einem meiner Freunde geben, ob und wie ich diese Indiscretion, die doch wahrlich im Grunde das nicht sein sollte, wieder gut machen solle. Ich werde zufrieden sein, wenn Sie die Sache sonst Ihrer Untersuchung würdigen werden.

Vergeben Sie mir — was? Daß ich Sie liebe, — hochschätze — Ihr Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigst wünsche; vergeben Sie mir, wenn ich den unrechten Weg eingeschlagen habe, Ihnen Dieses zu bezeugen.

Zürich, den 26. Decbr. 1769.

Johann Caspar Lavater.

4. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Den 10. Febr. 1770.

Man will Nachricht haben, daß Sie, theuerster Menschenfreund, über einige Ausdrückungen in meinem gedruckten Schreiben an Sie ungehalten sein sollen. Ich kann Dieses nicht glauben. — Schmeicheleien und kriechende Complimente haben Sie nicht erwartet; dazu sind Sie zu weise. Geringschätzendes kann mir nicht entfahren sein, denn ich bin mir der Hochachtung gegen Ihre Verdienste allzu sehr bewußt; und daß wir in Absicht auf die geoffenbarte Religion so wenig übereinstimmend denken, konnte auch nicht wider Ihre Erwartung sein, und gibt wenigstens Keinem von uns gerechte Ursache, ungehalten zu werden.

Als ich Ihr Schreiben vom 26. Decbr. v. J. erhielt, war das meinige schon mehr als 10 Tage auf dem Wege nach Zürich. Hätte ich vorhergewußt, daß der würdige Palingenesist Ihre Aufforderung nicht billiget, und daß er seine Recherchen gar nicht in der Absicht geschrieben, andre Nationen, am wenigsten meine Glaubensbrüder zu bekehren; so würde ich (ich gestehe es und bin bereit, es bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären) gewisse Stellen in meinem Schreiben, die diesen vortrefflichen Schriftsteller angehen, anders abgefaßt haben. — Indessen ist dieser Weise gütig genug, mein dreistes Urtheil über sein Werk mir nicht übel zu nehmen.

Ein gewisser Recensent hat sich einfallen lassen zu sagen: meine Gegenbetrachtungen wären schon unter der Presse. Es ist unnöthig, dieser falschen Nachricht zu widersprechen, da in meinem öffentlichen Schreiben die Versicherung vom Gegentheil enthalten ist. Glauben Sie mir, mein Herr, es ist unser Beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden und durch öffentliche Streitschriften dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunsch ist, wir suchen uns, so gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen sind. Lassen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein; alsdenn wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto mehrerem Eifer fortsetzen.

M. M.

5. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Zürich, den 14. Febr. 1770.

Mein lieber Herr Moses,

Habe ich Sie in Verlegenheit gesetzt, so haben Sie es mir treulich vergolten. Doch die Sache ist nun einmal, wie sie ist. Genug, ich habe meinem Herzen nichts vorzuwerfen ... genug, mein Verstand hat Gründe gehabt, die ich der Welt nicht sagen darf, um der scheinbaren Indiscretion nicht eine wirkliche beizufügen. Ich will also lieber vor der Welt, und wenn es sein muß, auch vor Ihnen ein Thor scheinen, als beleidigen. Könnte ich eine Viertelstunde mit Ihnen reden, ich weiß, daß ich Sie überzeugen würde, daß ich in meiner Lage und nach denen Nachrichten, die ich von dem Glaubenszustand einiger philosophischen Juden in Berlin erhielt, worunter ich auch Sie zählen zu dürfen glaubte (wovon ich Sie aber keinem Menschen kein Wort zu sagen nicht bitten muß) nicht sehr unklug gehandelt. — Glauben Sie es mir, daß ich mich in der Antwort, die ich Ihnen hier beilege, weit stärker hätte vertheidigen, und mein Verfahren weit mehr von dem Verdacht einer kindischen Bekehrungssucht hätte entfernen können, wenn ich es mir nicht aus moralischen Gründen zur Pflicht gemacht hätte, Alles, was nur den geringsten Schein von Passion haben möchte, aus dieser Antwort und aus meinem Herzen zu verbannen.

Dem sei, wie ihm wolle, — ich habe gefehlt ..... Meine Antwort soll das Versöhnopfer sein. Ich übergebe Sie Ihnen im Manuscript, aus zween Gründen: 1) um Ihnen die Freiheit zu geben, Alles, was Sie geändert, durchgestrichen oder hinzugesetzt wissen möchten, zu ändern, durchzustreichen oder hinzuzusetzen. 2) Damit Sie, um den Vorhang nun vor dem Publikum fallen zu lassen, allenfalls, wo Sie es nöthig finden, Anmerkungen, Stricturen oder einen ablehnenden Nachbericht, oder was Sie wollen von dieser Art, noch beisetzen können. Ich überlasse Ihrer Billigkeit, ob Sie das Publikum noch in der für mich kränkenden und mein unschuldiges Herz beleidigenden Vermuthung lassen wollen, als ob ich durch die rühmliche und überhäuptliche Erwähnung unserer Unterredung mein Versprechen: Niemals keinen indiscreten Gebrauch davon zu machen, übertreten habe. Gott weiß, daß ich die Bedingung Ihrer Achtung für Jesum ohne Verletzung dieses Versprechens

nicht hätte anführen dürfen. .... Das Eine bitte ich mir höflichst aus, mir ehestens zu melden, und zwar ehe meine Antwort gedruckt wird, was Sie darin geändert, ob und was Sie beigesetzt haben?

Ich habe Alles in derselben wohl abgewogen; ich habe meine Eigenliebe nicht reden lassen; ich habe gethan, was Klugheit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe gerathen haben, was Sokrates, nach meinem Bedünken, in meinen Umständen gethan haben würde. Ich umarme Sie.

J. C. Lavater.

---

6. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Theuerster Freund,

Ich hoffe, mein Brief und meine Antwort werde Ihnen eingegeben worden sein, und Sie beruhigt haben. ... Hätte ich Lobreden von Ihnen erwarten sollen? ..... Wer doch so rasend sein kann, eine falsche Anekdote nach der andern Ihnen zu hinterbringen! ... Meine Antwort wird reden. Alles, was mich in Ihrem Schreiben einigermaßen kränkte, liebster Herr Moses, waren die Worte: „wo ich nicht irre — schuld geben möchte." Ich weiß mich so deutlich als möglich zu erinnern, daß ich eine Versicherung an Sie ergehen ließ, „Sie möchten wider das Christenthum sagen, was Sie wollten, so werde ich niemals keinen indiscreten Ihnen nachtheiligen Gebrauch davon machen" (an das öffentlich konnte mir damals nur gar kein Sinn kommen, es war aber allerdings mehr als eingeschlossen). Glauben Sie es mir: damals war es mir genau so, wie itzt — ich möchte Alles wissen, was sich wider das Christenthum von redlichen unparteiischen Philosophen sagen ließ. In allen Dingen, die von Menschen herrühren, kann man Nachsicht haben: aber Gott bedarf keiner Nachsicht (Worte, die ich denen: „Ich mag die Religion nicht" in meiner Antwort noch vorzusetzen bitte, wenn Sie es gut finden). — In dieser Absicht war ich so frei, Sie aufzufordern. — Gewünscht hätte ich also, daß die Worte, die einen Verdacht der Unredlichkeit auf mich werfen, aus Ihrem mir sonst sehr angenehmen Schreiben hätten wegbleiben mögen; Dieß allein machte mir Mühe, — denn Sie

werden es sich wohl vorstellen können, daß Leute genug mit dieser öffentlichen Beschuldigung über mich und meinen Charakter triumphiren werden. — Setzen Sie Sich an die Stelle eines christlichen Predigers, der alle acht Tage in einer Stadt, die nicht den vierten Theil so groß ist, als Berlin, gegen Laster und Vorurtheile kämpft — sich häufige Feinde macht, und öffentlich sogar von einem Juden des Nichthaltens eines Versprechens wenigstens indirecte beschuldigt wird — und Sie werden es mir verzeihen, wenn ich auf irgend eine Weise von Ihnen hierüber Entschlagung wünsche und bitte, wenn es mit Ihrer Ueberzeugung, wenn es ohne den geringsten Nachtheil für Sie geschehen kann. — Und Dieß habe ich sogar Niemanden, als meinen genausten Freunden gesagt: sonst bei allen Verleumdungen, die bei diesem Anlaß über mich gingen, geschwiegen. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich über irgend einen andern Ausdruck Ihres Schreibens ungehalten sein solle, der hat Ihnen gerade zu die Unwahrheit gesagt. Ich erinnere mich sogar nicht, irgend einem meiner Freunde über diesen Punkt Etwas von dieser Art geschrieben zu haben. Was Ihr Urtheil über Bonnet betrifft (dessen Brief Sie nun erhalten haben werden), so habe ich Ihnen in meiner Antwort meine Gedanken aufrichtig darüber gesagt; nicht Alles gesagt, was ich hätte sagen können, — aber ich wollte Alles unterdrücken, was vielleicht als Passion hätte angesehen werden können, so weit ich auch davon entfernt war. Bei diesem Anlasse muß ich Ihnen noch einige unrichtige Nachrichten, die Ihnen von mir zugekommen sein sollen, auszureden suchen. Ein neuer Beweis, wie geschäftig man ist, mich lächerlich zu machen. Ich soll an Jemand geschrieben haben, „wenn ich Eilf Tage in völliger Heiligkeit leben und im Gebete verharren könnte, so wäre ich gewiß überzeugt, ich wollte Sie bekehren!" Sie sollen über diese Nachricht gelächelt und geantwortet haben — doch was will ich Sie damit aufhalten? genug, daß ich Das auf diese Weise Jemand geschrieben habe, heiße ich Unwahrheit und Verdrehung — ungezweifelt glaube ich, daß Alles, was durch den Geist gebetet wird, erhört werde; aber ich habe mir noch nie einfallen lassen, zu sagen oder zu denken, daß ich den Geist habe. Und doch soll ich der wildeste Schwärmer sein?

Ich soll Ihnen geschrieben haben, daß ich um Ihrer Seelen Seligkeit bekümmert wäre; so was ist mir nie eingefallen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der

Antwort schon gesagt habe. Höhere und geringere Seligkeit, Stufen können geglaubt werden, ohne daß man außer der Kirche kein Heil glaubt.

Sie sehen daraus, wie unzuverlässig die Anekdoten sind, die man von uns herumträgt; und wie sorgfältig wir uns auch in diesem Stücke zu hüten haben, nicht leichtgläubig zu sein.

Sie werden übrigens aus dem Beschlusse meiner Antwort sehen, wie sehr ich mit Ihnen einig bin, vor einmal den Schauplatz zu verlassen. Das Publikum ist itzt zu sehr echauffirt.

Letzen Sie also vor dem Publikum ab. Beschleunigen Sie die Sache und lassen mich baldest Ihre Gesinnungen in Ansehung meiner Antwort wissen; — wollen Sie ein kleines Nötchen, das Ihnen unverfänglich ist, in Ansehung Ihres Urtheiles über Bonnet machen, so thun Sie wirklich ein gutes Werk. Etwa, daß Sie die Untersuchung nicht genug im Zusammenhange mit den Palingenesien, wovon sie nur der zweite Theil ist, angesehen hätten: daß Sie sähen, es wäre Bonnet nicht um eine ausführliche Vertheidigung des Christenthums zu thun gewesen ꝛc. oder wie Sie wollen.

Die Gedanken über die Zumuthung, so viel Gutes darin gesagt ist, sind mir ein neuer Beweis, daß es itzo nicht Zeit ist, öffentlich weiter aufzutreten.

O wie Vieles hätte ich Sie zu fragen — wie Vieles Ihnen zu sagen! aber ich darf Sie nun nicht mehr ermüden.

Dieß Einzige noch — man meldet mir, Sie werden von einem Erzrabbi wegen Ihrer bezeigten Hochachtung ꝛc. zur Rede gesetzt. Dies kränkt mich unaussprechlich — Sagen Sie es mir doch ohne Bedenken, wenn irgend etwas von meiner Seite zu Abhebung weiterer Verdrießlichkeiten dieser Art mittelbar oder unmittelbar geschehen kann.

Leben Sie wohl, und gönnen mir Ihre schätzbare Freundschaft. Ich bin mit ausnehmender Hochachtung

verehrenswürdiger Herr

Zürich, d. 20. Februar 1770.

Ihr ergebenster
J. Caspar Lavater.

N. S. Sie finden in diesem Briefe Spuren von Nachlässigkeit. Ein kleines Flußfieber, das mich im Bette aufhält und den Kopf dumm macht, ist Schuld daran. Verzeihen Sie.

7. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Theuerster Freund,

Ich habe das Manuscript Ihrer Antwort erhalten, durchgelesen und nicht mehr als ein einziges Wort, mit Genehmhaltung Ihrer Freunde, verändert. Sie sagten in meinem Namen: „ich hätte Gründe, weder öffentlich anzunehmen, noch öffentlich zu widerlegen." Das erste öffentlich haben wir für einen Schreibfehler erkannt und durchgestrichen. Eine andere Stelle, in welcher Sie mein Urtheil über das Bonnetsche Werk mißbilligten, schien dem mir Unbekannten, dem Sie das Manuscript zugeschickt hatten, nicht süßhöflich genug, und er änderte sie. — Mir gefiel die alte Lesart besser, und sie ward in dem seltsamsten Concilio, das jemals gehalten worden — (es bestand aus zween Geistlichen, einem Buchhändler und einem Juden) — wieder hergestellt. Die Zeile aus Ihrem Schreiben vom 20. v. M. ist an den angewiesenen Ort ins Manuscript eingerückt worden.

Ich habe eine Nacherinnerung hinzugesetzt, mit welcher Ihre Freunde zufrieden sind. Ich hoffe, Sie und Herr Bonnet werden es auch sein. Sie enthält verschiedene Erklärungen, die ich schon in einem Privatschreiben dem Herrn Bonnet zu thun die Ehre gehabt, und setzet die Anekdotenkrämer völlig außer Stand, auf unsre Unkosten das Publikum weiter zu belustigen.

Es ist diesen muthwilligen Knaben, wie Sie sehr richtig bemerken, zu wenig um die Wahrheit zu thun. — Ueber Lehrpunkte habe ich mich in der Nacherinnerung gar nicht erklärt, um Sie nicht in die Nothwendigkeit zu setzen, wieder Etwas sagen zu müssen. Nur mußte ich, weil Sie mich darüber in Anspruch nehmen, die Gründe anzeigen, die mich bewogen, des Bekenntnisses zu einer geoffenbarten Religion ungeachtet, von der Bonnetschen Argumentation zu sagen, ich könnte, welche Religion man wollte, auf eben dieselbe Weise vertheidigen.

Das kleine Vorspiel ist geendiget und der Vorhang herabgefallen. Kommen Sie! Wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie sind ein christlicher Prediger, und ich ein Jude! Was thut Dieses? — Wenn wir dem Schaafe und dem Seidenwurme wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir Beide Menschen. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechselsweise gemacht haben. Bei meinem ehrlichen Wort! ich habe die Absicht nicht gehabt, Ihnen

Verdruß zu machen, als ich des Versprechens erwähnte. Den Beweis hiervon finden Sie in meiner Nacherinnerung. — Was Ihre Absicht betrifft, — sie mag meiner Seelen Seligkeit überall oder einen größern Grad derselben betroffen haben; so ist sie mir allemal verehrungswürdig. — Was ich aufrichtig wünschte, mein würdiger Freund, ist Dieses, daß Sie den weisen Bonnet nachahmten, und Das, was Sie für Wahrheit halten, überhaupt vertheidigten, ohne gewisse Menschen, noch weniger einen gewissen Menschen dabei aufzufordern. Wer Ohren hat, wird von selbst hören!

Die Anekdote von den Eilf Tagen ist, so viel ich weiß, immer noch in dem Zirkel Derer geblieben, die Ihnen Gutes gönnen, die einen Menschen verehren können, ob sie ihn gleich von einer gewissen Seite möchten lächerlich finden. Eine gewisse Gattung des Lächerlichen vermindert unsre Hochachtung nicht um ein Haar. Als man mir diese Anekdote hinterbrachte, lächelte ich freilich dazu und sprach: wenn ich hier in meinem Armstuhl sitzen und eine philosophische Pfeife dabei rauchen kann, so bin ich's zufrieden. Aber ich unterließ deswegen nicht, Sie wahrhaftig hochzuschätzen. — Im Uebrigen wird über diesen Punkt freilich das Urtheil eines jüdischen Philosophen bei Ihnen wenig gelten; aber ich muß gestehen, daß mir der ganze Streit über die Wunderkraft des Gebets von keiner Erheblichkeit zu sein scheint. Den Geist haben, und durch den Geist beten, was heißt Dieses auf gut ehrlich abendländisch? Ich vermuthe: solche Dinge von Gott verlangen, die wichtig genug, eine außerordentliche Veranstaltung zu veranlassen, nennen Sie: durch den Geist beten, und die Gabe oder das Vermögen hierzu: den Geist haben. Ist Dieses der Sinn Ihrer Worte, so wird Ihnen Jedermann den Satz einräumen: was durch den Geist gebetet wird, Das wird erhört; aber alsdenn ist es auch in jedem vorkommenden Falle Vermessenheit, von sich selbst zu glauben, man habe durch den Geist gebetet; denn nichts als der Erfolg kann in diesem Verstande entscheiden, ob durch den Geist gebetet worden. Oder was verstehen Sie sonst durch diese verblümte Redensart? — Ich wünschte, daß dergleichen Cant aus deutschen Lehrschriften ganz wegbleiben könnten, so würde man weniger zu streiten haben.

Seien Sie unbesorgt, mein rechtschaffener Freund, ich habe Gottlob keinen Erzrabbi zu fürchten, und bin auch, wenn es

darauf ankömmt, über Menschenfurcht hinweg. Allein man hat in der That mich wegen der Hochachtung gar nicht zur Rede gesetzt. Welcher Zelote kann mir auch verwehren, großen Leuten, die nicht meines Glaubens sind, Hochachtung zu bezeugen? — Nur einem Hofstäde kann so was einfallen. Man hat von mir über die Vorurtheile, deren ich meine Religion beschuldigt, eine nähere Erklärung gefordert und diese habe ich geben können.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund; was ich Ihnen von Herzen wünsche, werden Ihnen die Jahre geben, etwas mehr Kälte in dem Eifer, mit welchem Sie Gutes zu wirken suchen. — Ich habe ein 10 oder 15 Jahr mehr als Sie, und diese ertheilen mir ein Recht, Ihnen einen kleinen Wink zu geben. — Gott erhalte Sie zur Ausbreitung der Wahrheit und Tugend unter den Menschen, die derselben so sehr bedürfen!

M. M.

Anmerkungen Moses Mendelssohns über die von Lavater eingeschickten Zusätze.

Erster Zusatz. — Nicht so schlechtweg zugemuthet u. s. w. Ich habe nichts wider diese Distinction, aber sie mißfällt mir, um des Herrn Lavater willen; sie ist nicht in seinem Charakter.

Zweiter Zusatz. — Und was anders u. s. w. Gut.

Dritter Zusatz. — Und dann u. s. w. Ich wünschte, daß dieser nicht so mancherlei Behauptungen enthielte, die ich so unbedingt nicht kann gelten lassen. Sie führen mich zu Erörterungen, die ich so gern vermeiden möchte. Herr Lavater hat mich schon bei der mündlichen Unterredung gefragt: was für einen Unterschied ich machte zwischen einem Sokrates, Plato und Jesus. Ich antwortete: Sokrates hat niemals mehr als ein Mensch sein wollen. Hätte er sich für eine Person der Gottheit oder für eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, oder gar für die einzige Mittelsperson ausgegeben; so hätte ich ihm, meiner Ueberzeugung nach, alle Hochachtung versagen müssen.

Philoſophiſche und religiöſe Vorurtheile kann man haben und von der moraliſchen Seite hochachtungswürdig ſein; aber Anmaßungen von dieſer Art gehören mit zum moraliſchen Charakter und geben allen moraliſchen Eigenſchaften eine ſonderbare Richtung. — Hat ſich aber Jeſus, wie ich aufrichtig glaube, Dieſes niemals anmaßen wollen, ſo habe ich meine philoſophiſche Hochachtung ſchon eingeſtanden. Wozu ward alſo dieſe Frage ſo ausdrücklich berührt?

Einen Heiden? — Einen Juden? — Schande, daß wir dem Sokrates und dem Plato Vorwürfe machen ſollen, daß ſie Heiden waren! War Dieſes ein Fehler in ihren Sitten? Und Jeſus ein Jude? — Ja, wenn er, wie ich glaube, das Judenthum nicht hat aufheben wollen. Man bedenke, wohin mich dieſe Betrachtung führen würde!

Demnach Aller Geſtändniß die Weltweisheit und guten Sitten unendlich viel und mehr u. ſ. w. — Wer ſind die Alle, die Dieß ſo ſchlechterdings eingeſtehen? Nicht ich. Ich bitte die Herren, welche Dieſes zu leſen bekommen, demüthigſt, über die Freiheit, die ich mir nehme, nicht ungehalten zu ſein. Dieſer ſehr poſitive Machtſpruch ſcheinet mir in einem Schreiben an einen Juden höchſt unſchicklich, wenn er nicht ein Signal zum Streite ſein ſoll. — Ueber den Einfluß der Religion in die Weltweisheit überhaupt hätte ich ein weitläufiges Capitel zu ſchreiben, das Manchem ſehr paradox ſcheinen könnte. Man ſcheinet ſich in Deutſchland über gewiſſe Sätze ſtillſchweigend vertragen zu haben, die meines Erachtens wohl verdienten unterſucht zu werden. Aber ich wünſche von Herzen, zu dieſen Unterſuchungen nicht veranlaſſet zu werden.

Vierter Zuſatz. — Dieſer iſt bereits von mir eingerückt worden.

Fünfter Zuſatz. — Dieſer gehet das Bonnetſche Werk an. Bonnet ſagt, er habe kein Vertheidiger, ſondern bloß ein Forſcher ſein wollen. Kann ihm aber Dieſes Herr Lavater nachſprechen? Welche Inconſequenz! Hat er nicht das Gegentheil mit dürren Worten behauptet? Herr Lavater will ſich, wie es ſcheinet, nunmehr von Andern leiten laſſen, und wird ſeinem Charakter untreu. — Ich glaube in meiner Nacherinnerung dem Herrn Bonnet genug eingeräumt, und alſo dieſen Zuſatz unnöthig gemacht zu haben. — Ich könnte ihn auch allenfalls gelten laſſen, aber ich würde in meiner Nacherinnerung, in Rückſicht auf denſelben,

einige Veränderungen machen müssen, und wozu? Herr Lavater und Herr Bonnet können sich auf ihre hiesigen Freunde verlassen, sobald diese meine Erklärung zu ihrer Befriedigung hinreichend finden.

Sollte es indessen nicht angehen, daß diese Zusätze wegblieben, so wünschte ich, daß Herrn Lavaters Antwort abgedruckt würde, und zwar ohne meine Nacherinnerung. Ich würde mir alsdenn Zeit lassen müssen, in einem besondern Schreiben meine Gedanken zu äußern.

Berlin, den 9. März 1770.

Moses Mendelssohn.

---

8. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Zürich, den 19. März 1770.

Verehrenswürdiger Herr,

Wenn ich gleich gestehen muß, daß die nachgeschickten von Ihnen nicht ganz gebilligten Zusätze größtentheils durch Urtheile Andrer veranlasset worden sind, so haben sie mir doch meiner nicht unwürdig geschienen. Doch davon kann ich noch nicht urtheilen. Die Gesinnungen meiner liebsten und verständigsten Freunde in der Schweiz waren in diesem ganzen Geschäfte von den meinigen so verschieden, ich war immer so sehr in Gefahr, mein Auge von meiner eigenen Waage abzuwenden, daß es sehr leicht sein kann, daß ich aus Gefälligkeit und aus Mißtrauen in eigene Ansichten in den Zusätzen gefehlt habe. Sie sind das flüchtige Werk einer halben Stunde, die gerade der Post vorging, und unmittelbar auf ein eingegangenes Urtheil über meine Antwort, das ich von einem Freunde durch Bonnet, der die Dolmetschstelle bei ihm versieht, erhalten hatte.

Das schlechtweg zugemuthet bezieht sich auf die Gedanken über die Zumuthung. Es mag weggelassen werden, wenn Sie es weiser finden. Ich sehe darum nichts Unedles darin, weil es mich wichtig dünkt, unsre Leser von der geringsten Verstellung unsrer Ausdrücke wegzuschrecken.

Mich wundert, wie Sie die Absicht der wichtigsten Zugabe „und dann u. s. w." haben übersehen können. Sie war, Vorwürfe von Ihnen abzulehnen, als wenn Sie etwas Irreligiöses*) gethan, wenn Sie für Jesum philosophische Achtung bezeigten. Ihre Rabbiner, wollte ich sagen, hätten Sie doch auch deswegen, daß Sie Sokrates, einen Heiden, gelobt, nicht getadelt. Als Philosoph dürften Sie also wol auch etwas Gutes von Jesu sagen, der doch ein Jude wäre, und also noch als ein Miterb an der Gemeine Jacobs in einer nähern Relation mit Ihnen stünde. Wie konnte mir doch, ich bitte Sie, Das einfallen, Sokrates dadurch Vorwürfe zu machen, daß er ein Heide gewesen? — Eine Mitabsicht dieses Zusatzes war, zu zeigen, daß wenn also in Ihrer philosophischen Achtung nichts Verfängliches wäre, die Verschweigung der Bedingung ebenfalls nicht verfänglich wäre. Dieß nur für Sie. — Ich mag es, um alle Weitläufigkeit abzuschneiden (obwol ich blindlings folge), endlich auch leiden, daß diese Stelle ganz oder zum Theil wegbleibt. Vielleicht, doch wie Sie wollen, — dürfte das „und dann — da steht?" stehen bleiben. Handeln Sie aber, wie Sie es gut finden, um ohne Verletzung Ihres Gewissens abbrechen zu können.

Es ist wahr, mein Freund, daß der Zusatz, der Bonnet betrifft, eigentlich nicht von mir herrührt; aber mich dünkt, daß ich selbst Bonnets Gesichtspunkt, wie er es mir vorgeworfen hat, hie und da in den Anmerkungen und insonderheit darin vergessen habe, daß ich sein Werk Ihnen zugeeignet. Was ich einem Freunde nachgesprochen habe, würde vielleicht Ihnen nicht unedel dünken, wenn ich beifügte, daß ich selbst nicht immer auf seinem Gesichtspunkte geblieben wäre. Ich überlasse Ihnen, Dieß beizufügen; und mag es aber eben so wohl leiden, daß auch diese Stelle wegbleibe. Ich werde es schon zu verantworten wissen. In der That macht Das, was Sie in der Nacherinnerung von Herrn Bonnet zu sagen die Güte haben, diesen Zusatz beinahe überflüssig.

Nun ein Paar Worte über Ihre Nacherinnerung. Sie sind zu gütig — fast muß ich Sie bitten, meine Bescheidenheit zu schonen, wenn Sie mir welche zutrauen. Wenigstens war ich in demselben Augenblick entschlossen, den angefangenen Druck (ich ließ nämlich die Zuschrift, die in den Exemplaren

*) Man sagte mir, ein Rabbi stellte Sie deswegen zur Rede.

für die Schweiz fehlte, drucken) abzustellen. Wie dürfte ich in meiner Vaterstadt ohne Schamlosigkeit so was über mich drucken lassen?

So sehr ich gestehen muß, daß ich in Ihren Umständen eben Das gesagt hätte, was Sie über die Wunder sagen, und so sehr ich auch in meinen Umständen das Meiste davon von ganzem Herzen billige. — so hätte ich doch gewünscht, nicht, daß Sie es weglassen möchten; nein — immer Schade — aber daß Sie es nicht so gesagt, daß ich dadurch beinahe in die Nothwendigkeit gesetzt werden dürfte, wieder Etwas darüber zu sagen, welches wir doch Beide vor itzt ausweichen wollen. Bonnet würde Ihnen vermuthlich sagen, daß er nicht allein auf Wunder baue, er nehme den Charakter und die Lehre dazu; die Auferstehung Jesu sei kein Wunder, das Er verrichtet; ein Todter, den Gott auferwecke, könne nicht mit falschen Wunderthätern in eine Reihe gesetzt werden; — Moses habe vor seiner Gesetzgebung als ein göttlicher Gesandter, um seiner Wunder willen, Glauben gehabt und zu haben verdient u. s. w. Aber auch hierin haben Sie vollkommen freie Hand. Ihre Nacherinnerung werde ich also äußerst geheim halten, d. i. zween einzigen verschwiegenen Freunden zeigen — und vielleicht Bonnet senden. Es dünkt mich auch der kürzeste Weg zu sein, abzubrechen, wenn Sie diese Nacherinnerung hinten an meine Antwort drucken lassen. So sehr auch das Publikum auf den Austrag der Sache begierig sein mag, so sehr auch Einige meiner Freunde darauf dringen, daß ich die Antwort drucken lasse; so sehr es nun auch nothwendig scheint; aufrichtig — wünschte ich fast, daß auch nicht einmal diese gedruckt würde. Ich sehe unausweichliche Anstöße, wenn ich sie nicht drucken lasse; in Ansehung Ihrer selbst dünkt es mich Pflicht, sie drucken zu lassen; — aber auf der andern Seite darf ich mein Auge nicht aufheben, daß ich, Gott weiß! ohne daran zu denken, eine solche Art von Aufsehen veranlaßt habe. Ich bitte Sie auch, die Stelle, wo ich etwas hart (ach Gott! wer will in einem solchen Sturm von Geschäften und Zerstreuungen immer überlegend, immer gelassen genug bleiben, so sehr man sich's auch vornimmt), wo ich, sage ich, mich etwas hart gegen Sie ausgedrückt . . . ich meine die Stelle, an der Herr Bonnet etwas geändert. Thun Sie, was Sie wollen; ich gebe Ihnen völlige Vollmacht.

Noch Eins! Man schreibt mir, ein Proselyt in Jena wolle eine Widerlegung Ihres Schreibens herausgeben. Können

Sie die Sache durch Herrn Nicolai hintertreiben, oder mir sagen, wie ich es könne, der ich dort keine Bekanntschaft habe, so will ich es thun. Dieß würde mich, wenn's einem Studenten in die Hand fiel, kränken. So viel in großer Eil.

Lavater.

---

9. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Sie haben mich, theuerster Freund, aus einer kleinen Verlegenheit herausgezogen — wo säumt die Antwort und Nacherinnerung? Ist etwa mein Brief nicht eingegangen? .... Nun (ich bin zu bequem nachzusuchen, ob Nicolai mir den Mangel der Abschrift von den Zugaben gemeldet hat) genug, die Sache ist nun im Reinen .... Ja herzlich, herzlich umarme ich Sie .... nun von den alten Sünden kein Wort mehr .... aber aufs Neue biete ich Ihnen Alles, meine ganze Seele an, wenn etwas für Ihr Vergnügen, Ihre Glückseligkeit in allen meinen Besitzungen außer mir und in mir vorhanden wäre.

Unwillig bin ich nur darüber, daß ich das Imprimé der Pacification noch nicht in den Händen habe .... wie lange muß ich wol noch darauf warten?

Kölbele .... das wird eben der jenaische Student sein? Welche Seele! — Fürtrefflich, daß Sie ihn auch noch in einem besondern Anhang abgefertigt haben. Er hat mir sein Schreiben mit einem gleichtönenden von unerträglicher Eitelkeit triefenden Briefe zugesandt. Ich antwortete ihm sehr kurz, trocken und in einem Tone, den ich mir noch gegen keinen Menschen erlaubte. Kurz, ich verbat mir Freundschaft und Briefwechsel. Roheres und Pöbelhafteres habe ich von einem kranken Christen, dessen Krankheit notorisch ist!! noch nicht gelesen. Leid ist mir nur doch, daß auch ich an diesem Geschmiere eine unvorsätzliche Schuld bin. Doch Sie haben mir von ganzem Herzen vergeben?

* * *

Geist Gottes bedeutet, so viel ich einsehe, in den prophetischen und mosaischen Schriften, wenn es objective genommen wird, Gott, in so fern er wunderbar wirkt; wenigstens dem Anscheine nach wunderbar und übernatürlich. Der Geist des Herrn war auf meiner Zunge, Gott theilte mir über-

natürliche Offenbarungen oder Einsichten und Rede mit: Ein Mann, in dem der Geist Gottes war, ist Einer, der mit der Gottheit auf eine unmittelbarere Weise, als es den gemeinen Kräften der Seele möglich ist, umging. Moses hatte den Geist, das ist, er stand in einer unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit. Gott wirkte auf eine, wenigstens dem Anscheine nach, unmittelbare und übernatürliche Weise in ihm, oder durch ihn. Durch den Geist Worte oder Thaten thun heißt: vermittelst einer übernatürlichen Kraft handeln, die nach allen unsern Begriffen Gottes unmittelbare Kraft zu sein scheint. Durch den Geist beten, heiß ich, um Wirkungen der Gottheit, die natürlicher Weise schlechterdings nicht erwartet werden können, mit einem solchen Muth, mit einer solchen Zweifellosigkeit beten, wobei kein, auch nicht das geringste Besorgniß der Nichterhörung übrig ist, einem Muth, den wir, nach unsern Begriffen, anders nicht als eine unmittelbare Wirkung der Gottheit ansehen können: auf eine ausdrückliche Weise von der Gottheit vorher der Erhörung versichert sein, oder es sonst wissen, daß, so kühn auch das Begehren ist, man nicht zu Schanden wird. Von dieser Art scheint das Gebet des Elias vor Israel und den Baalpriestern gewesen zu sein. Mit Elias' Zuversicht um Wunder beten, d. i. um Dinge, die in dem gegebenen Zeitpunkt schlechterdings nicht natürlicher Weise erwartet werden können, heiße ich, durch den Geist beten. Das dünkt mich, liebster Freund, der abendländische Verstand des morgenländischen Ausdruckes.

Mein Evangelium, im jüdischen Style geschrieben, verheißt nach meiner Meinung allen redlichen .... „großes unerschöpfliches Wort redlichen!" den Geist, das ist, nach der damaligen Bedeutung des Wortes, übernatürliche, göttliche Kräfte, Umgang mit der Gottheit, unmittelbare Gemeinschaft mit ihr durch den Messias. (Gottes Wohnung.) Gott gibt seinen Geist, Christus wohnet im Menschen bedeutet bei mir, der Mensch wird durch eine unmittelbare Wirkung des Messias in den Stand einer unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott gesetzt — kraft welcher Gemeinschaft er allemal Einsichten oder Kräfte erlangt, die sonst von ihm natürlicher Weise in den gegebenen Umständen schlechterdings nicht erwartet werden könnten. Nach meinen Begriffen ist der Messias der Mittler, der einzige Möglichmacher dieser nicht bloß geglaubten, sondern realen Gemeinschaft mit der allgegenwärtigen Gottheit.

Mit der Mitgelegenheit erhalten Sie den ersten Theil der Palingeneſie. In der Vorrede ſage ich Ein Wort von dem Eigenen der Bonnetiſchen Philoſophie. Sie iſt weſentlich von Leibnitzens ſeiner verſchieden. Unter uns iſt noch ein kleiner Streit, worüber ich, wenn Sie die Vorrede, Bonnet und meine Anmerkungen geleſen haben, mir Ihre Entſcheidung ausbitten möchte.

Wie hüpfte mein Herz, da ich in dem neueſten Stücke d. A. D. Bibl. vor ein paar Tagen las, daß ein Commentarius über den Prediger Salomons von Ihnen unter der Preſſe ſei — dieß Buch iſt mir, auch nach Desvoeux, noch nicht deutlich genug, wie ich es doch von einer bloß philoſophiſch-moraliſchen Schrift erwarten ſollte.

Dieß Einzige wünſchte ich, aus vielen tauſend Dingen, die ich von Ihnen zu wiſſen verlangte, dießmal vorzüglich von Ihnen zu wiſſen, ob Sie in Ihren prophetiſchen Schriften den jetzigen Zuſtand Ihrer Nation deutlich und beſtimmt vorherverkündigt finden; und, wenn Das iſt, ob Sie nichts Entſcheidendes von dem Schickſale, das Ihrer ſo merkwürdigen, von Gott vormals ſo außerordentlich begnadigten Nation bevorſteht, in eben dieſen Schriften finden .... ach! mein Herz blutet mir, zu meiner unmittelbaren Privatbelehrung ſo Manches Sie zu fragen. —

Antworten Sie mir oder antworten Sie mir nicht — allemal bin ich mit der größten Hochachtung

Zürich, Ihr aufrichtigſt ergebener
den 20. April 1770. Joh. Caspar Lavater.

---

10. Moſes Mendelsſohn an J. C. Lavater.

Verehrenswürdiger Menſchenfreund,

Die Saite, die wir nur einmal ganz leiſe berührt haben, ſchwirrte eine Zeit lang im Publico nach, und wird nunmehr von plumpen Fingern bis zum Zerreißen geſchlagen. Was für ärgerliches Gewäſche kömmt nicht mit jeder Meſſe noch über dieſe Materie hinaus! Alle dieſe Folgen habe ich ſo ziemlich vorausgeſehen, mein Freund, auch Dieſes vorausgeſehen, daß Ihrer ſo wenig geſchont werden wird, als meiner. Ich wünſche nur, daß

Sie bei allen diesen Zunöthigungen so gleichgültig bleiben mögen, als ich zu bleiben das Glück oder den Eigensinn habe. — Wer die Absicht zeigt, mich ungeduldig zu machen, der soll Mühe haben, sie zu erreichen.

Aber beikommendes Zeitungsblatt*) habe ich in der That nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Ist dieser Aufsatz ächt? Und ist er mit Ihrer Einwilligung öffentlich bekannt gemacht worden? Ich erkenne mich weder in dem ungeheuren Lobe, das mir beigelegt, noch in den Meinungen, die mir zuge-

---

*) Jenaische Gel. Zeitung. 72te Nr.

Gelehrte Berichte.

Folgendes ist ein Auszug des Reise-Journals, das sich ehedem Herr Lavater entwarf, und betrifft seine erste Bekanntschaft mit Herrn Moses Mendelssohn in Berlin: Mosen, Mendelii filium, Philosophum Cel., revera Philosophum, sed physicum quoque et mathematicum, et, quod magis mireris, litterarum humaniorum intensissimum cultorem et doctorem adivimus. — Sublimem ejus et Leibnitzianam mentem facillime cognoscas, necesse est, ut modo os aperiat. Non est eruditus tantum, ut quasi cognitionum farrago; omnia in mente ejus lucida optimeque sunt disposita; a nulla autem longius abest, quam a vana et ridicula eruditionis acuminisque ostentatione. Summa veneratione et modestia magnos omnes libenter prosequitur viros; plurimum habent ejus sermones salis et amoenitatis. Magnam in ipso observavimus erga Deum pietatem, maximumque virtutis promovendae desiderium, altum vitiorum omnium contemtum; apertum magnorum praeclareque factorum et admiratorem in ipso venerabamur, nec non summam in fratres Judaeos pietatem singularemque in omni ejus habitu candorem. At, quanquam sit a nefandis Judaeorum contra Jesum nostrum praejudiciis blasphemiisque alienus; quamvis optimum illum appellet hominem, et ingenuum vitiorum, et quarundam humiliorum de nomine ejusque cultu opinionum fortissimum expulsorem; quamvis tum temporis Judaeorum, Sadducaeorum Pharisaeorumque in ipsum contumelias et ipsum tractandi modum et damnet et abhorreat; quanquam contra continuas fratrum suorum in Jesum contumelias clamat; quamvis etiam Messiam quendam nihil vero minus quam terrestrem, sed spiritualem prorsus, id est perfectissimum ab omnibus praejudiciis vitiisque liberum, purum iisque inaccessum hominem, summa ac divina auctoritate ita exstructum, ut ante eum nullus unquam prophetarum universi terrarum regem orbis, omnitumque gentium supremum et legislatorem et judicem expectet, omnemque sub ipso gloriae terrestris rem libentissime a se declinet; — praejudiciorum tamen contra nostram divinam religionem quasi inexpugnabili custodia praesidioque ita circumcinctus est, ut praeter Deum nemo ad veri Messiae castra eum traducturus unquam esse videatur.

schrieben werden. Indessen übersteiget Jenes so sehr alle Grenzen, daß wol Jedermann ein Merkliches davon auf die Rechnung der Freundschaft und der Begierde eines jungen Menschen, etwas Außerordentliches auf seiner Reise gesehen zu haben, setzen wird. Aber die Meinungen? Ich erkenne sie schlechterdings nicht für die meinigen, denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundsätzen; und ich glaube im Gewissen verbunden zu sein, mir öffentlich keine Meinungen zuschreiben zu lassen, die ich nicht habe. Ich erwarte nächstens Ihre gütige Antwort, und würde es mich unendlich freuen, wenn diese Beschreibung entweder ganz untergeschoben oder wenigstens zum Theil verfälscht wäre, damit ich der Nothwendigkeit überhoben sein möge, diese so schwierige Stelle nochmals zu berühren.

Auch über Herrn Bonnet habe ich einige Klagen zu führen, mit welchen ich Ihnen aber nicht beschwerlich fallen will.

Sie haben ohne Zweifel die neue Auflage seines „Examen" gelesen? Ich finde eine Inconsequenz in dem Betragen dieses mir in aller Betrachtung verehrenswürdigen Mannes, die ich mir nicht erklären kann. — Er wird ungehalten, daß Sie sein Werk einem Juden zu seiner Belehrung in die Hände geben; er erklärt ausdrücklich, daß er in diesem Buche gar nicht die Absicht gehabt habe, meine Glaubensgenossen zu bekehren; und in dieser neuen Auflage apostrophirt er uns geradezu bei allen Gelegenheiten, und thut Das, was er Ihnen so sehr zu verdenken geschienen, in jeder Anmerkung. Ohne sich ein Wort von unserm Briefwechsel und dem ganzen Vorfalle überhaupt merken zu lassen, führet er meine Gründe an und suchet sie zu widerlegen. — Heißt Dieses nicht die Waffen wider einen Unbewaffneten brauchen? — Was das Sonderbarste ist, so ist seine neue Auflage so früh datirt, daß ein Leser, der von dem Vorfalle nichts weiß, nothwendig glauben muß: ich habe meine Armseligkeiten aus den Anmerkungen des Herrn Bonnet ausgeschrieben. Und war denn Dieses Alles, was ich ihm entgegenzusetzen hatte? Kurz, ich kann mich in dem ganzen Betragen nicht finden.

Ich habe das Vergnügen gehabt, von diesem würdigen Philosophen ein sehr freundliches Sendschreiben nebst einem Exemplar von dem Examen zu erhalten. Ich bin aber noch nicht im Stande gewesen, darauf zu antworten; so sehr hat mich das unerwartete Betragen des Herrn Bonnet aus aller Fassung gebracht.

B, d. 4. Dez. 1770. M.-M.

11. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Mein theurer Freund,

Denn so werde ich Sie immer noch nennen, wenn es mir gleich von dem Verfasser der Freimüthigen Gedanken zur Last gelegt wird; mein theurer Freund, Sie setzen mich durch Ihren Brief vom 4. Dez. in Schrecken und Erstaunen. Ist es möglich, daß das Publicum uns immer noch gegen einander aufreizen will? — Mich soll es schwerlich aus meiner Fassung bringen .... Nur macht es mir Mühe, daß Sie, lieber Freund, so vielen Verdruß von meiner Dedication erfahren müssen, und daß ich mich nicht im Stande sehe, Ihnen denselben auf andere Weise zu vergüten.

Die Freimüthige Gedanken sind mir, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, an einigen Stellen recht durch die Seele gegangen: „Gott! ist das Deine Weise, die Wahrheit auszubreiten?" — Herrn Kölbele's Schreiben hat mir für Sie sehr viele Kränkung verursacht. Ich wünschte herzlich, daß das Publicum kein Wort mehr von unserer Angelegenheit reden möchte. — Im Stillen erwartete ich einige Ihrer philosophischen Gegenbetrachtungen in sanften, freundschaftlichen Briefen, aber, weit entfernt, sie ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß einem einzigen Menschen vorzuweisen.

Nun erhalt' ich diesen Augenblick einen Brief — die Ueberschrift Mendelssohn's? Mit Freude öffne ich ihn — hoffe Gegenbetrachtungen zu meiner Belehrung — und mit Schrecken les' ich Nachricht von neuer Aufwärmung einer alten, wie ich glaubte, beigelegten Sache. Ich setze sogleich alle Geschäfte bei Seite und beantworte ihn auf der Stelle.

Der Lateinische Aufsatz ist nicht nur ohne meine Einwilligung und ohne alles mein Wissen, sondern zu meinem größten Verdrusse, Gott weiß, durch welche mir unbegreifliche Canäle? — in die jenaische Gelehrte Zeitung eingerückt worden. Es thut mir unaussprechlich leid, und ich bezeuge Ihnen vor dem Allwissenden, daß ich nicht den mindsten wissentlichen Antheil an dieser unglücklichen Publication habe, auch nicht wissen oder errathen kann, wie er auf Jena gekommen sein mag.

„Ob er ächt sei?" — Mich dünkt, so viel ich mich noch erinnern kann, (denn ich weiß das Original nicht mehr zu finden)

— ziemlich ächt. Einige nicht sehr wesentliche Ausdrücke wollen mir zwar etwas fremde scheinen.

Aber dieser Aufsatz ist nicht von mir — sondern von meinem seligen Freunde, der mit mir reisete, — allein, ich sehe nicht, daß mein zwar feuriger und präcipitanter, aber dabei sehr redlicher und wahrheitliebender Freund im Grunde viel Anderes in sein Tagbuch eingetragen habe, als was, so viel ich mich noch erinnern kann, aus Ihrem Betragen und Reden richtig hergeleitet werden konnte, ohne daß ich geglaubt hätte, daß dadurch Ihren Religionsbegriffen und philosophischen Grundsätzen widersprochen würde. Hat sich mein redlicher Freund geirret, oder irre ich mich, und Sie finden diesen Irrthum Ihnen im Geringsten nachtheilig, nun in Gottes Namen, so mögen Sie sich rechtfertigen. Lügen, vorsätzliche Lügen schreibe ich gewiß nie, weder in die Welt, noch in mein Tagbuch, und mein seliger Freund that es so wenig, wie ich. — Zu stark, zu redneriſch, ich gestehe es, scheinen mir einige Ausdrücke darin: und jetzt hintennach, nach Ihren öffentlichen Erklärungen vermeine ich, einiges Mißverständniß Ihrer Reden auf unserer Seite wahrzunehmen. Vielleicht mögen auch einige, nicht unmittelbar aus Ihrem Umgang, sondern aus andern damals glaubwürdig scheinenden Erzählungen geschöpfte Nachrichten zu dieser Verstärkung etwas mit beigetragen haben.

Thun Sie, theurer Freund, was Sie wollen, was Sie zur Steuer der Wahrheit und Tugend und zur gänzlichen Beilegung alles Streites gut finden; aber ich bitte Sie vor Gott — nicht: meines Freundes oder meiner zu schonen, — sondern nur die ganze Wahrheit mit derjenigen Einfalt zu sagen, die wir Ihnen, wie ich hoffe, nicht umsonst zugetraut haben.

Ueber Bonnets Betragen schreibe ich Ihnen das nächste Mal. Die Post will gehn. Ich umarme Sie.

Zürich, den 15. Dez. 1770.

J. Caspar Lavater.

---

12. J. C. Lavater an Moses Mendelssohn.

Mein verehrenswürdiger Freund!

Es will mich der Billigkeit gemäß dünken, einen Aufsatz gegen die jenaische Zeitung einzusenden. Ich nehme mir die

Freiheit, ihr beizulegen und Sie zu bitten, denselben, wenn Sie es gut finden, in meinem Namen an den Herausgeber der Zeitung, der mir eben so unbekannt als die Zeitung selbst ist, abzusenden. Ich hätte mich gern noch stärker ausgedrückt, wenn ich nicht besorgen müßte, daß dieser Aufsatz nicht eingerückt werden würde, wenn er stärker wäre.

Sind Sie nicht damit zufrieden, welches ich doch nicht glauben kann, so sagen Sie es mir mit Ihrer gewohnten freundschaftlichen Freimüthigkeit. Ich meine aber, Alles gethan zu haben, was Redlichkeit und Billigkeit von mir fordern, und was zur Beilegung alles Streites dienlich scheinen kann.

Die Zeit ist mir abermal abgeschnitten, ein Wort mehr zu schreiben, als daß ich mit unveränderlicher Hochachtung bin

Zürich, meines theuersten Freundes
den 18. Dez. 1770. ergebenster Lavater.

---

13. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Den 15. Jan. 1771.

Ich bin vollkommen beruhigt und zufrieden gestellt durch den Aufsatz, den Sie für die Jenaische Zeitung einzuschicken die Gütigkeit gehabt, und ich erkenne abermals in diesem Betragen Ihre edelmüthige Bescheidenheit, so wie ich von der andern Seite die Anekdotensucht unserer Modeschreiber höchst unedel und ärgerlich finde. Ich habe den Aufsatz nach Jena befördert. Ich hoffe doch, daß sie die Billigkeit haben werden, ihn einzurücken. Ich möchte nicht gern einem andern Neuheitskrämer wieder damit in die Hände fallen.

Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mich der Nothwendigkeit überhoben, öffentlich von dieser Sache zu reden. Ihnen aber insbesondere darf ich wol gestehen, was mir in dem Auszuge aus Ihrem, oder vielmehr Ihres Freundes Tagebuche eigentlich anstößig gewesen.

Es ist ein eingewurzeltes Vorurtheil Ihrer Glaubensgenossen, daß die Juden alle unaufhörlich die Religion der Christen und den Stifter derselben lästern, und daraus läßt sich in der Dogmatik so Manches gar bequem erklären, und im gemeinen Leben so Manches rechtfertigen, das eben so irreligiös als unvernünftig ist.

— — Es iſt aber Ihnen unanſtändig, würdiger Menſchenfreund, dergleichen Vorurtheile, die immer noch Ueberreſte der alten Barbarei ſind, nur zu begünſtigen zu ſcheinen, und den Religionshaß, den wir immer mehr und mehr einzuſchläfern ſuchen ſollten, auch nur durch bloße Redefiguren aufzuwecken. Ich ſage durch eine Redefigur, denn ich weiß, daß Sie im Herzen weit von dieſer menſchenfeindlichen Geſinnung entfernt ſind, und daß die Emphaſis „nefandis praejudiciis blasphemiisque“ und „continuas fratrum suorum in Jesum contumelias“ eine bloße Redezierrath ſei. Allein auch Dieſes könnte ich von Ihnen nicht vertragen, und am wenigſten mir ſo feſt auf meine Rechnung ſetzen laſſen.

Als die Stärkern noch um der Religion willen Blut vergoſſen, blieb den Schwächern kein andres Vergeltungsmittel, als, wie man zu ſagen pflegt, Schnippchen in der Taſche zu ſchlagen, das heißt, bei verſchloſſenen Thüren die Religion ihrer Widerſacher zu läſtern. So wie auf der einen Seite der Verfolgungsgeiſt, ſo weicht auch von der andern Seite der Haß, und machet der Erkenntlichkeit Platz; und nunmehr iſt es die Pflicht aller guten Menſchen, den alten Zwieſpalt zur Vergeſſenheit zu befördern.

Nicht andres verhält es ſich mit dem Verſchulden der Sadduzäer und Phariſäer an der Perſon Jeſu! Scheint es doch, als wenn man noch immer von uns dieſerhalb Rechenſchaft forderte! Was weiß ich's, was meine Vorfahren vor 17—1800 Jahren zu Jeruſalem für gerechte oder ungerechte Urtheile gefällt haben? Ich würde ſehr verlegen ſein, wenn ich für Das, was z. B. in dem hieſigen hohen Gericht zu meiner Zeit geurtheilt wird, zu ſtehen verbunden wäre. Wir haben übrigens, unſerer Seits, von jener großen Begebenheit keine zuverläſſige Nachrichten, keine Aktenſtücke, keine Berichte, die wir den Ihrigen entgegenſetzen könnten. — Das Toledoth Gischu iſt eine Mißgeburt aus den Zeiten der Legenden und ihrer würdig, wird auch von meinen Mitbrüdern dafür erkannt. Im Talmud finden ſich hier und da Spuren von Nachrichten, von denen es aber noch ſehr zweifelhaft iſt, ob ſie dieſelbe Begebenheit angehen, und die ſicherlich nicht hinreichen, ein Urtheil zu fällen. — Wie kommen wir alſo dazu, in einer Sache, davon wir ſo wenig wiſſen, ſo entſcheidend zu urtheilen? — Alle meine Glaubensbrüder, die nur einigermaßen billig denken, müſſen wenigſtens Ihr Urtheil zurückhalten und es dem großen Vergelter des Guten und Böſen anheimſtellen, die Ankläger und Verfolger Jeſu nach ihrem Verdienſt zu

richten. Ich habe das Vergnügen, sehr viele von meinen Mitbrüdern zu kennen, die diese weise Mäßigung besitzen und sich weder blasphemias noch contumelias erlauben. Ich kenne auch so Manche, die mit mir noch weiter gehen und auf das Aussagen christlicher Zeugnisse (denn, ich wiederhole es, jüdische haben wir nicht, die zuverlässig wären) die Unschuld jenes Religionsstifters, so wie die sittliche Güte seines Charakters anerkennen, aber die ausdrückliche Bedingung dabei voraussetzen: 1) daß er sich nie dem Vater gleich gesetzt, 2) nie für eine Person der Gottheit ausgegeben, 3) daß er sich folglich die Ehre der Anbetung nie angemaßt habe, und daß er endlich 4) die Absicht nicht gehabt, die Religion seiner Väter umzustoßen, so wie er offenbar bei vielen Gelegenheiten das Gegentheil hiervon zu erkennen gegeben zu haben scheint. Diese Bedingungen sind von der äußersten Nothwendigkeit, denn in der That, wenn einige verdächtige Reden und Aeußerungen, die das Gegentheil auszusagen scheinen, in dem buchstäblichen Sinne genommen werden müßten, so würde das Urtheil über die moralische Güte seiner Absichten eine ganz andre Wendung nehmen.

Auch was von dem Messias, den ich erwarten soll, gesagt wird, ist nicht völlig nach meinem Sinne. Ein Messias spiritualis heißt, so viel ich weiß, ein Erlöser, durch welchen wir selig zu werden hoffen, und einen solchen erwarte ich nicht, denn ich kann nur unmittelbar durch Gott selig zu werden hoffen. Der Messias, wie er in dem Aufsatze beschrieben wird, ist, nach meinen Grundsätzen, ein Messias terrestris, und auch von diesem erwarte ich nicht, daß er universi terrarum orbis rex omniumque gentium supremus et legislator et judex sein sollte. Wie die Menschen jetzt beschaffen sind, würde eine solche Verfassung ihr Verderben und der Untergang aller Freiheit und alles edlen Bestrebens unter den Menschen sein, dadurch sie ihre angeborne Kräfte üben, ausbilden und zur Glückseligkeit erziehen. Die Menschheit müßte ihre Natur ausziehen, wenn eine allgemeine Monarchie sollte zu ihrem Besten gereichen können.

Dieses ist es ungefähr, was ich öffentlich habe erklären wollen, wenn Ihre Gütigkeit mir nicht zuvorgekommen wäre. Es ist nunmehr um so viel besser. Das deutsche Publicum ist, wie es scheint, noch nicht dazu gestimmt, dergleichen Erörterungen anzuhören.

M. M.

Was ihn zu diesem Schritte bewogen? Nicht Freundschaft. Unter allen Irrgläubigen seiner Bekanntschaft kann ich nicht sein einziger Freund sein. Nicht das Beste seiner Religion. Ein Christ, der sich beschneiden läßt, beweiset mehr für das Judenthum, als hundert Juden, die sich taufen lassen, für die Wahrheit des Christenthums. Die Unterredung, die er mit mir gepflogen, kann ihm auch dazu nicht Anlaß gegeben haben. Er hat es gesehen, welchen Widerwillen ich bezeugte, mich auf meiner Stube, in einer Privatunterredung über diese Punkte zu erklären, wie sehr ich es verbat und durch Winkelzüge auszuweichen suchte. Nach den feierlichsten Versicherungen, daß man von meinen Worten nie öffentlichen Gebrauch machen wollte, folgte endlich eine Erklärung, davon ich nunmehr das Wesentlichste öffentlich gedruckt lese. — Meine Entfernung gegen die christliche Religion hat sich bisher noch nicht vermindert, und so lange mir Gott den Gebrauch meiner Vernunft läßt, kann sie nicht vermindert werden. — Hochachtung gegen den Stifter habe ich bezeugt; ja, aber mit der Einschränkung, wenn Jesus von Nazareth nichts mehr als ein tugendhafter Mann hat sein wollen. Warum hat Herr Lavater diese Einschränkung weggelassen?

Da ich aber einmal öffentlich aufgefordert bin, so erfordert die Schuldigkeit, mich öffentlich zu erklären; aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß es mit dem größten Widerwillen geschiehet und daß ich von mir selbst nie diese Freiheit gehabt haben würde. Ich hasse alle Religionsstreitigkeiten, und vornehmlich die vor den Augen des Publicums geführt werden. Die Erfahrung lehrt, daß sie keinen Nutzen haben: sie wirken mehr Menschenhaß als Erleuchtung. Meine Religion legt mir die Pflicht nicht auf, Andere zum Judenthume zu bekehren; ja der Bekehrungsgeist ist offenbar den Grundsätzen meiner Religion zuwider. S. Majem. Die Beobachtung der Ceremonialgesetze wird nur von uns, die wir in dem mosaischen Gesetze gebaren sind, gefordert. Alle übrige Völker der Erde können nach unsern Grundsätzen selig werden, wenn sie das Naturgesetz beobachten. Wir sind zu allen Pflichten der Liebe gegen sie verbunden, sobald sie Dieses thun. Sogar befiehlt uns das Gesetz, wenn sie das Judenthum annehmen wollen, sie Anfangs durch Gegenvorstellungen davon abzuhalten. — Wozu sollten wir also Religionsstreitigkeiten führen? Etwa unser Ceremonial-Gesetz zu rechtfertigen? Jesus von Nazareth und die Apostel selbst haben uns davon nicht befreiet.

Wozu die Menge Widerlegungen des Judenthums, da wir doch, wie jeder Schüler weiß, gänzlich zu Boden sind? — Sollen wir uns bekehren? Wir sind ja verstockte, muthwillig verstockte Bösewichter, die die Wahrheit sehen und nicht erkennen wollen. Dieses wird ja in allen Lehrbüchern bewiesen. Zwar kann ein vernünftiger Mann nicht begreifen, wie es möglich sei, muthwillig eine Wahrheit nicht erkennen zu wollen, die mich von Schmach und Unterdrückung befreien würde. Allein was braucht es ein Vernünftiger zu begreifen?

Freilich, daß dieses verachtete, verstoßene Häuflein noch immer existiret — gesegnet sei die Asche des menschenfreundlichen Theologen, der zuerst gesagt, Gott erhielte uns als einen sichtbaren Beweis von der Wahrheit der Nazarenischen Religion. Ohne diesen schönen Einfall wären wir, menschlicher Weise zu reden, längstens aufgerieben. Es ist freilich sonderbar, daß dieser sichtbare Beweis sich selber für keinen Beweis hält. Es läßt sich freilich nicht begreifen, warum uns die Nazarener bekehren und also den sichtbaren Beweis ihres Glaubens vernichten wollen?

Vergleichung des Judenthums mit dem Socinianismo, mit dem Athanasiasmo.

Zu welcher Lehre sich Lavater bekennt?

---

14. Moses Mendelssohn an J. C. Lavater.

Berlin, d. 14. April 1775.

Verehrungswürdiger Menschenfreund!

Mit dem ungeheuchelten Zutrauen, das ich in Ihre menschenfreundliche Denkungsart zu setzen niemals aufgehört habe, wende ich mich an Sie, mein theuerster Freund! in einer Angelegenheit, die die meinige ist, weil sie meine Glaubensbrüder, aber auch Ihnen nicht fremde ist, weil sie Menschen angehet. Es betrifft eigentlich die wenigen Juden, die in der Schweiz, zu Lengly und Endingen, geduldet werden. Von den besondern Umständen dieser Leute und von den Bedingungen, unter welchen man ihnen den Aufenthalt daselbst vergönnt, ist mir zwar nichts umständlich bekannt, allein aus der allgemeinen Denkungsart gegen meine Nation, die fast allenthalben wie Fremdlinge auf dem Erdboden Gottes angesehen werden, und aus der besondern Lage

der Sache in Ihrem Vaterlande kann ich mir von der kümmerlichen Subsistenz derselben eine ungefähre Vorstellung machen. Und, wie ich höre, gehet die Obrigkeit, unter welcher sie stehen, eben jetzt damit um, sie noch näher einzuschränken, und unter andern drückenden Bedingungen, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten. Die guten Leute, davon mir Einige, und unter andern vornehmlich der Rabbi, als rechtschaffene Männer, dem Ruf nach, bekannt sind, melden mir, daß Sie, verehrungswerther Menschenfreund! durch Ihren Einfluß auf Ihre Mitbürger in Zürich Vieles zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Wohle beitragen können, und weil sie von der gegenseitigen Freundschaft gehört, deren wir uns einander öffentlich versichert haben, so nehmen sie ihre Zuflucht zu mir und bitten mich um ein Vorwort zu ihrem Besten.

Nun wünschte ich sehr, meine Mitbrüder versichern zu können, daß sie weder von Ihrem Einflusse auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns, sich unrichtige Vorstellnngen gemacht, und beschwöre Sie, theuerster Menschenfreund, daß Sie sich dieser bedrängten Menschenkinder annehmen und durch Ihr Ansehen und Ihre Ueberredungskraft ihnen wenigstens ihre alten hergebrachten Freiheiten zu erhalten suchen. Diese Handlung ist Ihrer würdig und führet also ihren Dank mit sich; allein Sie verbinden auch zu gleicher Zeit zur beständigen Dankbarkeit

Ihren
unveränderlichen Freund und Verehrer
M.

II.

Correſpondenz mit C. Bonnet.

1. C. Bonnet an Moſes Mendelsſohn.

A Genthod près de Génève le 12. Jan. 1770.

Si Monsieur Lavater avoit bien voulu, Monsieur, me communiquer l'étrange Idée de la *Dédicace*, j'aurois fait les plus grands efforts pour l'en détourner. Mais, il ne m'a envoyé cette dissonante Pièce que lorsqu'il n'étoit plus temps de m'opposer à sa publication. Je l'ai désapprouvé en entier et pour le fond et pour la forme, et je me suis hâté de lui en dire ma pensée avec cette franchise, que je sçai très bien, qui ne déplaira jamais à cet homme estimable. Voici, Monsieur, la copie fidèle de ce que je lui écrivis sur son imprudente démarche le 26. de Septembre et le 24. d'Octobre derniers.

„Si Vous m'aviés communiqué Votre *Dédicace* avant que de l'imprimer, je Vous aurois fait observer, qu'il ne me paroissoit pas convenable de dédier à un Juif un livre calculé uniquement pour les *incrédules* nés dans le sein de notre Eglise. Je Vous aurois dit encore, que Vous pressiés un peu trop cet estimable Juif, qu'il ne falloit pas le provoquer au combat, que l'auteur des *Recherches* n'avoit point provoqué au combat les *incrédules*, qu'il ne falloit pas mettre cet excellent Juif dans l'épineuse alternative de *refuter* le livre ou de

se convertir: que Vous l'exposiés enfin à quelques désagrémens de la part de ses frères en révelant son estime pour le Fondateur. L'auteur se plaint encore que Vous ne lui avés point tenu parole, et que Vous l'avés beaucoup trop loué. Il n'en sent pas moins ce qu'il doit à Votre Coeur, mais Vous n'ignorés pas, qu'on se défie volontier d'un antidote, qu'on vante trop."

Vous jugés donc, Monsieur, que je n'ai pas du être surpris de la *Reponse*, que Vous venés de faire à Mr. Lavater. Il en a remis pour moi un *extrait* au courier, que je reçus avant hièr. Je mets encore sous Vos yeux la lettre, que je lui écris à ce sujet.

„Le 12. Jan. 1770.

„Je Vous l'avois prédit, Monsieur, quand Vous m'envoyâtes cette imprudente Dédicace, passés moi de terme, et certes il n'étoit pas besoin d'être *inspiré* pour Vous le prédire. Je compte bien que ceci Vous apprendera à Vous défier de Votre zèle trop ardent pour le *Palingénesiste* et pour sa logique. Relisés mes lettres, si Vous les avés encore. Je ne Vous ai jamais dit, à mon gré, toute la surprise et tout le chagrin que me causa cette Dédicace à l'estimable Mr. *Moses*. Comment s'est-il trouvé à Zurich une seule tête qui aye pu Vous la conseiller? Etoit-ce ainsi qu'on pouvoit faire gouter la *Vérité* à un Juif instruit? Je Vous l'écrivois alors, c'étoit le provoquer au combat contre moi, et puis avois-je calculé mes *Recherches* pour les Juifs? Quoi que la lettre de Mr. Moses ne soit point pour le Palingénesiste un *billet-doux*: il Vous dira néanmoins avec sa franchise ordinaire: qu'autant Votre Dédicace lui avoit déplu autant cette lettre de Mr. Moses lui plait. Il y a admiré la sagesse, la modération et l'habilité du célèbre fils de Abraham. Il faudra qu'il sache de moi-même que je n'ai jamais eu la présomtion de penser qu'un *Juif Philosophe*, qui ne s'est pas converti à la voix forte et majestieuse d'un Abbadie, se convertiroit à la foible voix d'un Bonnet."

Vous voyés, Monsieur, ce que je pense de Votre Réponse à l'honnête Diacre de Zurich. Mais ce que la

lettre que je lui ai écrite ne pouvoit exprimer aussi fortement que je le sens, c'est combien je Vous estime et Vous honore. Il y avoit long temps qu'un homme de mérite, de Vos amis et dont nous regrettons la mort prématurée, m'avoit dit tout ce que Vous valiés; je parle de Mr. Abbt, et Vos excellents écrits m'ont bien confirmé la haute idée qu'il m'avoit donné de Votre caractère moral. Je n'en suis donc que plus faché d'avoir été l'occasion quoique très innocente du désagrément que le zèle indiscret de Mr. Lavater Vous a fait éprouver. Il suffisait de Vous connoître pour être très convaincu que si Vous eussiés trouvé dans nos apologistes des argumens victorieux Vous Vous seriés fait un devoir sacré d'embrasser cette *Doctrine* que Vous ne rejettés encore que parce que Vous ne la trouvés pas asses solidement établi; il suffisait encore de connoître mon plan et son exécution pour sentir que mon livre n'étoit point adressé à la vénérable Maison de Jacob, pour laquelle mon Coeur ne cessera jamais de faire les voeux les plus vrais.

Je désirerois fort que Vos occupations Vous permissent de lire ma *Palingénesie* dans l'original: Vous jugeriés de mes vues et Vous reconnoitriés que je n'ai composé cet ouvrage que pour ces Philosophes nés dans notre Eglise, qui vivent dans son sein et qui lui déclarent la guerre. Ce n'étoit pas même aux Généraux de cette armée devenue si nombreuse, que je m'adressois: ils sont trop vieilli dans le metier et leur fier amour-propre ne me laissoit pas des espérences raisonnables. Je ne m'adressois donc qu'aux Subalternes les plus honnêtes, donc l'esprit et le coeur pouvoit encore être éclairé et touché. Je pensois que si je leurs rendois tant soit peu *probable* la *Survivance de l'animal* je les disposerois à accorder cette de l'homme. Voilà tout le secret de ma petite production, de cette production dont Vous dites qu'elle ne Vous paroit pas avoir le prix que Mr. Lavater lui donne. Je le dis aussi après Vous, Monsieur, et je le répéterois fortement encore au Public, si l'occasion l'exigeroit. J'ai reproché à Mr. Lavater de ses éloges trop *exclusifs*.

Vous ajoutés que *Vous avés lu beaucoup* de Defenses de notre *Religion non seulement d'Anglais, mais même*

d'Allemands qui Vous ont paru plus solides et plus philosophiques que l'ouvrage de Mr. Bonnet. Je ne me parerai point ici de modestie, quelle mérite auroit elle vis-à-vis des illustres *Apologistes* que Vous avés en vue! Je ferai toujours gloire de les regarder comme mes maîtres. Je n'en appellerai donc point de Votre jugement, mais je Vous demanderai quels sont ceux de ces écrivains *qui Vous paroissent les plus solides et les plus philosophiques*, afin que je puisse les étudier, les méditer autant qu'ils le méritent. Si j'avois l'honneur de Vous être connu personnellement, Vous sçauriés combien mon amour pour le vrai est sincère, et combien est grande la juste défiance que la foiblesse de mes talens et de mes lumières m'inspire pour mes petites opinions. Je ne serai donc jamais le moins du monde choqué de tout ce qu'une saine critique Vous portera à relever auprès du Public dans mes divers écrits et en particulier dans mes Recherches. La Religion que je profesſe et que j'aime ne pourroit que gagner à être examinée de nouveau par le sage fils de Mendel. Je le recevrai avec une reconnoissance dont je serai très empressé à Vous donner les sincères témoignages. Mon célèbre ami Mr. Formey qui habite dans la même capitale que Vous pourroit Vous confirmer ceci: il sçait ma manière de sentir et de penser et en particulier mes sentiments pour Vous. Peut-être mon caractère moral a-t-il été assés empreint dans mes ouvrages, pour que Vous ayes pu l'y reconnoître.

Vous dites encore, Monsieur, dans la même Reponse à Mr. Lavater, si je ne me trompe, la pluspart des hypothèses philosophiques de l'auteur *ont pris naissance dans notre Allemagne.* Comme je connois la Droiture et l'honnêteté de Votre âme, je suis très persuadé que Vous n'avés point prétendu insinuer par ces expressions que je me suis approprié *tacitement* les *Hypothèses* des Philosophes allemands. Cependant j'ai lieu de craindre, que certains Lecteurs ne tirent de Votre phrase des choses que Vous n'avés point voulu y mettre et que je ne sçaurois y voir. Le *Plagiat* m'a toujours fait horreur et toujours je me suis fait un devoir étroit de reconnoître ce que je devois aux écrivains qui m'avoient précedé. Ma Palingénesie surtout

est pleine des éloges du prodigieux Leibnitz et Vous pourriés voir dans la Partie VII les hommages que je me plaisois à lui rendre. Mais ne me sera-t-il pas permis de penser que mes *Hypothèses* sur les opérations de notre âme, sur les réproductions des Etres vivans, sur l'état futur de l'homme et des animaux le sont plus à moi qu'aux Sages de l'Allemagne? Je parle principalement du développement des Idées, de leurs expositions, de l'enchaînement, de la clarté et de la précision que j'ai tâché d'y repandre. Vous êtes un des meilleurs juges de tout cela, et j'en appelle avec confiance à Votre jugement.

Il est dans Votre *Lettre* une Chose dont je ne puis me développer le sens; la voici: *l'application et l'usage que l'auteur fait des considérations générales qu'il met à la tête de son ouvrage, cette application qu'il en fait pour la Defense de sa Religion m'a paru si vacillante et si arbitraire que j'ai presque méconnu un Bonnet. Je me ferois presque fort de défendre telle Religion que l'on voudroit avec les mêmes argumens.* Seroit-il possible, Monsieur, que Vous Vous fussiés mépris sur le ton réservé ou peu décisif que j'ai pris dans un écrit consacré aux *incrédules Philosophes* qu'un ton plus décisif ou plus affirmatif auroit révolté? D'ailleurs combien ce ton modeste ou peu affirmatif convenoit-il à la médiocrité de mon Génie! combien étoit-il assorti à la hauteur des matières que je traitois, et à la disproportion des mes talens avec ces matières! Je n'ai donc été ici qu'un simple *chercheur*. Souffrés que je Vous le fasse remarquer. J'ai défendu ma Religion précisement par les mêmes argumens que Vous seriez fort d'employer pour défendre la Vôtre. Soutiendriés-Vous par les mêmes argumens la Religion de Mahomet ou celle de Confucius? Je Vous conjure de me relire et j'en appelle de Votre part à un nouvel examen. Comment, je Vous prie, prouveriés Vous à un Incrédule que Moïse a existé, qu'il a fait des Miracles, qu'il a donné à Votre nation une *Loi*, que cette *Loi* est *divine* etc., comment, dis-je, prouveriés-Vous tout cela à un Incrédule par des argumens plus probans ou plus victorieux que ceux dont j'ai fait usage pour établir la vérité du *Christianisme*? Il ne s'agit ici que de la Preuve de Fait et je croyois l'avoir maniée

conformement aux règles de la bonne Logique. Il est vrai que j'ai fort élagué mes preuves; j'en ai dit les raisons dans ma préface, je les ai aussi fort concentrées et peut-être qu'aucun Apologiste n'a été plus serré que j'ai tâché d'être dans mes Recherches. Je Vous le repète que je ne penètre pas bien le sens de Votre assertion.

J'aurois regardé, je Vous assure, comme un avantage précieux de conférer avec Vous sur les points qui nous séparent et que je souhaiterois ardemment que ne nous séparassent plus. La distance des lieux me prive de cet avantage, mais je Vous aurai au moins exprimé des intentions dont la pureté égale la vérité et pour la Vertu, le même Décalogue, la même modération dans le Coeur et le même estime l'un pour l'autre. L'amitié est bien près de toutes ces bonnes choses. Je ferois grand cas de la Vôtre et la mienne Vous seroit très acquise. Agréés que je Vous en donne une legère marque en Vous envoyant un Exemplaire de cette *Palingénesie* qui a joué un si mauvois tour à l'estimable pasteur de Zurich, et que Votre bon Coeur lui a déjà pardonné en faveur de la blancheur de son âme. Il ne m'avoit point communiqué les notes de sa traduction. Il en est auxquelles je ne sçaurois souscrire et qu'il eut mieux fait de supprimer.

Recevés les assurances les plus vraies de la grande estime et de la considération très distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Bonnet.

---

2. Moſes Mendelsſohn an C. Bonnet.

D. 9. Febr. 1770.

Die unangenehme Empfindung, die Sie, mein Herr! von dem Vorfalle zwiſchen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weiſe Beſcheidenheit, mit welcher Sie ſich in Ihrem Schreiben vom 12. Jan. darüber äuſſern, hat mich bis zu Thränen gerührt. Es iſt ſeltſam, daß drei gute Menſchen, die ſich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem beſten Willen von der Welt ſich einander wechſelsweiſe Verdruß machen müſſen. Was mich am

Meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben. Der Diaconus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit befreiet geblieben. Die innere Kränkung, welche ich über des Herrn Lavater Zumuthung gelitten, ließ mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin. Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie jetzt finde. Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben. Also ist die Aufforderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilliget worden; also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen ließen! Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Bessern belehren werde. Erst zu Ende des Dezembers meldet mir Herr Lavater, daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als zehn Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund! dem Diaconus zu Zürich und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit. Es ist unser Aller nicht würdig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, dem müssigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. Sind mit diesen besondern Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden? Was thut Dieses? In unsern Ohren würden diese Namen nichts Feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen

die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!

Sie können leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr! scheinen von der Natur zu diesem Amte nicht besser begünstiget zu sein. Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir diesen Ausdruck) fast zu weit getriebene Bescheidenheit schicken sich für keinen geistlichen Athleten. Ich halte den Diaconus zu Zürich für wahrheitliebend genug, sich hierin von Ihnen belehren zu lassen. In diesem Falle ist unsere Streitsache geendiget, und sie hat für mich die unschätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmtesten Weltweisen unserer Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, besaß ein wenig von der Eigenschaft, die Sie dem Herrn Lavater verweisen, und die an einem jungen Menschen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten ist. Enthusiastisch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob desto weniger nützen und auch desto weniger gefallen kann, je uneingeschränkter es ist. Ein Beweis hiervon ist seine Vorrede zu der Brochüre von meinen Schriften, die er unter Ihren Augen ins Französische übersetzt hat. — Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in seinen freundschaftlichen Briefen von Ihrem Charakter sowol als von Ihren Einsichten beibrachte, durch die Considérations sur les corps organisés, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen bestätiget, und seit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen studiret.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden. In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthum zuschreiben, und ein Jude oder Mahomedaner sein. Alle die Lehren, die dem Christenthum eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen; aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie erklären, um keine Sekte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn Lavater auch

merken lassen. Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt, und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden, wenn sie eine haben, unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir eine jede Apologie, in welcher man sich auf die besondern Lehren des Christenthums einläßt und solche mit der Vernunft übereinstimmend zu machen suchet, philosophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, gibt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will. Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist, die Ungläubigen in Ihrer eignen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze Ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen; so muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie erinnern, daß ich durch die Worte les hypothèses philosophiques de l'auteur ont pris naissance dans notre Allemagne die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen. Selbst die Besorgniß einer falschen Auslegung, die man, wie Sie zu sagen belieben, meinen Worten wider meine Absicht geben könnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von Ungefähr vor wenigen Tagen in einer Deutschen gelehrten Zeitung gelesen hätte, daß Ihnen von Jemanden dergleichen lieblose Beschuldigungen gemacht worden sind. Ich glaube, daß man in metaphysischen Dingen mit solchen Beschuldigungen nicht behutsam genug sein könne. Neue Wahrheiten sind, wenn man will, in dieser Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die untersucht zu werden verdienen, das pour und das contre schon so vielmal wechselsweise behauptet, daß, wer etwas ganz Neues sagen will, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiser schon geklagt hat, soll das Ungereimte selbst bereits zu seiner Zeit von noch älteren Weltweisen erschöpft gewesen sein. Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypothesen gefunden oder finden wollen? Er selbst hat selten Etwas behauptet, ohne

es aus einer vielleicht übertriebenen Beſcheidenheit irgend einem Alten zuzuſchreiben. — Ich kann Ihnen meinerſeits die Hypotheſe von *präordinirten Wunderwerken* mit ausdrücklichſten Worten in verſchiedenen Stellen des Majemonides, und die von einem ſubtilen, organiſirten, ätheriſchen Leibe, der in dieſem groben Körper eingehüllet und der eigentliche Sitz der Seele iſt, in alten cabbaliſtiſchen Büchern zeigen, die Ihnen ſogar dem Namen nach wahrſcheinlicher Weiſe unbekannt ſein werden. Dieſe letztern nennen dieſen ſubtilen Körper *Rouach*, Geiſt, zum Unterſchiede von der Seele, *Neſchamah*, und ſprechen: der Geiſt ſei ein Vehiculum der Seele u. ſ. w. — Allein, wer in metaphyſiſchen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von ſich ſelbſt bemerken, die Begriffe aufheitert und die Wahrheiten aus einem neuen Geſichtspunkte zeiget, wer ſie mit andern wichtigen Wahrheiten in Verbindung bringet, und den planen Menſchenverſtand bis auf die ſublimſten Speculationen hinaufführet, Dem kann meines Erachtens in dieſer Wiſſenſchaft das Verdienſt der Erfindung nicht abgeſprochen werden. Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt geweſen, Ihnen dieſes Verdienſt ſtreitig machen zu wollen, und erbiete mich, Dieſes bei der erſten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Abſicht war bloß, wie auch der Zuſammenhang jedem vernünftigen Leſer zeigen muß, dem Herrn Lavater zu ſagen, daß die philoſophiſchen Grundſätze, die er mir zu meiner Bekehrung anpreiſen will, *einem Deutſchen* nicht mehr neu ſind; daß, nach dem Leibnitz, die Monadiſten alle, und vornehmlich Hauſch, Bulfinger, Canz, Baumgarten durch ſubtile *Speculationen* dahin gekommen ſind, wohin der Palingeneſiſt auf dem Wege der *Beobachtung* leitet; und daß ich, als ein Deutſcher, meine Landsleute geleſen habe. Die gehäſſige Beſchuldigung, deren Sie erwähnen, iſt mir dabei ſo wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvorzukommen oder ſie abzulehnen.

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie ſo ſehr befremdet hat. Ich ſage: l'application et l'usage que l'auteur fait etc. m'a paru si vacillante et si arbitraire etc. und Sie ſcheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Beſcheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüſſe dem Leſer vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: je me ferois presque fort de défendre telle Religion qu'on voudroit avec les mêmes argumens, und Sie fragen, ob ich

mich unterſtünde, mit eben der Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moſis und die Göttlichkeit ſeiner Geſetze zu beweiſen andere Gründe haben könnte, als diejenigen ſind, deren Sie ſich zum Behuf des Chriſtenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über dieſe Fragen mich etwas umſtändlich zu erklären.

Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen ſagen, daß ich die ſokratiſche Beſcheidenheit, die mit der feſteſten innerlichen Ueberzeugung die äußerlichen Merkmale der Schüchternheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe, und daß ich viel mehr von der Materie, als von der Form Ihrer Argumentation geſagt habe, daß ſie mir willkürlich und ſchwankend ſcheine. Meine Gründe ſind dieſe:

In ſo weit eine jede Offenbarung ein hiſtoriſches Factum vorausſetzet, kann ihre Wahrheit nicht anders, als durch Ueberlieferung, Zeugniſſe und Monumente dargethan werden. Hierin ſtimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr! machen mit andern Apologiſten des Chriſtenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, ſobald man glaubhafte Zeugniſſe hat, daß ein Prophet Wunder gethan, ſo ſei an ſeiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln; und nunmehr beweiſen Sie in der That durch eine ſehr geſunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugniſſe von Wunderwerken auch glaubwürdig ſein können. Dieſe Argumentation iſt es, von der ich ſage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugniſſe haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jeſu von Nazareth von außerordentlichen Männern unſers Glaubens verrichtet worden ſind? Und dieſe Zeugniſſe ſind uns wenigſtens ſo glaubhaft, ſo ehrwürdig, als Ihnen die Ihrigen. Hier ſind alſo Zeugniſſe wider Zeugniſſe.

Eine von meinen Glaubensgenoſſen ſelbſt verfolgte jüdiſche Sekte in Polen und an den Grenzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben, und ich kenne anſehnliche und ſo viel ich weiß auch rechtſchaffene Männer, die ſolches als Augenzeugen beſtätiget haben. Ihre Widerſacher und Verfolger ſelbſt geſtehen ihnen die Facta ein, ſchreiben ſie aber, wie gewöhnlich, der Zau-

berei zu. Alles Dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Sekte selbst, — wenigstens ist mir noch keine Schrift von dieser Sekte zu Gesichte gekommen, — sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsre Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und ich weiß selbst nicht, was daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist.

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und der Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Factum eingestehen, nichts anders als Wunderwerke sein können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsversammlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftiget worden, einer Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gerichte für glaubwürdig gehalten werden müssen. Was wollen wir dieser Religionspartei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß all ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte?

Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebene Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unwürdig ist, den Lauf der Natur um einer unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist, ob in einem großen Buche große Sätze enthalten oder nicht enthalten sind.

Allein, ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palingenesist sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht, kann ein Schüler des Jansenius sagen, daß diese Wunder, wenn sie zugegeben werden, zugleich indirecte Beweise von der Wahrheit der päbstlichen Religion und des Christenthums überhaupt abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrige Sekten und Meinungen der Menschen ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung durch den Augenschein zu widerlegen. Wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig, in unsern ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unwürdig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder Andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andre Abwege gerathen sind, durch die unleugbare Evidenz der Sinne zurückzuführen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann,

Wunder geschehen zu lassen, so wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religionspartei dazu auserschen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kömmt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besonders Sekte von allen übrigen unterscheidet, scheine von keiner Erheblichkeit; so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sei, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möchte wichtig oder unwichtig sein. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will, so kann sie solche nirgend anders, als bei der Sekte, die in Allem die Wahrheit für sich hat, geschehen lassen. Man wird im alten und neuen Testamente manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Voraussetzung gehabt; allein der Endzweck, der indirecte dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und des allerhöchsten Wesens unwürdig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unsern Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, mittelbar und indirecte aber alle Irrgläubige und Ungläubige in den Schooß der Kirche zurückzuführen u. s. w. — Ich wiederhole also meine Frage: was können wir dieser Leute entgegensetzen, wenn wir unsern Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstünde, die Religion des Mahomets oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder gethan zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre erste Zeugnisse von der Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so stehet ihnen der Weg der Reflexion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigene Unparteilichkeit zu verlassen, und wie könnten wir verlangen, daß Andre uns, die wir Partei sind, zugleich als Richter erkennen sollen. Die Wunder der Christen, Juden und Mahomedaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Sekten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu den Zeiten des alten Glaubens Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden ſind. Auch falſche Propheten ſollen haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei? Geheime Künſte? Oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu beſſerm Gebrauche verliehenen außerordentlichen Gaben? getraue ich mir nicht zu entſcheiden. Genug, daß die Gabe Wunder zu thun für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden. Der Geſetzgeber der Juden erkläret ſich hierüber mit deutlichen Worten (Deuteron. 13, 2. 3. 4.) und Jeſus von Nazareth ſpricht eben ſo ausdrücklich, vielleicht noch entſcheidender von der Unzuverläſſigkeit der Wunderwerke: Es werden falſche Chriſte und falſche Propheten aufſtehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführt werden ꝛc. (Matth. 24, 24.). Wenn alſo dieſe beide Geſetzgeber lehren, daß auch falſche Propheten Wunder thun können, ſo begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger, wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können?

Mit der Sendung Moſis hat es eine andre Bewandniß. Dieſe gründet ſich nicht bloß auf Wunderwerke, denn, ich wiederhole es, Wunderwerke ſind trüglich und von Moſes ſelbſt als trüglich angegeben worden. Sie beruhete vielmehr auf einem weit ſicherern Grunde. Die geſammte Nation ſelbſt, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erſcheinung mit Augen geſehen und mit ihren Ohren gehöret, wie Gott Moſes zu ſeinem Geſandten und Dolmetſcher eingeſetzt hat. Die Israeliten waren alſo ſämmtlich Augen- und Ohrenzeugen von dem göttlichen Berufe dieſes Propheten, und ſie bedurften weder eines fernern Zeugniſſes, noch Beweiſes. Daher es auch heißt (Exod. 19, 9): Und der Herr ſprach zu Moſe, ſiehe ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke, damit das Volk höre, daß ich mit dir rede, und auch dir glauben möge ewiglich, und an einem andern Orte: Dieſes wird dir zum Beweiſe dienen, daß ich dich geſendet habe, wenn du das Volk aus Aegypten geführt haſt, ſollt ihr Gott anbeten auf dieſem Berge (ibid. 3, 12). Die öffentliche Geſetzgebung war alſo der ſtärkſte Beweis von der Sendung Moſis, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es iſt

wahr, Moses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Nation erforderten. Er berief sich aber allezeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein Dieses ist nach unsern Religionsgesetzen ein bloß positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf die Aussagen zweer Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweer Zeugen ist nicht untrüglich; die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es eben so wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und unserm Zweifel Grenzen setzen, damit wir in vorkommendem Falle eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkür eines Jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge, bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung. Wer sich also auf Wunderwerke berufet, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdringen, will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiskraft der Wunderwerke unser Gesetz aufheben und ein neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Völker und Religionen rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrige entgegen und versagen Allen unsern Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt, ich wollte mich getrauen, welche Religion man will, durch eben dieselbe Argumentation zu vertheidigen. Sie sehen, daß Sie sich nicht weniger auf den falschen Gesichtspunkt beziehen, aus welchem mich Ihr Uebersetzer das Werk hat betrachten lassen. Ich kann also keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung wider Herrn Lavater, wenn diese unvermeidlich sein sollte. Sobald ich indessen das Vergnügen haben werde, das Exemplar von der Palingenesie zu erhalten, damit Sie mich beehren, so werde ich sie mit großer

Begierde nochmals in der Urſchrift leſen, wo mich weder die Zueignungsſchrift, noch die Noten des Ueberſetzers verhindern werden, den rechten Geſichtspunkt zu treffen. Und geſetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Unterſuchung enthaltene Betrachtungen gar nicht zuſammen kommen, ſo kenne ich Ihre unſterbliche Verdienſte aus andern philoſophiſchen Werken zu ſehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leſer und Bewunderer zu ſein.

Mit unausſprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundſchaft an, die Sie mir ſo großmüthig anbieten. Sie iſt das köſtlichſte Geſchenk, das ein Sterblicher mir machen kann, und ich kann Ihnen, ohne Ihrer Beſcheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie ſehr ich Ihnen für dieſe Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn Lavater den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verurſacht hat, ſo muß ich ihm nunmehr den verbindlichſten Dank dafür wiſſen, denn ſeine Uebereilung hat mich ſo glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieſer Benennung würdiger zu machen, und wünſche nichts ſo ſehr, als eine Gelegenheit, die vollkommenſte Hochachtung und aufrichtige Freundſchaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

Moſes Mendelsſohn.

---

3. C. Bonnet an Moſes Mendelsſohn.

A Genthod près de Génève, le 24. Juin 1770.

J'avois été si satisfait, Monsieur, de Votre obligeante Réponse du 9 de Février, que je n'aurois pas différé un instant de Vous le témoigner, si je n'avois été fort occupé d'un écrit que je voulois soumettre à Votre jugement, et qui sera bientôt entre Vos mains. Votre excellente Réponse m'a paru la peinture fidèle de Votre esprit et de Votre Coeur, et je Vous assure, que j'ai gouté un plaisir bien vrai en la contemplant. Partout dans le Moral comme dans le Physique le Bien sort du Mal, l'Ordre naît du Désordre. La dissonante *Dédicace* de mon trôp zelé traducteur, qui ne sembloit faite que pour allumer une longue guerre entre le Juif de Berlin et le Chrétien de Génève,

est précisement ce qui a formé entre les deux amis du Vrai une liaison dont ils se sont plû à se donner réciproquement les assurances les moins équivoques. Ce qui m'a le plus touché, Monsieur, dans Votre lettre, c'est la confiance que Vous m'y témoignés, et dont Vos objections même m'ont fourni la preuve. Vous avés ainsi rendu à ma manière de sentir et de penser la même justice que j'avois aimé à rendre à la Vôtre. En vérité, je ne crois pas qu'il fut possible de rencontrer dans la République des lettres deux hommes plus ennemis du Polémique que le Phédon moderne et le Palingénesiste. Je dirai plus; nous sommes à cet égard les deux êtres les plus disgraciés de la Nature. Nous nous en consolons facilement parce que nous avons la simplicité d'imaginer qu'il vaut mieux s'aimer que triompher l'un de l'autre ou apprêter à rire aux Mocqueurs. Nous nous en consolons encore parce que nous n'avons jamais vu ni Vous ni moi que les Disputes littéraires ayent conduit à la vérité, et que nous avons vu souvent qu'elles n'ont servi qu'à alimenter l'amour-propre des combattans et à transformer par degrés les syllogismes en injures. Mais, indépendamment de toutes ces considérations, comment un Chrétien aussi équitable qu'ami de la Paix pourroit-il se résoudre à entrer publiquement en lice contre un Juif, tandis que celui-ci vit sous la protection des Chrétiens? Il faudroit donc pour rétablir l'égalité transporter la scène chès les Troglodites ou dans les Terres australes.

Je Vous le répète, Monsieur, Vos objections m'ont été très agréables, et en me les proposant aussi en détail et avec tant de candeur Vous m'avés servi comme j'aime à l'être, et Vous m'avés donné une marque de Votre estime et de Votre confiance dont je sens tout le prix et dont Vous étiés très sûr que je n'abuserois jamais. Je ne tenterai pas de résoudre ici ces objections: j'ai essayé de le faire dans une nouvelle édition que je viens de publier séparement de ces *Recherches sur les preuves du Christianisme*, qui occupent les dernières parties de la Palingénesie; et c'est de ce morceau, le plus important du livre, que je Vous parlois au commencement de cette lettre. J'avois été fort sollicité de réimprimer *à part* ce morceau: j'ai cedé à des sollicitations dont le but me paroissoit très

louable. J'ai donné à cet écrit une autre forme. J'y ai fait ça et là des *additions* plus ou moins considérables. J'ai fait en sorte qu'il fut un peu plus à la portée du commun des lecteurs. J'ai placé au bas des pages un bon nombre de Notes explicatives ou instructives, et c'est dans quelques-unes de ces *Notes* que j'ai tenté de répondre aux Difficultés du sage Fils du Mendel. Mais, parce que je ne voulois point du tout paroitre rompre une lance avec lui, et donner le moins du monde à ces Notes l'air du Polémique, je me suis proposé à moi-même ces Difficultés et je les ai fait sortir du fond même de mon Sujet. Il m'en a, je Vous assure, couté beaucoup d'en user ainsi; j'ai été privé par-là d'un plaisir auquel mon coeur auroit été extrèmement sensible; je n'ai pu dire au Public tout le bien que je pense du vertueux Phédon et lui donner ainsi une marque publique des sentimens qu'il m'a inspirés pour lui. Plaignés donc le pauvre Palingénesiste d'avoir été dans l'obligation indispensable d'imposer silence à son coeur en essayant de répondre à des objections qu'il tenoit de Votre amitié et dont la sienne Vous devoit l'examen. A coup sûr, Vous n'avés pas besoin que je Vous dise, avec quel plaisir et avec quelle reconnoissance je recevrai les remarques que Vous voudrés bien me communiquer sur ces Notes et sur le reste de l'ouvrage. L'attention que je donnerai à Vos remarques sera proportionnée au cas singulier, que je fais de Votre mérite et de Vos lumières. L'exemplaire est parti de Génève, à Votre adresse, le 18 du passé, et j'espère qu'il Vous parviendra dans la 2de semaine du mois prochain: recevés-le comme un nouveau témoignage des sentimens que l'auteur Vous a voués.

Un bon ami m'a traduit en François Votre *Addition* allemande à la *Réponse* de l'honnête Diacre. J'y ai bien reconnu les sentimens de l'honnêteté, de modération qui Vous animent et Vous animeront toujours. Je Vous dois en mon particulier de sincères remercimens de divers articles qui me concernent dans cette Addition, et surtout des soins que Vous avés pris pour prévenir l'odieuse accusation de *Plagiat*, que des mauvois esprits auroient pu tirer de quelques expressions de Votre premier écrit. Vous avés fait à cet égard tout ce qu'il étoit possible de faire,

et la manière dont Vous Vous êtes énoncé sur ce sujet ajoute beaucoup à ma reconnoissance.

J'ai été aussi fort content de l'écrit du pieux Pasteur, — il a plainement répondu à l'idée très avantageuse que j'avois de son caractère moral. Cet écrit et le Vôtre, Monsieur, m'ont offert un spectacle bien intéressant pour l'humanité, et dont malheureusement la République des Lettres fournit trop peu d'exemples. S'ils avoient été moins rares, ces exemples, on n'auroit jamais eu à discuter la triste question, si les Lettres corrompent les Moeurs.

Vous aurés, sans doute, reçu il y a déjà de temps, la Palingénesie françoise, que mon libraire de Génève s'étoit chargé de Vous faire parvenir. Elle Vous aura présenté une Perspective, que Votre âme sensible et bienfaisante n'aura pas contemplé d'un oeil indifférant. Cette *Réstitution future* de tous les êtres sentans que j'ai osé développer un peu plus et autrement qu'on ne l'avoit fait avant moi, ne Vous aura point semblé une *Hérésie*, et Vous m'aurés sçu gré d'avoir plaidé la cause de tant d'innocentes victimes de notre sensualité, de notre curiosité ou de nos caprices. Vous aurés saisi promptement tout le secret de cette marche philosophique par laquelle je voulois conduire insensiblement l'Incrédule honnête à des vérités sublimes qu'il a le malheur de méconnoître, et qui ont une si grande influence sur le bonheur du Genre humain.

La lettre que j'avois eu l'honneur de Vous écrire le 12 de Janvier n'avoit point été ouverte dans les Bureaux. Je l'avois envoyée à Génève à un ami très discret qui devoit la faire parvenir à Berlin à un de ses amis, chargé de Vous la remettre en main propre. Elle étoit sous *Cachet volant* et mon ami ne l'avoit pas bien cachetée. Je remets celle-ci au Courier. Je ne sçaurois la finir sans Vous renouveller les assurances des sentimens pleins d'estime, d'attachement et de considération avec lesquels j'ai l'honneur d'être,

Monsieur,

Votre très humble et très
obéissant serviteur
C. Bonnet.
de div. Acad.

III.

Correſpondenz mit dem Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

---

1. Moſes Mendelsſohn an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Durchlauchtigſter Prinz!
Gnädigſter Herr!

Ich bediene mich der gnädigſten Erlaubniß, die Ew. Durchlaucht mir zu ertheilen geruht, mit einem Exemplar von der dritten Auflage des Phädons unterthänigſt aufwarten zu dürfen. Die huldreichen Ausdrückungen, in welchen Ew. Durchlaucht Dero Wohlgefallen an dieſem kleinen Tractate zu erkennen zu geben geruhet, werden meinem Geiſte jederzeit gegenwärtig bleiben, und mich mitten unter unvermeidlichen Zerſtreuungen aufmuntern, zum Dienſt der Wahrheit und Tugend ein Mehreres zu wagen.

Ich kann mich nicht ſchmeicheln, die Unſterblichkeit der Seele ſo handgreiflich erwieſen zu haben, daß ein Zweifler alſo fort davon überführt werden müßte, ſo wie man etwa einen geometriſchen Satz nicht mehr in Zweifel ziehen kann, ſobald man den Beweis davon einmal verſteht. Eines ſolchen Beweiſes iſt, meines Erachtens, dieſe Lehre noch weniger, als irgend eine philoſophiſche und moraliſche Wahrheit fähig. Hat der Leſer überdem eine Abneigung gegen metaphyſiſche Unterſuchungen, ſo können ihm meine Gründe deſto weniger einleuchten, da ich an manchen

Stellen habe subtil sein müssen, um nicht seicht zu sein. Der Modeton, der Alles nur leicht berührt, nichts ergründet, fängt zwar auch an in die Deutsche Philosophie einzudringen. Allein Ew. Durchlaucht würden sicherlich den Phädon keiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben, wenn er in diesem Tone geschrieben wäre. Sie lieben die Philosophie als Freundinn und Rathgeberinn, nicht bloß als angenehme Schwätzerinn, die müssige Stunden vertreiben kann.

In dem Anhange habe ich mich in der dritten Auflage über den Vorwurf erklären müssen, ich hätte dem Sokrates Gründe in den Mund gelegt, die man nur aus der geoffenbarten Religion haben könnte, wie nicht weniger über einige Einwürfe, die wider meinen Begriff von der Harmonie unsrer Pflichten gemacht worden sind. Wäre unsre Seele nicht unsterblich, so würden meiner Einsicht nach die erhabensten Tugenden, die wir an Helden mit Ehrfurcht wahrnehmen, mit den Pflichten einer unüberwindlichen Selbsterhaltung streiten und diesen Streit würde der allweise Richter selbst nicht entscheiden können. Glücklich ist der Weise, der seiner Unsterblichkeit sicher ohne diesen innern Kampf Held sein darf! Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht u. s. w.

Berlin, den 9. Nov. 1769.

---

2. Der Erbprinz von Braunschweig-Wolfenbüttel an Moses Mendelssohn.

Mit aufrichtiger Erkenntlichkeit habe das Vergnügen gehabt, sowol die dritte Auflage des Phädon, wie auch das Schreiben an Herrn Lavater zu erhalten, welches mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welchen man im Voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele als die Ihrige. Wie sehr wünschte ich die Betrachtungen über den Bonnet zu sehen; denn nichts kann Einem unsers Glaubens wichtiger sein, als zu bemerken, wie ein unter dem Mosaischen Gesetz lebender Philosoph den historischen Beweis von Moses führt, in welchem wir mit ihm einstimmig sind, und wie zugleich denen historischen Beweisen ausgewichen wird, auf welchen der christliche Glaube sich gründet, welcher ja größtentheils auf Zeugnissen beruht, welche unter dem Mosaischen Gesetz als

Göttliche Eingebung angenommen worden. Ob ich wünſchen ſoll, daß ferner in Sie gedrungen werde, dieſe Betrachtungen öffentlich bekannt zu machen, muß dahin geſtellt ſein laſſen aus den p. — in dem Antwortſchreiben angeführten Gründen. Glücklich würde ich mich ſchätzen, Denenſelben Proben von der wahren Hochachtung geben zu können, mit welcher zeitlebens verbleibe

Deroſelben

Braunſchweig, den 2. Jan. 1770.

ganz ergebener
Carl W. S. Erbprinz zu Braunſchweig und Wolfenbüttel.

---

3. Moſes Mendelsſohn an den Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Durchlauchtigſter Prinz!
Gnädigſter Herr!

Ew. Durchlaucht würde ich keinen Anſtand nehmen, meine Betrachtungen über den Bonnet gehorſamſt zu überſenden, wenn ſolche nicht immer noch mehr in mir als auf dem Papiere exiſtirten. Was davon aufgezeichnet iſt, beſtehet in abgeriſſenen Betrachtungen, die das Licht eines erleuchteten Kenners noch ſcheuen müſſen. Ich habe die beſte Hoffnung, daß es unnöthig ſein wird, ſie weiter auszuführen und in Ordnung zu bringen. — Um aber Ew. Durchlaucht gnädigſtem Befehl zu gehorchen, werde zur Beantwortung der mir vorgelegten Fragen das Nöthige aus meinen Gegenbetrachtungen anführen, in dem feſteſten Zutrauen zu Dero Weisheit, daß das freimüthige Bekenntniß, welches ich nur Ihnen ablege, Niemanden zu Geſichte kommen wird, dem es zum Aergerniß oder Mißbrauch Gelegenheit geben könnte. —

Erſte Frage.

„Was hat ein unter dem Moſaiſchen Geſetze lebender Weltweiſe für Grund, die hiſtoriſchen Beweiſe des A. T. anzunehmen und des Neuen zu verwerfen?“

Durchlauchtigſter Prinz! Ich kann keinem Zeugniſſe trauen, das, meiner Ueberzeugung nach, einer ausgemachten, unumſtößlichen Wahrheit widerſpricht. Nach der Lehre des N. T. (wenigſtens wie dieſes in öffentlichen Lehrbüchern erklärt wird) muß ich 1) eine Dreieinigkeit in dem göttlichen Weſen, 2) die Menſch-

werdung einer Gottheit, 3) das Leiden einer Perſon der Gottheit, die ſich ihrer göttlichen Majeſtät entäußert hat, 4) die Genugthuung und Befriedigung der erſten Perſon in der Gottheit durch das Leiden und den Tod der erniedrigten zweiten Perſon und noch viele andere dieſen ähnliche oder aus dieſen fließende Sätze bei Verluſt meiner ewigen Seligkeit glauben. — Nun kann ich zwar und will auch meine Urtheilskraft keinem vernünftigen Weſen zur Richtſchnur aufdringen. Wer bin ich elendes Geſchöpf, der ich mich Dieſes vermeſſen ſollte? Aber ich ſelbſt kann die Wahrheit nicht anders als nach meiner Ueberzeugung annehmen und ich geſtehe, daß mir die angeführten Sätze den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß ſchnurſtracks zu widerſprechen ſcheinen. Ich kann ſie meiner Ueberzeugung nach mit Dem, was mich Vernunft und Nachdenken von dem Weſen der Gottheit und ihren Eigenſchaften gelehrt hat, nicht in Harmonie bringen, und bin alſo gezwungen, ſie zu verwerfen. — Wenn ich dieſe Lehren im A. T. fände, ſo würde ich auch das A. T. verwerfen müſſen, und wenn ein Wunderthäter, ſie zu bewähren, vor meinen Augen alle Todten erweckte, die ſeit Jahrhunderten begraben worden, ſo würde ich ſagen: der Wunderthäter hat Todte erweckt, aber ſeine Lehre kann ich nicht annehmen. — Hingegen finde ich im A. T. nichts, das dieſen Lehren ähnlich ſiehet, nichts, das meiner Ueberzeugung nach mit der Vernunft ſtreitet. Daher kann ich mich mit gutem Grunde auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit verlaſſen, die wir dieſen Schriften einſtimmig zuerkennen. Der Unterſchied, den ich zwiſchen den Büchern des alten und neuen Teſtaments mache, beſteht alſo darin: jene harmoniren mit meiner philoſophiſchen Ueberzeugung oder widerſprechen derſelben wenigſtens nicht, dieſe hingegen fordern einen Glauben, den ich nicht leiſten kann. — Ich weiß, daß nach der geheimen Lehre einiger vortrefflichen Männer, die es mit der Wahrheit und der chriſtlichen Religion ſehr gut meinen, alle dieſe der geſunden Vernunft wie es ſcheint anſtößige Sätze für menſchliche Zuſätze erklärt werden. Nach dem Lehrbegriff dieſer Weiſen, den man in England ſchon öffentlich auszubreiten anfängt, war der Stifter der chriſtlichen Religion ein Menſch, wie wir übrigen auch ſind, — aber ein Geſandter und Prophet Gottes, etwa wie der Stifter der jüdiſchen Religion, oder noch größer, und er hatte den Beruf unmittelbar von Gott, die alte natürliche Religion in ihre geheiligten Rechte einzuſetzen, die Menſchen von ihren Pflichten und von

ihrer zukünftigen Glückseligkeit zu unterrichten und seine Lehre durch übernatürliche Wunderwerke zu bekräftigen. — Herr Bonnet hat seine Religion auch nur von dieser vortheilhaften Seite gezeigt, und obgleich nicht daraus zu beweisen ist, daß er Ddsjenige, was er verschweiget, nicht auch für wahr halte, so müßte ich Dieses doch auf eine Zeitlang voraussetzen, um die christliche Religion der unitarischen Christen mit der meinigen zu vergleichen.

Ich mache an diese Verbesserer der herrschenden Religion noch folgende Anforderungen:

1. Sie müssen in ihren Lehrgebäuden nicht, wie Herr Bonnet gethan, den Satz zum Grunde legen, daß das Judenthum und noch weit mehr die natürliche Religion zur künftigen Glückseligkeit der Menschen unzureichend sei. Da die Menschen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein. Diesen Satz getraue ich mir als Criterium der Wahrheit in Religionssachen anzugeben. Eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn sie harmonirt nicht mit den Absichten des allbarmherzigen Schöpfers.

Nach der verbesserten Form, welche diese Lehrer der Religion gegeben, haben sie auch zu dieser Ausschließung nicht den geringsten Grund. Wenn der Stifter bloß den Beruf und die Absicht gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, und die Menschen von ihrer ewigen Seligkeit zu versichern, so muß es zu meinem Heile hinreichend sein, wenn ich nach der natürlichen Religion lebe und die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele von ganzem Herzen annehme. — Daß ein gewisser menschlicher Lehrer dereinst den göttlichen Beruf gehabt, diese Lehre durch Wunder zu bekräftigen, Dieses zu glauben kann keine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit sein.

2. Die Ewigkeit der Höllenstrafen wird hoffentlich in diesem gereinigten System keinen Platz finden. Allein auch die Lehre von der Genugthuung und Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit wünschte ich reformirt zu sehen. — Die göttliche Gerechtigkeit heischet keine Genugthuung, sondern eine Bestrafung, eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum Besten gereichet. Sobald in der Haushaltung Gottes die Strafe nicht mehr zum ewigen Wohl des Sünders unentbehrlich ist, so wird sie ihm erlassen.

3. Daß ein Unschuldiger die Schuld eines Andern trage, und wenn er sie auch freiwillig übernehme, kann, meinen Be-

griffen nach, in dem Staate Gottes von dem allergerechtesten Wesen nicht zugelassen werden. Auch aus diesem Satze folgen einige nöthige Verbesserungen, die sich von selbst ergeben.

4. Von der Erbsünde weiß die gesunde Vernunft nichts und das A. T. eben so wenig. Adam hat gesündiget und ist gestorben, seine Kinder sündigen und sterben, aber sie sind nicht durch seinen Sündenfall dem Guten abgestorben und in die Macht des Satans gekommen.

5. Vom Satan und den bösen Geistern möchte ich auch gerne die Freiheit haben zu glauben, was meiner Vernunft gut dünkt. Das A. T. bestimmt über diese Punkte nicht mehr, als sich vernünftig erklären läßt.

6. Der Stifter der christlichen Religion hat niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das Mosaische Gesetz aufheben und die Juden davon dispensiren wolle. Ich habe Dieses in allen Evangelisten nicht gefunden. Die Apostel und die Jünger sind sogar lange nachher noch in Zweifel gewesen, ob nicht Heiden, die sich bekehrten, auch das Mosaische Gesetz annehmen und sich beschneiden lassen müßten. Allein es wurde beschlossen, den Heiden keine zu große Last aufzulegen (Apostelgeschichte). Vollkommen nach der Lehre der Rabbinen, die ich in meinem Schreiben an Lavater angeführt. Aber für Juden, und wenn sie auch das Christenthum annehmen, finde ich im N. T. keine gegründete Dispensation von dem Mosaischen Gesetze. Vielmehr hat der Apostel selbst Timotheum beschnitten. Man räume mir also ein, daß es für mich kein Mittel gibt, mich von dem Mosaischen Gesetze zu befreien.

Wenn außer der Verbesserung der Hauptlehren der Religion auch noch diese Sätze nebst allen ihren Folgen zugegeben und die Schriften des N. T. nach Maßgebung aller dieser Voraussetzungen ausgelegt und erklärt werden, so erlangt man eine Religion, daran Christen und Juden gleichen Antheil nehmen können. Unter diesen Bedingungen können die Anhänger des Judenthums sich gar wohl gefallen lassen, daß dereinst ein Prophet und Gesandter Gottes den Beruf gehabt, nicht das mosaische Gesetz aufzuheben, sondern dem gesunkenen menschlichen Geschlechte die heiligen Lehren von der Tugend und ihrer Belohnung in jenem Leben zu predigen; und von der andern Seite wird es den Nachfolgern Jesu nur darum zu thun sein, daß man die Lehren annehme und ausbreite, die ihr Religionsstifter auszubreiten den Beruf

gehabt. Will man die Göttlichkeit des Berufs selbst anerkennen, so ist es um so viel besser, aber es wird keinen Unterschied in der Religion machen, ob man diese erkennet, in Zweifel ziehet oder auch leugnet. — Ich kann es nicht genug wiederholen, es kömmt Alles auf die logische Wahrheit der Lehre, nicht auf die historische Wahrheit der Gesandtschaft an.

Zweite Frage.

„Aus welchen Gründen derselbe die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem A. T. vorkommen und unter den Mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden?"

Ich habe sie gelesen, die Stellen alle im A. T., auf welchen die Wahrheit jenes Glaubens beruhen soll, mit Aufmerksamkeit und mehr als einmal im Zusammenhange gelesen. Wie unaussprechlich elend wäre das Schicksal der Menschen, wenn von der Auslegung dunkler Stellen in einem Buche, das vor undenklichen Zeiten, in einer fremden, jetzt todten Sprache für ein bestimmtes Volk in Asien geschrieben worden, die ewige Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts abhängen sollte! Ich glaube, die Sprache des Grundtextes so gut als irgend ein Neuerer zu verstehen, denn sie ist gleichsam meine zwote Muttersprache. Mir scheinen diese Stellen alle nicht die geringste Spur eines Beweises zu enthalten. Hat mich etwa ein Vorurtheil geblendet oder ist es an dem? Die Auslegungen der Theologen von diesen Stellen haben mir an vielen Orten offenbar falsch und an den übrigen höchst gezwungen und willkürlich geschienen. Zu meinem Troste finde ich, daß die neuern Exegeten, die mit Geschmack und Weltweisheit zur Auslegung der Bibel schreiten, schon so manche Stelle aufgeben, die man sonst für sehr beweisend gehalten. Ich meines Theils nehme mir die Freiheit, diese Streitigkeiten über die Auslegung mancher Schriftstellen als ein gelehrtes Spielwerk zu betrachten und mich selbst zuweilen damit zu belustigen. Aber Gott sei meiner Seele gnädig! ich kann mir den Grund meiner ewigen Seligkeit unmöglich aus den räthselhaften Träumen Daniels herausziffern, oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauscommentiren. Diese Schriften sind zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes geschrieben.

Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte, meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn

ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zu zu ziehen. Ich breche mit Zittern hier ab und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld.

Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheiten, jemals über diese Punkte in öffentliche oder auch in Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. — Ew. Durchlaucht allein habe, auf Dero gnädigsten Befehl, meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Dero erhabener Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals selbst von diesen Gesinnungen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein sehr schadenfrohes Vergnügen machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören, und mit dem Eiferer, der Dieses aus irrendem Gewissen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der es mißbrauchen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen.

Unser gemeinschaftlicher Vater, der uns nach unserm Gewissen richtet, kann kein Herz verwerfen, das ihn inbrünstig liebet, und aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit irrt. — Dieser Geber alles Guten lasse Ew. Durchlaucht alle die Segenswünsche angedeihen, die, mit allen Bewunderern großer Tugenden, im Herzen hegt u. s. w.

Betrachtungen

über

Bonnet's Palingeneſie.

Vorrede S. XIV. Ich habe die Controvers unberührt gelaſſen. Dieſes hätte Herr Bonnet nicht thun müſſen, denn hier kömmt es hauptſächlich auf die Controverspunkte an. Alle Zeugniſſe verlieren ihre Kraft, ſobald ſie einer logiſchen Wahrheit widerſprechen. Die größeſten Wunder reichen nicht hin, einem ſolchen Satze den mindeſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu geben. Wenn alſo Zeugniſſe zum Beweiſe einer Lehre angeführt werden, ſo muß dieſe Lehre vorher von allen logiſchen Ungereimtheiten frei gemacht werden. Wenn z. B. die klaren Worte der Schrift für die Athanaſier wären, ſo müßte der Unitarier ſchlechterdinges allen Zeugniſſen ſeinen Glauben verſagen; nach ſeinem Syſteme iſt der Fall wirklich da, von welchem Gott ſpricht: du ſollſt nicht gehorchen den Worten eines ſolchen Propheten u. ſ. w. 5. B. M. Cap. 13, 3. Wie kann alſo die Controvers unberührt bleiben?

Er ſagt: „ich ſollte keiner Sekte vor den Kopf ſtoßen". Wenn Herr Bonnet bloß moraliſche Wahrheiten abgehandelt hätte, ſo wäre es rühmlich geweſen, dieſe Pflicht zu erkennen und auszuüben. Welch eine Glückſeligkeit für die Menſchen, wenn ſie alle ihre Controverspunkte aus der Acht laſſen könnten, ſobald es zur Ausübung kömmt. — Ein bloß philoſophiſcher Lehrer kann auch, wenn er es für gut findet, alle ungewiſſe, auf bloßen Hypotheſen beruhenden Lehrſätze weglaſſen, und ſich auf das Erweisliche einſchränken. Der Weltweiſe kann einige Lehrſätze als unausgemacht dahingeſtellt ſein laſſen, und andere demonſtriren. Aber der theoretiſche Glaubenslehrer, der Lehrer, welcher mir ſeinen Glauben demonſtriren, und ein gewiſſes Buch als göttlich anpreiſen will, der muß ſich in Abſicht auf die Controverspunkte nothwendig erklären. So wie der Weltweiſe

sich nothwendig auf die Untersuchung einlassen muß, ob die Vernunft nicht Unwahrheiten lehren könne, denn alle Demonstrationen würden nichts helfen, wenn Dieses sein könnte; eben also muß es der theoretische mit der Richtschnur seines Glaubens machen.

S. 1—12 wird bewiesen: 1) daß der Mensch als ein vermischtes Wesen fortdauern, und 2) daß Gott keinen neuen Körper erschaffen und mit der Seele vereinigen werde. Beide Sätze gebe ich zu, aber aus andern Gründen, als die der Verfasser angibt. Das Wesen der Dinge ist unveränderlich, sagt Herr Bonnet, daher kann der Mensch niemals aufhören, ein vermischtes Wesen zu sein. Ich antworte: das Wesen der Dinge ist unveränderlich, dieser Satz sagt nichts mehr, als daß mögliche Dinge niemals unmöglich werden können, daß Begriffe, die sich einander nicht widersprechen, sich auch niemals einander widersprechen können. Hieraus folget: 1) daß ein vermischtes Wesen, wie der Mensch ist, niemals aufhören kann, möglich zu sein, 2) daß der Mensch nicht ein vermischtes und unvermischtes Wesen zugleich werden könne, aber daß ein jetzt vermischtes Wesen nicht auch dereinst ein unvermischtes Wesen werden könnte, und daß in diesem Falle die Wesenheit der Dinge verändert werden müßte — wenn dieser Schluß richtig wäre: so könnte auch der Körper niemals verwesen, d. i. aufhören, ein organisches Ganze zu sein, weil die Organisation mit zur Wesenheit des menschlichen Körpers gehört.

Daß ich aber den Satz selbst, davon hier die Rede ist, dennoch zugebe, geschiehet aus einem andern Grunde. Ich glaube, daß kein eingeschränktes Wesen empfinden und denken könne, ohne sich aus der vorhandenen Materie einen Leib zu bilden; aber daß diese Kraft bei dem Menschen seinem freien Willen nicht unterworfen sei. Wenn also die Seele niemals aufhören wird, ein empfindendes und denkendes Wesen zu sein, so wird sie auch nicht aufhören, sich nach Maßgebung dieser Vorstellungen einen organischen Leib zu bilden. Daß irgend ein Theil der Materie, der Keim eines organisirten Körpers, unzerstörbar sein sollte, Dieses würde ich nicht gerne annehmen. Ich würde vielmehr sagen, die Natur höre nicht auf, für jedes einfache Wesen einen organisirten Körper zu bilden, denn die Materie hat überhaupt kein bleibendes, viel weniger ein unzerstörbares Dasein. Ihr Wesen ist Entstehen, unaufhörlich gebildet werden.

S. 16. Ob die Nerven elastisch sind? ob es einen Nervensaft gebe?

„Die Nerven ſind gallertartig oder flüſſig, daher haben ſie gar keine Elaſticität.“ Dieſe Art zu ſchließen ſcheint mir die ſicherſte nicht zu ſein. Sie haben keine ſichtbare Elaſticität; ſie ſind nicht elaſtiſch genug, eine Vibration ſichtbarlich oder merklich fortzuſetzen. Da aber die weichſten Körper ſelbſt nicht ohne einen geringen Grad von Elaſticität ſein können: ſo iſt die Frage, ob dieſer geringe Grad von Elaſticität nicht hinreichen kann, eine Vibration ſo fortzuſetzen, daß ſie an dem andern Theile des Nerven eine zur Empfindung hinlängliche Veränderung hervorbringe? Wir haben überhaupt keinen Begriff von der Größe der Veränderung, die im Gehirn vorgehen muß, um in der Seele eine Empfindung zu erzeugen. Wir können auch dieſen Begriff niemals erlangen, weil wir von der Größe nur vergleichungsweiſe urtheilen können. So wie das kleinſte Bild im Grunde des Auges den Begriff eines großen ſichtbaren Gegenſtandes im Gehirne erzeugen kann, eben alſo kann eine ſehr ſchwache Bebung in dem Ende eines Nerven eine ſehr heftige ſinnliche Empfindung im Gehirn oder in der Seele verurſachen.

S. 19. Wie dürfte man in einem durchſichtigen Waſſer elaſtiſche Saiten vermuthen? Warum nicht? Hat die elektriſche Materie, die auch durchſichtig iſt, denn ſo gewiß keine Elaſticität? Hat das Licht, der Aether keine?

S. 22—37. Herr Bonnet ſuchet zu beweiſen, daß unſere natürliche Erkenntniß unzureichend ſei, uns über unſeren zukünftigen Zuſtand eine moraliſche Gewißheit zu verſchaffen, und will hieraus die Nothwendigkeit einer Offenbarung darthun.

Daß uns keine unmittelbar ſinnliche, oder wie Herr Bonnet ſie nennet, anſchauende Erkenntniß jemals von dem Daſein eines ſolchen Keims, wie Herr Bonnet annimmt, verſichern werde, will ich gerne zugeben. Warum aber keine überlegende? Herr Bonnet ſagt, „weil die überlegende Erkenntniß allzeit von einer ſinnlichen ausgeht. Wenn uns alſo u. ſ. w.“ S. 25. Nach eben dieſer Art zu ſchließen könnte uns die überlegende Erkenntniß niemals mit Gewißheit verſichern, daß die Winkel eines Dreiecks zwoen rechten gleich ſeien, denn die anſchauende Erkenntniß kann uns davon keine Gewißheit gewähren.

Wenn wir uns bloß an die Seele halten, ſo iſt die Sache, meines Erachtens, noch viel leichter. Ich gebe zwar zu, daß eine außer uns befindliche einfache Subſtanz niemals der unmittelbare Gegenſtand unſerer Erkenntniß werden könne. Was Herr Bonnet

in der Anmerkung wider dieſen Satz erinnert, ſcheint mir völlig ohne Grund. — Aber von uns ſelbſt haben wir offenbar eine unmittelbar anſchauende Erkenntniß. Herr Bonnet fragt, „wie gelangen wir zur Empfindung von unſerer eigenen Exiſtenz? Geſchiehet es nicht durch Ueberlegung über unſere eigenen Empfindungen?" Nein, einen überlegten Begriff erlangt die Seele von ihrem Daſein durch Ueberlegung und Nachdenken über ihre Empfindungen. Aber ein anſchauender Begriff von unſerm Daſein liegt unmittelbar in jeder Empfindung. Wiſſen, was ein Ding iſt, heißt eigentlich, wiſſen, was es wirkt oder leidet. Bei dem Bewußtſein einer Empfindung weiß die Seele, was ſie in dem Augenblicke wirkt oder leidet, daher auch, was ſie iſt. Dieſer Begriff iſt zwar nicht vollſtändig, denn jede einzelne Empfindung erſchöpft nicht Alles, was die Seele wirken oder leiden kann. Je mehr und je mannigfaltiger unſere Empfindungen ſind, deſto vollſtändiger wird unſere anſchauende Erkenntniß von unſerm Daſein. Die überlegende Erkenntniß kann dieſe mannigfaltige Empfindungen auf allgemeine Beſtimmungen reduciren und die Eigenſchaften der Seele herausbringen, aus welchen ſich ihr Weſen abſtrahiren läßt. Das Subject aller unſerer Empfindungen, Begriffe, Begierden und Verabſcheuungen nennen wir das metaphyſiſche Ich. Aber was iſt das Weſen dieſes Subjects? — Dieſe Frage ſcheint mir ungereimt. Ich verbinde keinen andern Begriff damit, als, was kann dieſes Subject wirken und leiden? und alsdenn fällt die Antwort aus: dieſe und jene Empfindungen, Begriffe, Begierden, Verabſcheuungen u. ſ. w.

S. 27. „Kann unſere überlegende Erkenntniß ſtreng darthun, daß die Seele in dem Tod nicht untergehe, oder daß es in Anſehung der Seele überall keine ihr eigene Weiſe gebe, wie ſie zu ſein oder zu empfinden aufhören könne?" Mich dünkt, ja. S. Phädon. Ich ſehe nicht ab, wie hierzu eine vollkommene Kenntniß der innern Natur der Seele und ihrer Verhältniſſe in Abſicht auf ihre Verbindung erfordert würde. Man bedenke überdem, daß Herr Bonnet bei Beurtheilung der Vernunftgründe für die Unſterblichkeit immer von ſtrengen Beweiſen, von Demonſtrationen, von unmittelbarer anſchauender Erkenntniß ſpricht, und alle ſeine Gründe und Einwürfe, wenn ſie auch richtig wären, würden nichts weiter beweiſen, als daß wir keine unmittelbare Empfindung und mathematiſche Gewißheit von der Unſterblichkeit haben können. Warum aber ſpricht er S. 31 der Vernunft auf

einmal ſogar die moraliſche Gewißheit in Abſicht auf die Unſterblichkeit ab? Von moraliſcher Gewißheit iſt bisher die Rede nicht geweſen.*)

Die moraliſche Gewißheit erfordert nicht mehr, als ein Uebergewicht von Gründen auf der einen Seite, das groß genug iſt, uns in beſondern Fällen ohne Anſtand auf dieſe Seite zu neigen. Und ein ſolches Uebergewicht findet ſich vollkommen in der Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes, und insbeſondere ſeiner Gerechtigkeit und Güte. Herr Bonnet ſagt: dieſe Folgen ſeien bloß vermuthlich, denn — — S. 30. Ich antworte: 1) dieſe entfernte und für die Langeweile erdachte Möglichkeit hindert nicht, daß nicht jene ihr entgegengeſetzte Vermuthung moraliſch gewiß ſei. Ich antworte 2) und leugne dieſe Möglichkeit. Gott würde gerecht in Abſicht auf das Ganze, aber ungerecht in Abſicht auf den Menſchen ſein, und meinen Begriffen nach kann Gott in Abſicht auf kein Individuum ungerecht ſein, zum Beſten des Ganzen. Man ſagt zwar, Gott habe Unvollkommenheiten in den Theilen zugelaſſen, um die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern. Dieſes läßt ſich von lebloſen Dingen denken, die an und für ſich ſelbſt keiner Vernunft fähig ſind. Sobald aber von belebten oder gar vernünftigen Dingen die Rede, ſo wäre es eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn irgend ein Individuum bloß und aus keiner andern Betrachtung als zum Beſten des Ganzen leiden müßte. So oft die Einrichtung des Ganzen das Leiden eines Individuums erfordert, ſo muß dieſes Individuum irgend einmal zur Erkenntniß kommen, daß es zum Beſten des Ganzen gelitten, und in dieſem Falle gereicht ſein Leiden ihm ſelbſt am Ende zur Vollkommenheit und es ſelbſt muß die Einrichtung wünſchen, in welcher ſein Schickſal dem Ganzen ſo wichtig geworden. Auf keine andere Weiſe iſt zu verhindern, daß nicht Gott gegen dieſes unſchuldig leidende Ding ungerecht ſei. Herr Bonnet ſagt zwar, „die Vernunft könne nicht vollkommen ſicher ſein, das genau zu kennen, was in dem höchſten Weſen Gerechtigkeit und Güte ſind.“ Dieſer Einwurf iſt mir von Herrn Bonnet ganz unerwartet. Warum ſollten wir nicht genau kennen, was bei Gott Gerechtigkeit und Güte ſei? Es iſt offenbar nichts an-

*) S. 33. 34 eine Beſchreibung von der anſchauenden Erkenntniß die Herr Bonnet verlangt. Quaestio 1) Haben wir dieſe von irgend einer nützlichen Wahrheit? 2) Können wir ſie von dem Zeugniſſe erwarten?

deres, als was bei uns Gerechtigkeit und Güte ſind. Entweder Das, oder das Gegentheil. Das allerhöchſte Weſen iſt entweder Das im höchſten Grade, was wir gerecht nennen, oder Das, was wir ungerecht nennen.

Wenn er nicht ungütig ſein ſoll, ſo muß er höchſtgütig ſein, und zwar ſo, wie wir dieſes Wort verſtehen.

Ein verehrungswerther Freund machte mir einſt die Vorſtellung, ob ich nicht wünſchte, durch eine unmittelbare Offenbarung verſichert zu ſein, daß ich nicht in Zukunft elend ſein werde. Wir ſtimmten beide darin überein, daß ich keine ewige Höllenſtrafe zu fürchten hätte, denn Gott kann keines ſeiner Geſchöpfe unaufhörlich elend ſein laſſen. Es kann auch kein Geſchöpf durch ſeine Handlungen verdienen, ewig elend zu ſein. Daß die Beſtrafung der Majeſtät der beleidigten Perſon angemeſſen, und alſo in unſerm Falle, wie dieſe, unendlich groß ſein müſſe, iſt eine Hypotheſe, nach welcher man das Wort Beleidigung gegen Gott in einem gar zu buchſtäblichen Sinn nehmen muß. Gott hat den Menſchen erſchaffen zu ſeiner, d. i. des Menſchen Glückſeligkeit. Er hat ihm Geſetze gegeben zu ſeiner, d. i. des Menſchen Glückſeligkeit Wenn die geringſte Uebertretung dieſer Geſetze eine ewige Beſtrafung nach ſich ziehet, ſo hat Gott dieſe Geſetze dem Menſchen zu ſeinem Verderben gegeben. Ohne dieſe Geſetze von einem ſo erhabenen Weſen würde der Menſch nicht ewig elend ſein dürfen. O, wenn die Geſchöpfe ohne göttliche Geſetze weniger elend ſein könnten, ſo würde ſie Gott ſicherlich verſchont haben, ſeiner Majeſtät zu Gefallen, Geſetze anzunehmen, um ein immerwährendes Elend nicht vermeiden zu können. Die Meinung meines Freundes ging alſo dahin, ob ich nicht wünſchen müßte, verſichert zu ſein, daß ich in dem zukünftigen Leben auch vom zeitlichen Elend befreit ſein werde? Nein, ſprach ich, denn dieſes Elend kann nichts Anderes, als eine Beſtrafung ſein, und ich will in der Haushaltung Gottes gerne die Strafe leiden, die ich verdiene. — Wie aber, wenn Gott dem Menſchen die wohlverdiente Strafe erlaſſen wollte? Er wird es ſicherlich thun, ſobald die Strafe nicht mehr zur Beſſerung des Menſchen nöthig ſein wird. Hierzu bedarf ich keiner Offenbarung. Wenn ich die Geſetze übertrete, ſo habe ich mich unglückſelig gemacht, und die göttliche Gerechtigkeit, welche nichts Anderes iſt, als die göttliche allweiſe Allgütigkeit, ſuchet mich durch phyſiſches Elend zur moraliſchen Güte zurückzuführen. Sobald dieſes Elend

zu meiner moraliſchen Beſſerung nicht mehr unentbehrlich iſt, ſo bin ich ohne Offenbarung vollkommen verſichert, daß mir Gott die Strafe erlaſſen wird. Und im Gegenfall, wenn dieſe Strafe zu meiner Beſſerung noch nicht entbehrt werden kann, wünſche ich, auf keinerlei Weiſe davon befreit zu werden. In der Haushaltung Gottes leidet der Sünder keine andere Strafe, als die er zu leiden ſelbſt wünſchen müßte, wenn er die Folgen davon auf das Deutlichſte ſehen könnte. — „Kann aber Gott nicht gut finden, den Menſchen andern zum Beiſpiel eine Strafe leiden zu laſſen, die ihm ſonſt hätte erlaſſen werden mögen?“ — Nein, denn kein Individuum leidet in der Haushaltung Gottes bloß Andern zum Beſten. Es müßte denn dieſes Aufopfern zum Beſten Anderer dem leidenden Weſen ſelbſt einen höhern moraliſchen Werth geben, und in Abſicht auf ſeine innere wachſende Vollkommenheit ihm ſelbſt wichtig ſein, ſo viel Vollkommenheit in der Welt befördert zu haben. Wenn aber Dieſes iſt, ſo kann ich dieſen Zuſtand nicht fürchten und eine geoffenbarte Verſicherung wünſchen, daß ich niemals in dieſen Zuſtand verſetzt werden ſollte. Was ich zu fürchten habe, iſt die Sünde. Nach geſchehener Sünde iſt die Strafe eine Wohlthat, und ſo bald ſie aufhört, Wohlthat zu ſein, ſo kann man verſichert ſein, daß ſie erlaſſen werden wird. Ich habe jederzeit die Beweiſe für die Nothwendigkeit einer Offenbarung für ſehr gefährlich gehalten, die allgemeiner ſind als die Offenbarung ſelbſt. Wenn denn das menſchliche Geſchlecht ohne Offenbarung verderbt und elend ſein müßte, warum lebt denn der größte Theil des menſchlichen Geſchlechts ohne wahre Offenbarung? Warum müſſen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Pfaffen zu zu ſchicken, die ihnen Botſchaften bringen, ohne welche ſie weder tugendhaft, noch glückſelig haben leben können? ihnen Botſchaft bringen, die ſie nach ihren Umſtänden und nach der Lage ihrer Erkenntniß weder verſtehen, noch gebrauchen können?

Herr Bonnet, der ſo gern über Thatſachen raiſonnirt, warum hat er nicht auch hier ſich ein wenig nach Thatſachen umgeſehen, ob die Sache ſich auch wirklich ſo verhalte, wie ſeine Speculation es haben will? ob denn diejenigen Völker, die keine wahre Offenbarung gehabt, auch wirklich keine moraliſche Gewißheit von ihrer Zukunft haben? Wollen wir wiſſen, wie Gott eine gewiſſe Abſicht nach ſeiner vollkommenen Weisheit habe erreichen ſollen, ſo dürfen wir nur ſehen, wie er ſie erreicht hat

Sicherlich war Dieſes derjenige Weg, der ſeiner Weisheit am Anſtändigſten geweſen.

Und wie hat denn der Allerhöchſte dieſe Abſicht bei dem größten Theile des Menſchengeſchlechts zu erhalten gewußt? Wunderbar, aber je wunderbarer, deſto gottanſtändiger. Die mehrſten Völker, die wildeſten und roheſten ſelbſt nicht ausgenommen, ſobald ſie nur das geſellſchaftliche Leben einigermaßen kennen, haben auch Begriffe und moraliſche Ueberzeugung von den Wahrheiten der natürlichen Religion, die zur Glückſeligkeit des Menſchen unentbehrlich ſcheinen. Anfangs gründet ſich dieſe Ueberzeugung auf grobe Vorurtheile. Die erſten Erfinder dieſer wichtigen Wahrheiten mögen die Beweiſe, ſo zu ſagen, innerlich gefühlt haben, ohne ſie mittheilen zu können. Indem ſie über die Natur und den Zuſtand des Menſchen insbeſondere nur einigermaßen nachzudenken anfingen, entſtunden natürlicher Weiſe von allen Seiten Schwierigkeiten, die nicht anders als durch den Glauben an eine höhere allgütige Macht, an eine Vorſehung, zukünftige Belohnung und Unſterblichkeit der Seele gehoben werden können. Wir ſind geneigt, Dasjenige anzunehmen, wodurch wir eine Menge von Schwierigkeiten auf eine ungezwungene Weiſe auflöſen können, und in ihrer Verbindung betrachtet, können dieſe Schwierigkeiten zuſammen gar wol eine moraliſche Gewißheit, zuweilen wenn ſie auseinandergeſetzt werden, gar eine demonſtrative Gewißheit mit ſich führen. Allein dieſe Menge von wahrſcheinlichen Gründen iſt dem Erfinder ſelbſt noch undeutlich, und eine zwar ſichere, aber doch verworrene Erkenntniß, davon er verlegen ſein ſollte, Rechenſchaft abzulegen. Wie will er ſie dem rohen und einer philoſophiſchen Erkenntniß noch unfähigen Volke beibringen? Die Erfahrung der mehrſten Völker lehrt, daß es Anfangs durch Vorurtheile geſchehe. Das gemeine Volk iſt aus Aberglauben von ſehr wichtigen Wahrheiten überzeugt, ohne welche es im Zuſtande des geſelligen Lebens nicht glücklich ſein kann. Niemand wird hoffentlich die Frage aufwerfen, ob der Aberglaube mächtig genug ſei, moraliſche Ueberzeugung zu wirken, und die andere Frage, ob es dem höchſten Weſen anſtändig ſei, unentbehrliche Wahrheiten auf Vorurtheile gründen zu laſſen, widerlegt ſich von ſelbſt. Es muß allerdings ſeiner anſtändig geweſen ſein, da die Erfahrung lehrt, daß es bei dem größten Theil des menſchlichen Geſchlechts wirklich geſchehen iſt. Wenn es irgend eine Verwegenheit iſt, nach Vorausſetzungen zu philoſophiren, ohne die

Thatſache zu befragen; ſo iſt es unſtreitig, wenn wir urtheilen müſſen, was Gott nach ſeiner Weisheit habe thun ſollen. Eine einzige Thatſache widerlegt hier ein Seiten langes Vernünfteln.

So wie ein Volk nach und nach geſittet und erleuchtet wird, ſo treten vernünftige Gründe an die Stelle der Vorurtheile. Der Freigeiſt, der ein Vorurtheil umſtößt, auf welches ſich eine nützliche Wahrheit ſtützet, begeht eine nichtswürdige Handlung, allein oft gibt dieſe nichtswürdige Handlung Gelegenheit, daß an die Stelle des morſchen Aberglaubens dauerhaftere Pfeiler untergeſtützt werden. Wenn der Grad der Erleuchtung eines Volkes es zuläßt, ſo können am Ende alle zur Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechtes unentbehrliche Wahrheiten auf vernünftige Erkenntniß gebauet werden.

Alſo iſt eine Offenbarung unnöthig? — Für alle die Völker, die keine gehabt haben. Ganz ſicher würde ſich ihnen das heilige Wort offenbaret haben, wenn ſie ohne Offenbarung den Zweck ihres Daſeins nicht erfüllen könnten. Er hat den Iſraeliten eine Offenbarung gegeben, nicht, weil die Menſchen als Menſchen ohne Offenbarung nicht glückſelig ſein könnten; ſondern, weil es ſeine weiſen Abſichten erforderten, dieſes beſondere Volk einer beſonderen Gnade zu würdigen. Alle Völker auf der Erde können und ſollen nach jüdiſcher Glaubenslehre nach dem Lichte der Natur leben und zur Seligkeit gelangen. Nur dieſem beſtimmten Volke hat der Schöpfer, aus ganz beſonderen Abſichten, für gut befunden, beſondere Geſetze zu offenbaren, nach welchen ſie leben, regiert werden, und zur Glückſeligkeit gelangen ſollen. Nunmehr iſt es dieſem Volke freilich nicht mehr erlaubt, ſeine Seligkeit auf einem anderen als dem von Gott ihm vorgeſchriebenen Wege zu ſuchen. Nunmehr muß dieſes Volk alle Schmach, Unterdrückung, Verſpottung Verfolgung, die es auf dieſem Wege antrifft, mit Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen ertragen, ohne einen Schritt breit davon zu weichen. Aber dieſer Laſt darf ſich Niemand unterziehen, der nicht nach den moſaiſchen Geſetzen geboren iſt. Wem Gott dieſe beſchwerlichen Pflichten nicht aufgelegt, der lebe nach dem Geſetze der Natur und ſei verſichert, daß der Menſch, als Menſch, geboren iſt, durch die Tugend glückſelig zu werden. Der Iſraelit will nicht das einzige Geſchöpf ſein, das Gott zur

Glückſeligkeit berufen, aber das Einzige, das nicht anders als auf dieſem Wege zur Glückſeligkeit gelangen kann, und das allerdings für den Gehorſam, den es dem göttlichen Befehle leiſtet, ſich auch eine beſondere Belohnung verſprechen kann, weil ihm Gott dieſe beſondere Offenbarung nicht umſonſt gegeben haben wird. Man würde ſehr zufrieden ſein, wenn die Nazaräer ſich ihrer Seits rühmten, Gott habe ihnen, aus einer beſonderen Gnade, auch die Lehre von der Unſterblichkeit auf eine außerordentliche Weiſe bekannt machen wollen. Nur gehen ſie zu weit, wenn ſie dieſe Offenbarung für ſchlechterdings nothwendig halten, und dadurch offenbar die göttliche Regierung in Abſicht auf alle übrige Völker der Erde dem Tadel ausſetzten. Die Glückſeligkeit iſt der Zweck unſeres Daſeins, und wenn Gott ſchlechterdings nur einem Volke die einzigen Mittel zu dieſem Zwecke an Händen gegeben, was ſollen wir von ſeiner Regierung denken? — Zwar ſpricht Herr Bonnet nicht von der Glückſeligkeit ſelbſt, ſondern von der moraliſchen Verſicherung, die die Menſchen im Stande der Natur davon haben können. Man kann dem Menſchen dieſe verweigern, und dennoch Mittel laſſen, den Zweck ſeines Daſeins zu erfüllen. In dieſem Falle würden nicht alle angeführten Gründe dieſen Weltweiſen treffen. Allein, man weiß, was hierüber in den Schulen der Nazaräer gelehrt wird, und ſo lange Jemand ſich nicht anders erklärt, ſchreibt man ihm billig die Lehre ſeiner Kirche zu.

S. 37 — 57. Ich habe nichts zu erinnern. Die wichtigſten Lehrſätze der natürlichen Religion ſetzet Herr Bonnet mit vieler Deutlichkeit aus einander. An manchen Stellen hätte er zwar etwas tiefer eindringen können, allein dieß war an dieſer Stelle bloß eine Nebenabſicht. — Nur ein Wort von der Analogie. Wenn man von einer Nothwendigkeit unſerer Natur reden hört, nach der Analogie zu ſchließen, ſo ſollte man glauben, die Analogie wäre eine ganz beſondere Methode die Wahrheit zu erkennen, der wir nicht widerſtehen können, von welcher aber die menſchliche Vernunft nicht im Stande iſt, Grund anzugeben. Mich dünkt aber, daß ſich die Beweiſeskraft der Analogie auf einen ſehr ſichern Vernunftſchluß gründe. — (ſ. Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit.) Freilich würden wir verhungern müſſen, wenn wir uns nicht auf die Analogie ver-

laſſen wollten; allein die Einrichtung unſerer Natur, daß wir der Analogie trauen, hat nicht erſt von dem Schöpfer beſonders veranſtaltet werden dürfen; ſie liegt in der Beſchaffenheit eines denkenden Weſens. Der logiſche Grund aller analogiſchen Schlüſſe iſt dieſer:

Je mehr mannichfaltige Dinge zu einem Reſultate übereinſtimmen, deſto wahrſcheinlicher iſt es, daß dieſes Mannichfaltige eine gemeinſchaftliche wirkende Urſache habe.

Am Ende (S. 54) kömmt abermals ein Raiſonnement vor, das nicht nach meinem Geſchmack iſt. Wenn wir wiſſen, daß ſich des Herrn Wille wunderbarer Mittel bedient hat, einen gewiſſen Endzweck zu erhalten, ſo können wir verſichert ſein, daß alle natürliche Mittel ſeiner Weisheit weniger anſtändig geweſen ſein müſſen. Aber a priori zu ſagen, Gott müſſe dieſen oder jenen Endzweck ſeiner allerhöchſten Weisheit gemäß ſo und nicht anders ausführen, dazu kenne ich meine Schwachheit zu ſehr.

S. 57 — 97. Ueber die Wunder.

Ob die Wunderwerke von Gott vorher verordnet, und durch uns unbekannte Naturgeſetze in der Zeit hervorgebracht werden, oder ob eine unmittelbare Dazwiſchenkunft der Allmacht, eine Aufhebung der Naturgeſetze dazu gehört? — Beide Hypotheſen ſind, ſo viel ich weiß, allen bekannten Religionen gleich gültig. Unſere Rabbinen ſind insbeſondere von der Hypotheſe des Herrn Bonnet nicht weit entfernt. Sie erklären vielmehr die Wunder des a. T. auf eine ähnliche Weiſe, wie Herr Bonnet die Wunder des neuen T. Man höre Majemonides: „Unſere Weiſen glauben nicht, daß in dem Willen Gottes eine Abänderung möglich ſei, ſondern daß des Herrn Wille bei der Schöpfung Alles in die Natur gelegt, was ſich in der Folge zutragen ſollte, ſowol das Gewöhnliche, welches wir natürlich nennen, als das Seltene, das zum Wunderwerk beſtimmt iſt, mit beiden hat es dieſelbe Bewandtniß u. ſ. w. Comment in capita patrum c. 5.

Ferner in Mose Nevochim P. 11. c. 29. Existimant enim sapientes nostri miracula etiam aliquomodo e natura promanare etc. S. 272. Und in der Vorrede: Sapientes nostri dixerunt, necessarium esse, ut omnia mira-

cula, communem cursum egredientia, et ea quae scriptura promittit adhuc futura, antecessisse voluntate Dei in sex dierum creatione, et ea tum in natura sua constituta esse quae successu temporis futura erant, quando autem quaedam illorum fiunt, credunt homines, qui haec vident, quod tunc temporis innovata essent; sed hoc falsum est. Haec prolixe tractarunt commentatores in expositionibus allegoricis ad librum Ecclesiasticum Salomonis, aliis in locis.

Herr Bonnet hat die nähere Möglichkeit dieſer Hypotheſe zu zeigen geſucht, und ſein Syſtem von den Fibern that ihm hierbei gute Dienſte. Allein es verdienen dabei folgende Schwierigkeiten erwogen zu werden.

Nach der gemeinen Hypotheſe ſelbſt gehört zu den Wunderwerken keine Abänderung in dem Rathſchluſſe Gottes, (S. 128. 129. führet Herr Bonnet Dieſes ſelbſt an), wie Spinoza will, ſondern man nimmt an, daß die Wunderwerke, bei dem allgemeinen Rathſchluſſe Gottes gleich Anfangs mit in das Syſtem der göttlichen Abſichten getreten ſind, und daß Gott von ewig her beſchloſſen, gewiſſe Begebenheiten in der Reihe natürlicher Urſachen und Wirkungen ſeinen weiſen Abſichten gemäß, als Wunderwerke entſtehen zu laſſen. Der Unterſchied beider Hypotheſen beruht nur darauf: ob Gott dieſe außerordentlichen Begebenheiten auch in das Syſtem der wirkenden Urſachen mit eingeflochten, welches die gemeine Hypotheſe verneinet, Herr Bonnet aber bejahet. Alle Abänderungen aber in dem göttlichen Rathſchluſſe werden nach beiden Syſtemen verworfen.

Herr Bonnet ſagt: zum Weſen der Weisheit gehöret, die Handlungen ohne Nothwendigkeit nicht zu vervielfältigen, und ſchließt hieraus: „Wenn der allmächtige Wille alle dieſe Modificationen der Naturgeſetze, welche man Wunder nennt, durch eine einzige Handlung hat vorher verordnen können, ſo ſei es wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, daß er es gethan habe."

Wenn ich Herrn Bonnet recht verſtehe, ſo nimmt er an, der Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſei von Gott deswegen eingeführt worden, damit er nicht nöthig habe, die Handlungen zu vervielfältigen. Mir ſcheint dieſe Sparſamkeit verdächtig, denn nach einer längſt ausgemachten philoſophiſchen Wahrheit kann die Natur von Gott ohne eine fortgeſetzte Handlung nicht erhalten werden. Das ganze Syſtem der Mittelurſa-

chen reichet nicht hin, die Schöpfung einen Augenblick zu erhalten. So wie die Erſchaffung aus dem Nichts ein Wunderwerk iſt, ſo iſt es auch die Erhaltung; denn ſie iſt eine fortgeſetzte Erſchaffung. Nur daß in jedem Augenblicke der Erhaltung das ganze Weltall ſo von Gott hervorgebracht wird, wie es in dem vorhergehenden Zuſtande begreiflich war, damit die Zuſtände der Welt, wie die Glieder eines höchſt vernünftigen Syſtems, wie die Wahrheiten in einer einzigen höchſt ausführlichen Demonſtration zuſammenhängen mögen. So viel Augenblicke die Schöpfung dauert, ſo viel Handlungen des Unendlichen waren unvermeidlich. Durch das Syſtem der Mittelurſachen hat hieran nichts erſpart werden können.

Allein als ein Spiegel der göttlichen Weisheit mußte in der Welt Wahrheit anzutreffen ſein, mußten die Begebenheiten zuſammenhängen, und in einander gegründet ſein. — Nun hat es, wie die Freunde beider Hypotheſen einſtimmig ſind, Fälle gegeben, in welchen die weiſen Abſichten Gottes erfordern, wenigſtens dem Scheine nach, das Syſtem der Mittelurſachen mit dem Syſtem der göttlichen Abſichten nicht gleichen Schritt halten zu laſſen. Es ſollten Zeitpunkte kommen, in welchen des Herrn Wille die Welt dergeſtalt erhalten oder hervorbringen ſollte, daß einige Begebenheiten in derſelben den allweiſeſten Abſichten zwar gemäß, aber wenigſtens menſchlichen Begriffen nach nicht aus dem vorhergehenden Zuſtande der wirkenden Mittelurſache zu begreifen ſein ſollten. Allhier iſt die Frage, ob es dem Willen des Herrn gefallen, in allen dieſen Fällen die Harmonie der wirkenden und Endurſachen wirklich, oder nur dem Scheine nach zu unterbrechen? War die Abſicht, die der Schöpfer mit dem Wunder hatte, ohne wirkliche Unterbrechung dieſer Harmonie zu erhalten, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie nicht wird unterbrochen haben. — Sollte es aber nicht haben Wunder geben können, die ohne Störung größerer Harmonien nicht haben in den Plan der wirkenden Urſachen gebracht werden können, und wollen wir nicht geſtehen, daß ſie des Herrn Wille in dieſem Falle durch die Dazwiſchenkunft ſeiner Allmacht hat hervorbringen ſollen? Wenn alles trinkbare Waſſer in Mizraim nach verborgenen Naturkräften hätte zu Blut werden ſollen, ſo hat nothwendig der Plan der Schöpfung ganz anders entworfen werden müſſen, als wenn dieſe einzelne Begebenheit unmittelbar von der Allmacht Gottes hervor-

gebracht worden wäre. Geſetzt, dieſe großen Anſtalten und Abänderungen in dem Plane der Schöpfung, ohne welche dieſe einzelne Begebenheit nicht natürlich herbeigeführt werden konnte, wären andern Abſichten des Herrn zuwider geweſen; warum ſollte es der Weisheit des Herrn unanſtändig geweſen ſein, dieſe in ihrer Art einzige Begebenheit unmittelbar hervor zu bringen?*)

Man bemerke ferner, daß ſelbſt nach der Hypotheſe des Herrn Bonnet die Harmonie zwiſchen den wirkenden Urſachen und den Endabſichten nicht völlig erhalten werden kann. Wir haben geſehen, daß nach den Regeln der Analogie, Begebenheiten, die ſich ſehr oft einander begleiten, auch wahrſcheinlicher Weiſe mit einander verbunden ſein müſſen. Sie können durch die Abſicht verbunden ſein, und von ihrem Urheber, der dieſe Abſicht gehabt, aus dieſer Urſache allezeit nach oder neben einander hervorgebracht worden ſein; ſie können aber auch außer dieſer Abſicht, unter ſich phyſiſch, d. i. als Urſache und Wirkung verbunden ſein. Wenn viele Begebenheiten in einem Augenblicke der Zeit zuſammentreffen, einen in die Augen fallenden Endzweck zu erreichen; ſo kann jede von dieſen Begebenheiten ihre

*) Folgende Stelle iſt in dem Original-Manuſcript ausgeſtrichen: Es iſt leicht zu begreifen, daß Gott in dem Gehirn der Propheten die phyſiſchen Urſachen u. ſ. w. Nur zur Hälfte wird hierdurch das Wunder der Prophezeiung erklärt. Wir wiſſen, wie in der Seele des Propheten die Begriffe von zukünftigen Begebenheiten haben hervorgebracht werden können, die Wortfibern, ſagt man, haben durch unbekannte, vorher verordnete Urſachen erſchüttert werden, und dadurch die mit dieſen Worten verbundene abſtracte Begriffe erwecken können. Gott kann nach ſeinem Gutdünken die Fibern eines ſolchen oder ſolchen Gehirns auf eine ſolche Weiſe erſchüttern, daß ſie auf einem beſtimmten Zeitpunkte der Seele eine beſtimmte Reihe von Ideen oder Worten, und eine ſolche Verbindung beider unter einander vorzeichnen, daß dieſe Verbindung eine Reihe von Begebenheiten, die noch in dem Abgrunde der Zukunft verborgen ſind, mehr oder weniger bildlich vorſtellen wird (S. 64). Allein nunmehr mußte auch der Prophet wiſſen und verſichert werden, daß dieſe Begebenheiten auch wirklich in der Zukunft ſich ſo zutragen werden. Die bloße Anſchauung der erſchütterten Fibern und der damit verbundene Begriff können ihm nur gegenwärtige Vorſtellungen gewähren, die auf zukünftige Begebenheiten eine Beziehung haben, oder ſie bildlich anzeigen. Woher entſtehet aber die feſte Verſicherung, daß dieſe bildliche Darſtellung die Zukunft andeutet und von Gott dazu verordnet ſei?

beſondere wirkende Urſache haben, und alsdann iſt ihr Zuſammenkommen bloß in der gemeinſchaftlichen Abſicht gegründet, oder ſie ſind auch unter ſich phyſiſch verknüpft. Nun bemerken wir in den Werken Gottes eine ſo vollkommene Harmonie zwiſchen den Abſichten und den Mittelurſachen, daß wir folgende Regeln feſtſetzen können:

1) Jede einzelne Begebenheit hat ihren beſtimmten Endzweck und ihre beſtimmte Urſache.

2) Begebenheiten, die ſich allezeit begleiten, ſind moraliſch durch die gemeinſchaftliche Abſicht, und phyſiſch durch eine gemeinſchaftlich wirkende Urſache verbunden.

3) Begebenheiten, die allezeit auf einander folgen, ſind moraliſch als Mittel- und Endzweck, und phyſiſch als Urſache und Wirkung verbunden.

4) Wenn viele Begebenheiten zuſammentreffen, einen gemeinſchaftlichen Endzweck zu erhalten, ſo ſind ſie auch unter ſich als Urſachen und Wirkungen, oder als Wirkungen einer gemeinſchaftlichen Urſache verbunden.

Es iſt ſehr deutlich, daß, wenn in dem zweiten Falle das beſtändige Nebeneinanderſein, in dem dritten Falle das beſtändige Aufeinanderfolgen, und in dem vierten Falle das Zuſammentreffen vieler Begebenheiten, welches ſich in dem Syſtem der Abſichten gar wohl erklären läßt, nicht auch phyſiſch erklärt werden könnte; ſo wäre die Harmonie zwiſchen dem Syſteme der wirkenden Urſachen und dem Syſteme der Endabſichten nicht vollkommen. Wenn auch jede dieſer Begebenheiten kein Wunderwerk wäre, ſondern ihre beſondere phyſiſche Urſache hätte, ſo würde Dieſes doch die Harmonie nicht herſtellen; denn das beſtändige Nebeneinanderſein, Aufeinanderfolgen und Zuſammentreffen könnte aus dem Syſtem der wirkenden Urſachen nicht begreiflich gemacht werden.

Ich halte Dieſes für einen der ſchwerſten Einwürfe, den man wider den gemeinen Begriff der Leibnitziſchen vorherbeſtimmten Harmonie machen kann. Denn nach dieſer Lehre iſt die Harmonie zwiſchen Leib und Seele bloß aus den Abſichten, nicht aber aus den wirkenden Urſachen zu erklären. Die Reihe der Veränderungen in dem Körper hat ihre wirkende Urſache, die Reihe der Veränderungen in der Seele die ihrigen; aber ihre Harmonie iſt bloß in den Abſichten Gottes gegründet.

Allein dieſer Einwurf gilt nur alsdann, wenn man bloß die Verbindung zwiſchen Seele und Körper durch die vorher beſtimmte Harmonie erklären will. Nimmt man aber an, wie der Herr v. Leibnitz gethan*), daß alle Subſtanzen in der Welt nicht anders als idealiter verbunden ſind, ſo fällt die angeführte Schwierigkeit offenbar weg, und die Harmonie der Endabſichten und wirkenden Urſachen iſt ſo vollkommen als möglich. Die Erläuterung hiervon würde mich zu weit führen. Ich kehre zu Herrn Bonnet zurück.

Wir haben geſehen, daß ſeine Hypotheſe nicht die Erſparung der göttlichen Handlungen, ſondern die Aufrechthaltung der Harmonie zwiſchen Endabſichten und wirkenden Urſachen zu ihrer Empfehlung hat. Allein nunmehr erhellt aus obigen Betrachtungen, daß auch dieſe nicht völlig erhalten werden kann. Denn wenn große Wirkungen in der Natur auf ihnen nicht angemeſſene geringe Handlungen der wunderthätigen Propheten erfolgen, ſo ſagt Herr Bonnet: „Die Veränderungen in der Natur erfolgten auf einer Reihe uns unbekannter wirkenden Urſachen; die Verſicherung des Propheten, daß auf ſeine geringen Handlungen dieſe großen Veränderungen erfolgen würden, wäre gleichfalls die Wirkung einer langen Reihe von Urſachen, und das Zuſammentreffen dieſer Handlungen von Seiten der Propheten und der Veränderungen in der Natur, wäre von Gott, ſeinen weiſen Abſichten gemäß, vorher verordnet geworden. (S. 72.) „Uebrigens läßt es ſich ohne Schwierigkeit begreifen, daß dieſen vorher eingerichteten Keimen, die auf einen beſtimmten Tag lebendige Polyglotten werden ſollten, in der Reihe der ſucceſſiven Geſchlechter, in einer geraden Beziehung auf die beſtimmte, von der Weisheit bezeichnete Zeit, ihre gehörige Stelle angewieſen worden war." Hier iſt ein Zuſammentreffen vieler Begebenheiten auf einen beſtimmten Zeitpunkt, zu einem gemeinſchaftlichen Endzweck, ohne daß dieſes Zuſammentreffen in dem Syſtem der wirkenden Urſachen gegründet ſei (S. 74. 76.).

„Die wunderbaren Thatſachen müſſen zahlreich und verſchieden ſein. S. 140."

Hier iſt gar deutlich dieſes Zuſammentreffen oder Aufein-

*) S. 151. Vergleichung mit der leibnitziſchen Harmonie.

anderfolgen in dem System der wirkenden Ursachen gegründet. Die Harmonie wird also nicht vollkommen erhalten, um deren willen man diese Hypothese für annehmlich gehalten.

S. 94. Die angestrichene Stelle. Man siehet also, daß man bei der Untersuchung der Beweise für die Religion die streitigen Lehrpunkte keinesweges übergehen müsse, denn die Untersuchung, ob die Lehren dieses Glaubens mit jenen reinsten und edelsten Grundsätzen der Vernunft übereinstimmen, ist dabei von der größten Wichtigkeit. Hat der vorgegebene Dolmetsch der göttlichen Wundersprache auch zugleich Lehren gegeben, die diesen ausgemachten Vernunftwahrheiten zuwider sind, so sind alle wunderhafte Thatsachen, die er zum Credit seiner Gesandtschaft anführt, ohne Kraft, so ist es unnöthig, daß ich seine außerordentlich scheinenden Handlungen, oder seinen moralischen Charakter näher untersuche, denn ein unumstößlicher Beweis vom Gegentheil überwiegt alle mögliche moralische Gewißheit.

Ueber das Zeugniß.

Wider die Theorie des Zeugnisses und die allgemeinen Grundsätze derselben, die Herr Bonnet festsetzet, habe ich in der Hauptsache nichts. Einige Nebenpunkte, in welchen ich mit ihm nicht einig sein dürfte, werde ich in der Folge berühren. Die Anwendung, die er von diesen Grundsätzen auf die Glaubwürdigkeit seiner Religion macht, gereicht ihm zur Ehre. Allein der Weg von dem Allgemeinen auf das Besondere ist so weit und so unsicher, daß man sehr oft in Gefahr ist, auf Umwege zu gerathen. Wenn der christliche Leser den festen Glauben an seine Religion mitbringt, und nur durch philosophische Gründe darin bestärkt zu sein wünscht, so werden ihm die philosophischen Betrachtungen des Herrn Bonnet so ausnehmend, so überzeugend, so einleuchtend scheinen, daß er nicht begreifen wird, wie es möglich ist, anderer Meinung zu sein. Ein Unchrist hingegen, ein Israelit, ein Pharisäer, wie ich bin, siehet mit Verwunderung, wie dieselben Grundsätze, dieselbe Logik, die ihm jederzeit gedienet, die Zeugnisse für seine Religion außer Zweifel zu setzen, zum Behuf einer Religion angeführt werden, die mit der seinigen streitet. Diese seltsame Unsicherheit in dem Gebrauch und der Anwendung der einfachsten logischen Wahrheiten macht ihn bestürzt, und würde ihn zum unglücklichen Zweifler machen, wenn die

Glaubenslehre ſeiner Religion von der Art wäre, daß er ſie jemals in Zweifel ziehen könnte. Er nimmt die Gründe ſeines Glaubens nochmals vor, unterſucht ſie mit der Unparteilichkeit, deren er bei der inbrünſtigſten Liebe für die Religion ſeiner Väter fähig iſt, und ſetzet der Anwendung des Herrn Bonnet etwa Folgendes entgegen.

Es würde die äußerſte Thorheit und von einer völligen Raſerei nicht weit entfernt ſein, wenn ich alle Zeugniſſe meiner Nebenmenſchen verwerfen, und nichts Anderes mit Ueberzeugung glauben wollte, als wovon mich meine Sinne oder meine Ueberlegung überführen. Ich werde mich vornehmlich auf das Zeugniß Anderer verlaſſen müſſen, ſo oft von Begebenheiten und Thatſachen die Rede iſt, die an Zeit und Ort gebunden ſind, und von einem Abweſenden alſo nicht anders als durch Zeugniſſe erkannt werden können. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die Menſchen in vielen Fällen von der Wahrheit aufrichtige Zeugniſſe ablegen, und die Vernunft, daß Dieſes allezeit geſchehen müſſe, wenn ſie gehörig unterrichtet ſind, und keinen Bewegungsgrund haben, die Wahrheit zu verſchweigen.

Die Menſchen können ſich von Begebenheiten unterrichten: 1) Wenn ſie gegenwärtig ſind; 2) geſunde Sinne haben; 3) von Affecten frei ſind; 4) und die Sache unterſucht haben.

Daß der Zeuge gegenwärtig geweſen, darin kann er ſich ſelbſt unmöglich trügen; daß er geſunde Sinne habe, können wir erfahren; daß er von Gemüthsbewegungen frei geweſen, muß aus den Umſtänden erhellen, und daß er die Sache gehörig unterſucht habe, kann geglaubt werden, wenn die Sache ihm nicht gleichgültig, und die Unterſuchung nicht mühſam geweſen.

Die Menſchen haben keinen Grund, die Wahrheit zu verſtellen u. ſ. w.

Dieſe Grundſätze ſind einfach, und die Anwendung ſo ſchwer eben nicht, ſo lange nicht Zeugniſſe wider Wahrſcheinlichkeit ſtreiten.

Ich weiß, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig ſind, und daß der Geſetzgeber ſie durch die Dazwiſchenkunft der Allmacht aufheben, oder durch eine weiſe Vorherverordnung modificiren kann.

Allein nach den Regeln der Analogie erwarte ich Dieſes in einem gegenwärtigen Falle, was ſich in vielen ähnlichen Fällen wirklich zugetragen, und meine Erwartung hat deſto mehr Wahr-

ſcheinlichkeit, je größer die Anzahl der von mir und Andern beobachteten Fälle geweſen.

Der Gewißheit kann dieſe Erwartung niemals gleich ſein, aber ſie kann ihr ſehr nahe kommen.

Wenn alſo das Ausſagen glaubwürdiger Zeugen einer Erwartung, die der Gewißheit nahe kömmt, widerſpricht, ſo iſt Erwartung wider Erwartung, Analogie wider Analogie.

Von der einen Seite die phyſiſche. Eine Begebenheit ſoll in einem einzigen Falle anders erfolgt ſein, als in unzähligen beobachteten Fällen.

Von der andern Seite die moraliſche. Zeugen, von denen ich nach einer ſehr richtigen Analogie vermuthen kann, daß ſie die Wahrheit wiſſen und ausſagen wollen, ſollen ſie wider alle Vermuthung in dieſem einzigen Falle entweder nicht wiſſen, oder nicht ausſagen wollen. — Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, hier den Ausſpruch zu thun! Wenn Zeugen wider Zeugen auftreten, die alle wunderbare Begebenheiten wahrgenommen haben wollen, die aber mit einander unmöglich beſtehen können, ſo wird die Entſcheidung noch ſchwerer, indem hier moraliſche Wahrſcheinlichkeit mit moraliſcher Wahrſcheinlichkeit, und die phyſiſche mit allen ſtreitet.

Haben dieſe Zeugen zum Theil in einer entfernten Weltgegend, in uralten Zeiten, unter Völkern gelebt, deren Lebensart, Sitten, Kenntniſſe, Intereſſe u. ſ. w. mir wenig bekannt ſind, ſo überſteigt die zur Entſcheidung nöthige Vergleichung beinahe alle meine Kräfte.

Ich befinde mich in dieſem Falle, und meine Glückſeligkeit ſoll von dieſer Unterſuchung abhängen. Ich habe ſehr wichtige philoſophiſche Gründe, zu glauben, daß irgendwo auf der Erde eine göttliche Offenbarung geweſen. Eine Offenbarung ſetzet von Seiten der Menſchen die Ueberzeugung voraus, daß Gott geredet habe. Die Mittel zu dieſer Ueberzeugung ſind Wunderwerke. Dieſe Wunder habe ich nicht ſelbſt wahrgenommen, und ich ſoll ſie auf glaubwürdige Zeugniſſe annehmen, aber hier ſind Zeugniſſe wider Zeugniſſe, und ich muß mich ſehr hüten, durch Vorurtheil für den Glauben meiner Väter, die Glaubwürdigkeit dieſer Zeugniſſe unrichtig zu beurtheilen.

Wenn in einem erleuchteten Jahrhunderte in der Hauptſtadt eines der größten und erleuchtetſten Königreiche von unzäh-

ligen Menſchen bezeugt wird, daß Wunder durch Convulſionen geſchahen, ſo kann ich ihre Glaubwürdigkeit durch die einzige Frage zweifelhaft machen: „Wird der Herr der Natur ihre Geſetze aufheben, um die lächerliche Frage zu entſcheiden, ob einige Worte in einem gewiſſen Buche ſeien oder nicht ſeien, oder um den Sinn einiger Sylben eines alten Lehrers feſtzuſetzen? (S. 167. n)" Läßt man aber auch dieſer Religionspartei Gerechtigkeit widerfahren, wenn man eine Menge von außerordentlichen Thatſachen durch dieſen einzigen Grund für Gaukeleien erklärt? Man bedenke, daß durch dieſe Wunder, wenn ſie wahr wären, die Wahrheit der katholiſchen Religion bewieſen würde, und daß der Urheber vielleicht für gut befunden haben kann, die Glaubwürdigkeit veralteter Zeugniſſe durch neue wunderbare Thatſachen zu beſtätigen, und iſt es ſo ungereimt, wenn Gott die Wunder nur bei derjenigen Sekte entſtehen läßt, die auch in einigen Nebenpunkten die Wahrheit auf ihrer Seite hat?

Man ſiehet wohl, daß dieſe Reflexionen mein Ernſt nicht ſein können; allein die Gründe des Herrn Bonnet reichen nicht zu, ſie zu widerlegen.

In der jüdiſchen Religion, zu welcher ich mich bekenne, hat man außer der alten Tradition, die ganz unwiderſprechlich iſt, auch in neueren Zeiten nicht zu verwerfende Zeugniſſe von außerordentlichen Thaten, die von heiligen Männern verrichtet worden ſind. Zeugen, die im juriſtiſchen Styl über alle Ausnahmen hinweg ſcheinen, haben uns, nicht ſelten mit Gefahr ihres Lebens, die ſtärkſten Verſicherungen davon gegeben, und wenn dieſe wahr ſind, ſo hat Gott noch in den neuern Zeiten für uns geredet, und er kann unmöglich für Nazaräer oder Mahomedaner geredet haben.

Eine Sekte, die ſich von der jüdiſchen Religion abgeriſſen, und den Namen Sabbathai Zeviter führt, will noch vor einigen Jahren Wunder, unerhörte Wunder gethan haben. Viele tauſend Zeugen wollen dieſe Wunder mit Augen geſehen haben, und ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß kein Betrug der Sinne dabei hat vorgehen können. Wenn z. B. Thiere zuſammenhängende Reden halten, und gewiſſe Erklärungen thun, was kann deutlicher und untrüglicher ſein?

Ihre Feinde und Widerſacher ſelbſt, die ſie haſſen und verfolgen, übrigens gottesfürchtige und gelehrte Männer, leugnen

die Sache nicht, aber ſchreiben ſie der Zauberei zu. Dieſes iſt nach den Grundſätzen des Herrn Bonnet ein indirektes Zeugniß für die Wahrheit der Wunder. Allein, hat der Urheber der Natur für dieſe Sekte geredet, ſo kann er weder für die übrigen Juden noch für irgend eine andere Religion geredet haben.

Allein, ſo ſehr die Zeugniſſe ſich einander widerſprechen, ſo kommen ſie darin überein, daß einſt ein gewiſſer Moſes von Gott unmittelbar den Auftrag gehabt, ein gewiſſes Volk aus der Sklaverei zu befreien, daß dieſer Geſandte Gottes dieſes Vorhaben vor den Augen und wider den Dank einer großen und mächtigen Nation ausgeführt, und dabei Wunder verrichtete, die aber alle menſchlichen Begriffe überſtiegen, daß der Geſetzgeber der Natur dieſem ganzen, an einem Orte verſammelten Volke öffentlich in ſeiner ganzen Majeſtät erſchienen, und ihm Geſetze gegeben hat. Viele tauſend Augenzeugen haben dieſe göttliche Erſcheinung mit Augen geſehen, und haben es ihren Kindern erzählet.

Alle Wunder, die irgend in einem Winkel der Erde geſchehen ſind, oder ſein ſollen, ſind mit dieſer großen Gott anſtändigen Erſcheinung nicht zu vergleichen. Auch wird derſelben durch kein uns bekanntes Zeugniß von einiger Gültigkeit widerſprochen.

Hier habe ich alſo eine Geſchichtsſache, an die ich mich ſicher halten kann. Von hier kann ich ausgehen. Was dieſer Geſchichtsſache widerſpricht, iſt Unwahrheit. Die Zeugniſſe für Daſſelbe können nicht wichtiger ſein, als die Begebenheit, der es widerſpricht.

Hat der Geſetzgeber dieſe Geſetze aufgehoben? — Keineswegs! Er hat in einer großen öffentlichen Erſcheinung vernehmliche Worte geſprochen; er würde in einer eben ſo großen öffentlichen Erſcheinung, durch vernehmliche Worte, ſein Geſetz aufgehoben haben. Nun erkenne ich von der andern Seite, daß eben dieſe große Erſcheinung die Sendung Moſes bekräftiget, und alle Geſetze, die uns dieſer Geſandte Gottes gegeben, mit dem Stempel der Gültigkeit gepräget hat. So lange alſo dieſer allerhöchſte Geſetzgeber nicht durch eine eben ſo große öffentliche Erſcheinung einer geſammten Nation ſeinen Willen kund werden läßt, ſo ſind keine Zeugniſſe von Wundern hinreichend, mich zu überführen, daß Gott dieſe Geſetze aufgehoben, und ich muß fortfahren, dieſe Geſetze unverbrüchlich zu halten. Andere Völker

können ihre Geſetze nach den Zeiten, Umſtänden, Bedürfniſſen und Annehmlichkeiten abändern, aber mir hat der Schöpfer ſelbſt Geſetze vorgeſchrieben; ſollte ich, ſchwaches Geſchöpf, mich erdreiſten nach meinem Dünkel dieſe göttlichen Geſetze abzuändern?

Bei allen übrigen Erzählungen von Wundern, die ohne dieſe großen Anſtalten, nicht ſo öffentlich, nicht ſo augenſcheinlich geſchehen ſein ſollen, umfaßt uns der Unglaube mit ſeinen ſtarken Armen, und wir können uns nicht leicht herauswinden. Wir wiſſen, wie leicht die Menſchen verführen, und verführt werden können; wir wiſſen, was Vorurtheil, Aberglaube und Enthuſiasmus für Gewalt über die Menſchen hat, wie oft ſich in einem Charakter Vernunft und Enthuſiasmus, Aberglaube und Betrug, Liſt und Einfalt ſo feſt verbinden, daß es dem Scharfſichtigſten ſchwer fällt, ihre Grenzen zu unterſcheiden; wir wiſſen, wie oft die Menſchen Gutes aus böſen Abſichten, und Böſes aus guten Abſichten gethan haben, wir vergleichen Erzählung mit Erzählung, ſetzen Zeugniß gegen Zeugniß, ein ganzes Meer von Zweifeln ſchlägt über uns zuſammen, und wir halten unſer Urtheil zurück.

Doch kann ich hierbei folgende Regel beobachten, ſo oft das Zeugniß eines Wunders kein offenbares Merkmal der Unglaubwürdigkeit an ſich führt, und der Satz, der dadurch beſtätigt werden ſoll, nicht nur an ſich ſelbſt annehmenswerth iſt, ſondern auch mit dem Inhalte jener von Gott bekannt gemachten Lehre übereinſtimmt, ſo bin ich ſehr geneigt, es ohne weitere Unterſuchung anzunehmen. Ich ſcheue den Vorwurf der Leichtgläubigkeit nicht, wenn dadurch Gutes unter den Menſchen befördert wird. Stimmt aber die Lehre nicht mit der von Gott gegebenen Vernunft- oder Schrift überein, ſo falle ich in Unglauben, und achte die Wunder nicht.

Ich lebe unter einer herrſchenden Nation, die an Macht und Weisheit vielleicht die größeſte auf dem ganzen Erdboden ſein dürfte. Dieſe rühmt ſich zuverläſſiger Zeugniſſe, daß ihre Vorfahren von Gott durch außerordentliche Anſtalten die überzeugendſten Verſicherungen von ihrer ewigen Glückſeligkeit erhalten haben. Die weiſeſten, verehrungswertheſten Männer reden mit einer ſo feſten Ueberzeugung davon, daß ich an ihrer Aufrichtigkeit unmöglich zweifeln kann, und ſie haben ſo viel

Philoſophie und Beredtſamkeit angewendet, ihrer Glaubenslehre Beifall zu verſchaffen, die natürlicher Weiſe hätte hinreichen müſſen, den vernünftigſten Theil des Menſchengeſchlechts völlig auf ihre Seite zu ziehen. In ſoweit dieſer Glaube die Verſicherung enthält, daß dem Menſchengeſchlechte eine glückſelige Zukunft bevorſtehe, ſtimmt ſie auch mit der Vernunft ſowol, als mit der von Gott geoffenbarten Glaubenslehre vollkommen überein, und ich ſehe nicht ab, was mich hindern ſollte, Zeugniß anzunehmen, das dem menſchlichen Geſchlechte ſo erſprießlich, ſo wohlthätig, ſo erfreulich iſt.

Ich ſehe zwar, daß die Lehrer dieſes Glaubens nicht eigentlich, wie Einige zu verſprechen ſcheinen, dem menſchlichen Geſchlechte eine glückſelige Ewigkeit verſichern; ſondern nur Denen, die ihr hiſtoriſches Zeugniß annehmen, und dem Ueberreſte vielmehr eine ewige Verdammniß androhen. Wir ſollen nicht nur glauben, daß die Menſchen ſelig werden, ſondern wir müſſen auch Dieſes glauben, daß der Stifter dieſes Glaubens ihm die Verſicherung davon gegeben, wenn uns nicht ſtatt der ewigen Glückſeligkeit ein ewiges Elend erwarten ſoll.

Dieſe Idee widerſteht. Durch eine ſolche Einſchränkung wird dieſer Glaube nicht mehr eine Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht, ſondern eine Laſt, darunter die menſchliche Vernunft zu Boden liegt. Dieſe heilige Vernunft gibt mir die gewiſſeſte Ueberzeugung, daß die Menſchen von Gott berufen ſind, durch die Ausübung der Tugend ſelig zu werden. Jene göttliche Religion, in welcher ich geboren bin, lehrt mich, daß alle Völker der Erde ſelig werden, wenn ſie nach dem Geſetze der Vernunft leben, d. i. die Tugend ausüben, und daß Gott nur meiner Nation aus beſondern Abſichten gewiſſe beſondere Glaubens- und Handlungspflichten aufgelegt, davon er den Ueberreſt des menſchlichen Geſchlechtes losgeſprochen. Dieſe Lehre iſt göttlich, iſt der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Allgütigkeit jenes anbetungswürdigen Weſens würdig, das voller Erbarmen iſt, und den verächtlichſten Wurm nicht zum Elend erſchaffen hat. Dieſer gnadenreiche Gott kann aus Erbarmen über die Schwachheit der menſchlichen Vernunft, ſeinen vernünftigen Geſchöpfen durch einen dazu auserſehenen Bevollmächtigten eine außerordentliche Verſicherung gegeben haben, daß ſie zur

Seligkeit beſtimmt ſind; wie kann er aber dieſe Seligkeit mit Bedingung verknüpft haben, wenn wir die Vollmacht ſeines Geſandten für gültig erkennen?

Jedoch dieſe Betrachtung würde mich noch nicht völlig abſchrecken. Ich weiß, daß es unter den Anhängern dieſer Religion menſchenfreundlichere Lehrer gibt, die dieſe harte Bedingung in den Schriften ihres Glaubens nicht finden wollen, oder doch wenigſtens ſo zu mildern wiſſen, daß man wol ſieht, ſie wollen ſich des Himmelreichs nicht allein bemächtigen.

Ich höre aber ferner, daß der Stifter dieſes Glaubens die Geſetze Moſes aufgehoben haben ſoll. Jene von Gott ſelbſt beſtätigten Geſetze, und wie? Dieſer Glaubensſtifter erklärt nicht einmal, im Namen Gottes, mit ausdrücklichen Worten, daß er einen Theil jener Geſetze, und welchen er abſchaffen wolle; ſondern aus unbeſtimmten Worten und Handlungen ſollen wir Dieſes ſchließen, ſollen wir jene von Gott geheiligten Geſetze muſtern, dieſe verwerfen, jene einſchränken, dieſe abändern, jene beibehalten, und dieſes Verfahren ſollte der göttlichen Weisheit anſtändig ſein? Dieſer Gott, der einem ganzen Volke ſeine Geſetze durch einen außerordentlichen Geſandten, mit ſo vielen öffentlichen Anſtalten hat bekannt machen laſſen; dieſer Gott will nunmehr dieſelben Geſetze, nicht öffentlich, nicht durch eine ausdrückliche Erklärung, ſondern gleichſam ſtillſchweigend, wieder abſchaffen? — Unbegreiflich!

Je näher ich zu dieſer mir ſo ſehr angeprieſenen Religion komme, deſto mehr Abſchreckendes hat ſie für meine Vernunft. Die ewige Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts iſt zwar der Endzweck dieſer Religion, ſo wie aller Religionen, aber unter welchen Bedingungen wird mir dieſe Glückſeligkeit angeboten? Welche Feſſel für meine Vernunft! Wenn dieſe Sätze nicht wahr ſind: ſo hat Gott Jeſum von Nazareth nicht geſendet, und wenn ich ſie nicht glaube, ſo hat er ihn für mich nicht geſendet. Ich finde in den Lehrbüchern der Chriſten folgende Sätze als Grundwahrheiten ihrer Religion angeführt: 1) in dem dreieinigen Gotte gibt es drei unterſchiedene Perſonen, welche heißen Vater, Sohn und heiliger Geiſt.

2) Der Vater Gott hat den Sohn Gott von Ewigkeit her gezeugt. Von beiden iſt der heilige Geiſt, der auch Gott

iſt, ausgegangen, und dieſer heilige Geiſt hat mit dem Vater und dem Sohn ein gemeinſchaftliches Weſen.

3) Durch die Verführung eines grundböſen Weſens, Satan genannt, hat der erſte Menſch, Adam, eine Sünde begangen, und ſeitdem haben alle Menſchen aufgehört, ein Ebenbild Gottes zu ſein, ſeitdem ſind alle Menſchen Sünder, zum Guten erſtorben, zum Böſen geneigt, und dem Tode unterworfen.

4) Die zwote Perſon von dieſem eindreifaltigen, oder dreieinfachen Gotte, hat ſich aus Liebe zum Menſchengeſchlecht erniedriget, das iſt, ſeiner göttlichen Majeſtät entäußert, iſt ein Menſch geworden, war alſo Gott und Menſch zugleich, ein wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, ein wahrhaftiger Menſch von der Jungfrau Maria in der Zeit geboren, ein Menſchgott, oder Gottmenſch und hieß Jeſus von Nazareth, der Geſalbte.

5) Um der unendlichen Gerechtigkeit der erſten Perſon der Gottheit, Vater genannt, Genüge zu thun, und gleichwol, vermöge ſeiner ebenſo unendlichen Güte, das Menſchengeſchlecht aus dem ewigen Elende zu befreien, wurde von dem dreieinfachen Gotte beſchloſſen, die Menſchen durch eine Mittelsperſon zu erlöſen.

6) Dieſer erniedrigte Gott, dieſer geſalbte Menſch übernahm gutwillig die Strafe, die ſein unendlich gerechter Vater dem menſchlichen Geſchlechte hatte zuſchicken müſſen, litt von den Händen der Menſchen, für die er ſich aufopferte, ſtarb am Kreuze, als ein Uebelthäter, und — — — erlöſte dadurch alle Menſchen von Sünde, Tod und Teufel, denen ſie die Gerechtigkeit ſeines Vaters würde Preis gegeben haben.

7) Wie der größte Theil der Kirche hinzuthut, gibt dieſer Gottmenſch ſeinen Jüngern und Nachfolgern, mit und unter dem Brote, das ſie bei einer gewiſſen feierlichen Gelegenheit ſchon viele Jahrhunderte, in allen Theilen der Welt, eſſen, ſeinen wahren gegenwärtigen Leib, ſo wie mit und unter dem Weine, den ſie dabei trinken, ſein wahres gegenwärtiges Blut, das er für ſie vergoſſen, zu eſſen und zu trinken.

Ich ſchweige von der Auferſtehung, Höllenfahrt und Himmelfahrt, von dem Sitzen zur Rechten Gottes u. ſ. w. welches

alles zum Weſen dieſer Religion gehöret. Chriſtliche Lehrer müſſen hiervon ſchon unterrichtet ſein, und wenn ich jüdiſche Leſer vermuthete, ſo würde ich zu weitläufig ſein müſſen, ihnen alles Dieſes nach dem Sinn der verſchiedenen Religionsparteien zu erklären.

Die Religion der Chriſten iſt alſo ganz etwas Anderes, als man ſie hat vorſtellen wollen. Sie will nicht bloß dem Menſchengeſchlechte ſeine künftige Seligkeit verſichern, ſondern zugleich unſere Begriffe von Gott, ſeinen Eigenſchaften, von ſeiner Allmacht, Gerechtigkeit, Weisheit, und von ſeiner Regierung der Welt, in eine ganz andere Form gießen. Alle dieſe Sätze machen mit der Verſicherung von einer glückſeligen Ewigkeit ein feſt verbundenes Ganze aus. Wenn ich dieſe Lehren nicht annehme, ſo kann ich dem Stifter dieſer Religion keine Wahrhaftigkeit zuſchreiben, und was kann ich alsdann von ſeiner göttlichen Sendung halten?

Der allmächtige Schöpfer, den wir alle anbeten, ſei mein Zeuge, daß ich keine Worte, die irgend einer unſchuldigen Seele zum Aergerniß gereichen, ausſtoßen möchte, ſollten ſie auch wie glühende Kohlen mir auf der Zunge brennen. Er ſei mein Zeuge, daß ich die größte Hochachtung für ſo viele große, verehrungswürdige Männer habe, welche dieſe Lehre für göttlich erkennen. Ich erkenne vollkommen meine Schwäche, mein Nichts, wenn ich mich mit den vortrefflichen Männern vergleiche, die dieſe Religion angenommen und vertheidigt haben. Aber ich kann von der Wahrheit nicht nach anderer Menſchen Einſichten urtheilen. Ich muß es auf die meinigen ankommen laſſen, wenn ich einen Satz annehmen, verwerfen oder mein Urtheil darüber aufſchieben ſoll.

Ich will meine Urtheilskraft keinem vernünftigen Geſchöpf zur Richtſchnur aufdringen. Wer bin ich, elendes Geſchöpf, daß ich mir Dieſes anmaßen ſollte? Aber ich ſelbſt kann nicht anders als nach meiner eigenen Vernunft urtheilen, und dem allgegenwärtigen Herzenskundigen iſt es bekannt, daß ich die Wahrheit mit Aufrichtigkeit ſuche.

Vor dieſem allergerechteſten Richter der Welt bezeuge ich hiermit aufrichtig, daß ich keinen einzigen von dieſen angeführten Sätzen annehmen kann, daß ich glaube *meine* Vernunft abſchwören, und Alles, was *mir* von den erſten Grundſätzen der

menſchlichen Erkenntniß bekannt iſt, verleugnen zu müſſen, wenn ich dieſe Sätze für wahr halten ſollte. Sie ſcheinen mir ſchnurſtracks Allem zuwider zu ſein, was mich die geſunde Vernunft, das natürliche Nachdenken und die heilige Schrift gelehrt, die wir alle für göttlich erkennen, und meine ganze Seele müßte verändert werden, wenn ich jemals hierüber anderes Sinnes werden könnte. Ich werde von dieſer meiner Ueberzeugung keine Gründe anführen, denn ich würde beinahe nichts vorbringen können, das nicht ſeit vielen Jahrhunderten von Juden und Naturaliſten unendliche Male iſt wiederholt worden, das nicht noch täglich in allen Lehr- und Streitſchriften der Chriſten angeführt, und mit tauſend mir ganz unbegreiflichen Subtilitäten widerlegt wird. Ich würde unter der Laſt erliegen, wenn ich alle Vertheidigungen der chriſtlichen Lehrer durchleſen, anführen und prüfen müßte. Ein Glück für mich, daß ſich Herr Bonnet ſelbſt auf alle dieſe Sätze nicht eingelaſſen, und ich hier, meiner Abſicht nach, nur Dasjenige anführen darf, was ich dem Herrn Bonnet entgegenzuſetzen habe.

Dieſe meine Ueberzeugung vorausgeſetzt: ſo kann ich den Stifter eines Glaubens für keinen göttlichen Geſandten halten, der dieſe Lehren verkündigt. Ich kann ſeinen Verſicherungen von einer glückſeligen Zukunft nicht den geringſten Glauben beimeſſen, da die Göttlichkeit ſeiner Sendung auch nothwendig die Wahrheit jener Lehre nach ſich ziehen würde, die ich verwerfen muß. — Er hat ſeine Sendung durch Wunder beſtätiget? — Was können mir Wunder beweiſen? Und wenn dieſer Religionsſtifter vor meinen Augen alle Todten erweckte, die ſeit Jahrhunderten geſtorben ſind, ſo würde ich ſagen, der Religionsſtifter hat Wunder gethan, aber ſeine Lehren konnte ich nicht annehmen. Es iſt alſo für mich unnöthig, die Zeugniſſe und ihre Glaubwürdigkeit mit vieler Weitläufigkeit zu unterſuchen, Vergleichungen anzuſtellen, Zeugniſſe zu zählen oder abzuwägen. Denn wenn auch Alles wider mich ausfiele, ſo würde das Reſultat höchſtens Dieſes ſein, daß mir in Zukunft die glaubwürdigſten Zeugniſſe verdächtig werden müßten, und dieſen Gemüthszuſtand würde ich meinen Feinden nicht wünſchen.

Aus eben dieſen Urſachen hielt ich es auch allezeit für unnöthig, die Stellen aus den Propheten mit kritiſcher Genauigkeit zu unterſuchen, die von den Vertheidigern dieſes Glaubens zum Be-

weiſe angeführt werden. Ich habe zwar ſo Manches geleſen, das für und wider dieſe Beweiſe geſchrieben worden, ich habe auch mit Vergnügen wahrgenommen, daß die neuen Kritiker ſo manche Stelle aufgeben, auf die man ſonſt hat ſicher bauen zu können geglaubt, und ich bin verſichert, daß bei hellerem Lichte noch die übrigen verſchwinden müſſen; aber ich ſelbſt habe mich niemals in dergleichen Unterſuchungen eingelaſſen, und die Stellen einzeln niemals genau betrachten mögen. Die Exegetik iſt ein treffliches Studium. Sie erfordert ſo viele Beleſenheit, ſo viel geſunden Menſchenverſtand, ſo viel Kenntniſſe des Menſchen in ſeinen beſondern Verhältniſſen, ſo viel richtigen Geſchmack und Scharfſichtigkeit, als irgend eine Wiſſenſchaft; aber mein Kopf iſt für dieſe Gattung von Unterſuchungen nicht gemacht, und ich habe auch niemals ſonderliche Neigung dazu gehabt. Ich danke meinem Schöpfer täglich, daß er meine Glückſeligkeit nicht hat von exegetiſchen Unterſuchungen abhängen laſſen. Ich würde das elendeſte Geſchöpf auf dem Erdboden ſein, wenn mich meine Religion zu dieſer mühſeligen Uebung verbände. Wozu wäre es auch nöthig, Schriftſtellen zu unterſuchen, ob ſie nicht eine Lehre beweiſen, die ich nicht annehmen kann? Wenn ſie Dieſes thäten, ſo wäre es nach meiner Denkungsart, mehr Beweis wider die Schriftſtellen als für die Lehre.

Die Religion meiner Väter weiß, was die Hauptgrundſätze betrifft, nichts von ſolchen Geheimniſſen, die wir glauben und nicht begreifen müßten. Unſere Vernunft kann ganz gemächlich von den erſten ſichern Grundbegriffen der menſchlichen Erkenntniß ausgehen, und verſichert ſein, am Ende die Religion auf eben dem Wege anzutreffen. Hier iſt kein Kampf zwiſchen Religion und Vernunft, kein Aufruhr unſrer natürlichen Erkenntniß wider die unterdrückende Gewalt des Glaubens. Ihre Wege ſind liebliche Wege und alle ihre Stege ſind Frieden. — Eigentlich hat die Religion der Iſraeliten nur drei Hauptgrundſätze: 1) Gott; 2) Vorſehung und 3) Geſetzgebung, welche mit einiger Ausdehnung von unſrer Glaubenslehre in ungefähr folgender Geſtalt ausgedrückt werden:

1) Gott, der Urheber und unumſchränkte Beherrſcher aller Dinge, iſt ein einziger einfacher Gott (ſowol in ſeiner Perſon, als in ſeinem Weſen).

2) Dieſer Gott nimmt Alles wahr, was in der Schöpfung

vorgehet, belohnet das Gute, und bestrafet das Böse durch natürliche und auch zuweilen durch übernatürliche Mittel.

3) Dieser Gott hat den Kindern Israels durch Moses, Sohn Aarons, seine Gesetze bekannt gemacht, die wir schriftlich noch in Händen haben.

Von dem Menschen glauben wir, daß er nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, aber doch ein Mensch, d. i. der Sünde unterworfen, hat sein sollen. Wir wissen nichts von der Erbsünde. Adam und Eva haben gesündiget, weil sie Menschen waren, und sind gestorben, weil sie gesündiget haben, und so ergehet es allen ihren Nachkömmlingen. Sie sündigen und sterben.

Aber nur des leiblichen Todes. Ich kenne keinen Seelentod. Majemonides, in seinem Tractate von der Buße, nimmt zwar an, daß die Seele des Gottlosen vernichtet würde, und er hält Dieses mit Recht für die härteste Strafe, die nur möglich ist. Allein ich halte es mit dem Nachmanssohn, der in seinem Tractate von der Vergeltung dieser Lehre widerspricht, und sowol die Zernichtung der Seele als die Ewigkeit der Strafe leugnet.

Sie müssen nicht glauben, daß diese Glaubenslehrer etwa sich einander verketzern, weil sie in so wichtigen Punkten von einander abgehen. Nichts weniger! Nachmanssohn hat sich des Majemonssohn mit unbeschreiblichem Eifer angenommen, als er nach seinem Tode von einigen Zeloten verketzert ward, und seine Schriften in Gefahr waren, verbrannt zu werden.

Gott strafet die Sünder nicht nach seiner eigenen Unendlichkeit, sondern nach der Hinfälligkeit dieses Sünders. Wir wissen von keiner beleidigten Majestät, die sich rächen will oder soll, von keiner Strafgerechtigkeit, die ausgeübet werden muß, wo nicht an den Schuldigen, allenfalls an einem Unschuldigen, der die Leiden gutwillig übernimmt.

Nach unsern Begriffen ist es ungerecht, wenn der Schuldige verschont wird, und noch ungerechter, wenn der Unschuldige leidet. Will sich dieser auch gutherzig dazu verstehen, so kann es die allerhöchste Weisheit nicht billigen, und die Gerechtigkeit, d. i. die allweise Gerechtigkeit können solche willkürliche Leiden nicht befriedigen. Gott strafet, wenn das Sündenübel nicht anders als durch das Strafübel gehoben werden kann.

Aber alsdann muß auch der Sünder leiden, nicht ein Anderer für ſeine Rechnung. Sobald das Strafübel entbehrt, und dem Sündenübel auf einem andern Wege geſteuert werden kann, ſo iſt es den Eigenſchaften Gottes vollkommen gemäß, den Sünder zu begnadigen. Der Gerechtigkeit Gottes kann dadurch nicht zu nahe geſchehen, denn ich kann es nie genug wiederholen, die Gerechtigkeit iſt eine weiſe Gütigkeit, und ſobald die Weisheit wider die Gütigkeit nichts einzuwenden hat, ſo iſt auch die Gerechtigkeit befriediget.

Von einer Mittelsperſon, die zwiſchen Gott und den Menſchen Frieden ſtiften ſoll, iſt uns nichts bekannt. Wenn es der Weisheit gemäß iſt, den ſündigen Menſchen zu begnadigen, ſo bedarf es keines Mittlers, der ihm dieſe Gnade answirket. Man laſſe ſich die natürlichen Mittelurſachen nicht irren. Weil die Weisheit lieber zuſammenhängend wirkt, ſo bedienet ſie ſich der Mittelurſachen, die die Begebenheiten verbinden. Die zufälligen Dinge würden in der Zeit ſowol, als im Raum, jedes für ſich abgeſondert ſein, wenn die Allmacht Alles unmittelbar wirken ſollte. Aber bei den Wirkungen der Gnade, die bloß zu dem Syſteme der Abſichten Gottes gehören, und mit dem Syſteme der wirkenden Urſachen nichts zu thun haben, hier muß die Beſchaffenheit des Gegenſtandes entſcheiden, ob ihm dieſe Gnade zu ſeiner Glückſeligkeit gereichen würde oder nicht. Der Begriff von Mittelurſache läßt ſich hier gar nicht anbringen.

Was die Geſetze Moſes betrifft, ſo glauben wir, daß ſie in Abſicht auf uns in dem ſtrengſten Verſtande verbindlich ſind, ſo lange ſie Gott nicht mit eben der öffentlichen Feierlichkeit widerruft, mit welcher ſie von ihm gegeben worden ſind.

Wir wiſſen zum Theil ihren Nutzen nicht mehr? Ganz recht! Wo hat aber der Geſetzgeber erklärt, daß ſie nicht länger verbindlich ſein ſollen, als uns ihr Nutzen bekannt ſein wird? Und ohne dieſe Erklärung, welcher Sterbliche iſt verwegen genug, ihrer Gültigkeit Grenzen zu ſetzen? Menſchliche Geſetze können von Menſchen nach Zeit und Umſtänden abgeändert werden, aber die göttlichen bleiben unverändert bis eine völlige Ueberzeugung da iſt, daß Gott ihre Abänderung bekannt gemacht habe.

Werden dieſe Geſetze jemals von Gott abgeändert werden? Hierüber ſind die Meinungen unſerer Schriftgelehrten getheilt. Einige halten ſie für ſchlechterdings unveränderlich, und machen

Dieſes zum Glaubensartikel. Andere hingegen halten es nicht für unwahrſcheinlich, daß bei einer künftigen wunderthätigen Wiederherſtellung der jüdiſchen Nation eine zweite öffentliche Geſetzgebung von dem allerhöchſten Geſetzgeber beſchloſſen ſein könnte, nach welcher viele von unſren jetzigen Ceremonialgeſetzen eine und die andere Abänderung leiden dürften. Meine Gedanken hierüber ſind folgende:

Ich habe ſchon mehrmalen angeführt, daß, nach der Meinung aller unſerer Rabbinen, die moſaiſchen Geſetze nur die jüdiſche Nation verbinden, alle übrigen Völker aber angewieſen ſind, ſich an das Geſetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten. Da aber die mehrſten Völker von jener Einfalt der erſten Religion, zum Nachtheil der Weisheit, abgewichen, und von Gott und ſeiner Regierung irrige Meinungen hegen, ſo ſcheinen die Ceremonialgeſetze der Juden, unter andern uns unergründlichen Urſachen, zur Nebenabſicht zu haben, dieſe Nation von allen übrigen ſichtbarlich auszuſondern, und ſie durch viele religiöſe Thathandlungen unaufhörlich an jene heiligen Wahrheiten zu erinnern, die uns allen unvergeßlich ſein ſollten. Von den mehrſten religiöſen Gebräuchen iſt Dieſes offenbar, und die Beweiſe davon finden ſich mit ausdrücklichen Worten in der heiligen Schrift. Sie ſollen uns erinnern, daß Gott ein einziger Gott ſei, daß er die Welt erſchaffen, daß er ſie nach ſeiner Weisheit regiere, und unumſchränkter Herr über die ganze Natur ſei, daß er die Nation durch außerordentliche Thaten von der Unterdrückung der Aegypter befreit, daß er ihr Geſetze gegeben u. ſ. w. Dahin zielen alle unſere Gebräuche, die wir beobachten, und die einem Jeden, der die Abſicht davon nicht einſieht, nothwendig überflüſſig, beſchwerlich und lächerlich ſcheinen müſſen.

Nun ſtimmen alle Propheten des Alten Teſtaments darin überein, und die Vernunft gefällt ſich ungemein in dieſer Hoffnung, daß die Verſchiedenheit der Religionen nicht von ewiger Dauer ſein wird, daß dereinſt ein Hirt und eine Heerde ſein, und die Erkenntniß des wahren Gottes die ganze Erde, wie das Waſſer die See, bedecken wird. Um dieſe Zeit dürfte es die göttliche Weisheit nicht mehr für nöthig finden, uns durch beſondere Ceremonialgeſetze von andern Völkern abzuſondern, und vielmehr in einer zweiten öffentlichen Erſcheinung, äußerliche Religionsübungen einführen, welche die Herzen aller Menſchen zur Verehrung ihres

Schöpfers, und zur gegenſeitigen Liebe und Wohlthätigkeit verbinden. Dieſe Vorſtellung iſt der menſchlichen Seele ſo ergötzend, daß ſie mit Wolluſt dabei verweilet, und die Glückſeligkeit in der Einbildung genießt, die dem menſchlichen Geſchlechte nach einer ſo heilſamen Revolution bevorſtünde. Welche Angſt überfällt ſie hingegen, wenn ſie aus dieſem Traume erwacht, und das Elend der Menſchen in ihrer jetzigen Trennung betrachtet?

So natürlich, einleuchtend und überzeugend mir alle dieſe Betrachtungen ſcheinen, ſo wird es mich doch von der andern Seite nicht befremden, wenn Sie, mein Herr! anderer Meinung ſind, und ſich vielmehr verwundern, daß ein Menſch, dem Sie einige Vernunft zugetrauet hatten, von derſelben ſo wenig Gebrauch zu machen wiſſe. Die Urtheilskraft des Menſchen richtet ſich ſo ſehr nach gewohnten Begriffen, vorgefaßten Meinungen und anerzogenen Grundſätzen, daß zwei Menſchen, wie Sie und ich, die nach ſo entgegengeſetzten Vorurtheilen erzogen und unterrichtet worden ſind, (denn nach Vorurtheilen ſind wir Beide erzogen und unterrichtet worden), in vielen Urtheilen und Meinungen ganz ungleich geſinnt ſein müſſen. In einer Materie, die ſo verwickelt iſt, und noch dazu das Herz ſo ſehr angehet, kann die Vernunft durch den leichteſten Schwung aus dem Gleiſe gehoben werden, und alsdann führt ſie von dem rechten Wege deſto mehr ab, je wackerer ſie iſt. Die Pflicht des Weltweiſen iſt nun, dieſe Gefahr zu erkennen, und ſie für ſich ſo gut, als für ſeine Nebenmenſchen zu fürchten. Er muß deswegen in ſeine Ueberzeugung nicht nur Zweifel ſetzen, ſondern wenn er mit Vernunft gezweifelt, unterſucht und ſeinem Bewußtſein nach, Gewißheit erlanget hat, ſo muß er ſich beruhigen, das Erforſchte nicht durch Wankelmuth entſchlüpfen laſſen, und in ſeinen Unterſuchungen auch fortſchreiten. Aber er muß nie aus der Acht laſſen, daß Dieſes nur *ſeine* Ueberzeugung ſei, und daß andere vernünftige Geſchöpfe, die von einem anderen Punkte ausgegangen, und einem andern Leitfaden gefolgt ſind, mit eben der Ueberzeugung ganz entgegengeſetzte Meinungen hegen können.

Dieſe Geſinnung habe ich ſeit vielen Jahren angenommen, und daher zwiſchen dem Dogmatiker und Skeptiker gleichſam eine Art von Mittel gehalten. Dogmatiſch, in dem ſtrengſten Verſtande, in Abſicht auf mich habe ich in ſehr vielen Punkten der Weltweisheit und der Weltreligion meine Partei genommen,

und glaube nicht, daß ich jemals meine Grundſätze ändern könnte, aber eben ſo ſkeptiſch, wenn ich meine Nebenmenſchen beurtheilen ſoll. Ich räume einem Jeden daſſelbe Recht ein, das ich mir anmaße, und ſetze das größte Mißtrauen in meine Kräfte, irgend Jemanden ſo leicht von meiner Meinung überführen zu können. Daher die Zurückhaltung, die meine Freunde an mir wahrnehmen, ſo oft ich mich über dieſe wichtigen Punkte der menſchlichen Erkenntniß erklären ſoll. Dieſe Fragen gehen unſere Glückſeligkeit ſo nahe an, daß ich immer glaube, in dem Eingeweide meines Nächſten zu wühlen, wenn ich ihn von dieſer Seite angreife.

Ich habe noch einen wichtigen Punkt zu berühren, bevor ich dieſe Unterſuchung beſchließe. Ich habe die Religion der Chriſten nach dem Lehrbegriff des Athanaſius vorgeſtellt. Nun weiß ich aber auch, daß verſchiedene angeſehene Lehrer, und auch einige Gemeinden, wie man ſagt, von dieſer Lehre abgehen, und theils öffentlich, theils auch insgeheim die mehrſten Grundſätze mißbilligen, die mir ſo anſtößig geſchienen haben.

Dieſe rühmen ſich, die Religion der Chriſten von irrigen Meinungen gereiniget, und auf ihre erſte Einfalt zurückgeführt zu haben, da ſie mit der natürlichen Religion ziemlich übereingekommen ſein ſoll. So viel mir von ihrer Glaubenslehre bekannt iſt, ſoll der Stifter ihres Glaubens keine Perſon der Gottheit, ſondern ein außerordentlicher Menſch, ein heiliger Prophet, wie Moſes, oder noch größer geweſen ſein, der von Gott den Beruf gehabt, die Mißbräuche der damals herrſchenden Religionen abzuſchaffen, die lautere natürliche Religion in ihre Rechte einzuſetzen, durch Wunder zu beſtätigen, und die Menſchen von ihrer ewigen Glückſeligkeit zu verſichern. Die Stellen im N. T., die den Athanaſiern günſtig zu ſein ſchienen, wiſſen ſie durch künſtliche exegetiſche Mittel zu ihrem Vortheile zu lenken, oder doch wenigſtens ſo zu erklären, daß ſie auf beiden Seiten nichts beweiſen. Ich darf dieſes Syſtem nicht weitläufig auseinander ſetzen, denn es iſt durch die Streitſchriften, die in unſern Tagen häufig darüber erſcheinen, bekannt genug; aber meine Abſicht erfordert, daß ich Ihnen auch über dieſe Religionspartei meine Meinung eröffne.

Ich laſſe mich zuvörderſt in dieſen Punkt nicht ein, zu unterſuchen, ob die ſtreitigen Stellen des N. T. von dieſen Leh-

rern oder von ihren Widerſachern richtiger erklärt werden. Wenn ich in meiner Einfalt leſe, ſo ſcheint mir zwar der natürliche Sinn der Worte ſich auf die Seite der Athanaſier zu neigen. Allein ich habe mich ſchon erklärt, daß exegetiſche Unterſuchungen meine Sache nicht ſind. In Abſehung des N. T. traue ich meiner Einſicht noch weit weniger, da mir die Grundſprache nicht bekannt genug iſt, und ich auch niemals den Beruf gehabt, die Schriften des N. T. mit großem Fleiße zu ſtudiren.

Dieſes bei Seite geſetzt, muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß mir dieſe Religionspartei mehr zum Judenthume, als zu der wirklich herrſchenden chriſtlichen Religion zu gehören ſcheint. Von welcher Seite ich dieſe Glaubenslehre betrachte, ſo ſtimmt ſie mit den weſentlichen Artikeln des Judenthums weit mehr überein, als mit den Grundwahrheiten des chriſtlichen Glaubens, wie ſie in den mehrſten Schriften und Schulen öffentlich gelehrt werden.

Daß ein Menſch von Gott den außerordentlichen Beruf gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzuſetzen, kann ich mir als Jude gar wohl gefallen laſſen. Ich ſetze den einzigen Umſtand hinzu, daß dieſer Beruf nur die übrigen Nationen hat angehen können, daß er ſich aber nicht zugleich dahin hat erſtrecken können, die jüdiſche Nation von ihrer Verbindlichkeit zu den moſaiſchen Geſetzen loszuſprechen, und hiervon habe ich meine Gründe im Vorhergehenden angeführt. Von dem Gegentheile können die Lehrer dieſer Partei wenigſtens nicht verſichert ſein, da ihr Religionsſtifter nirgends mit ausdrücklichen Worten geſagt, daß er den Beruf habe, die Juden von den moſaiſchen Geſetzen loszuſprechen. Was aber die übrigen Völker betrifft, ſo habe ich zu verſchiedenen Malen ſchon angezeigt, daß ſie nach den Grundſätzen der jüdiſchen Religion von Gott angewieſen ſind, ſich an das Geſetz der Natur zu halten. Dieſer außerordentliche Menſch war ein Prophet. Auch Dieſes widerſpricht der jüdiſchen Religion nicht. Wenn er nichts gelehrt, das den Worten Gottes und der Vernunft zuwider iſt, ſo mag man ihn für einen Propheten halten. Ob er größer oder kleiner als Moſes geweſen, iſt wol auf beiden Seiten kein Glaubensartikel. Unſere Rabinen lehren, daß zwar unter den Juden kein Prophet gelebt, der größer als Moſes geweſen, daher es im 5. B. M. heißt: und es ſtund hinfort kein Prophet auf in Iſrael wie Moſes; daß aber unter andern Nationen gar wohl Pro-

pheten haben entstehen können, die Mosen gleich kommen. Um dieses Punktes willen werden wir wenigstens keinen verdammen, und wir hoffen von den Unitariern ähnliche Billigkeit.

Dieser Prophet hat den außerordentlichen Beruf gehabt, die Menschen von ihrer ewigen Glückseligkeit zu versichern. — O wir glauben, daß alle Propheten das A. T., daß auch viele von unsern Lehrern in spätern Zeiten den außerordentlichen Beruf gehabt, den Menschen unaufhörlich zuzurufen, daß sie unsterblich sind, und daß Tugend und Gottesfurcht der Weg zur ewigen Glückseligkeit sei. Diese dem Menschen so heilsame Lehre ist einer von unsern Glaubensartikeln, ist die Grundlage unsrer Religion, die Schriften des A. T., das Buch Hiob, das wenigstens so alt ist, als die Bücher Moses, die Psalmen Davids, alle Propheten, alle talmudischen Bücher sind voll von dieser Lehre, und eine unsägliche Menge von Gebräuchen und Ceremonien, die bei uns in Uebung sind, zielen dahin ab, uns an diese Wahrheit unaufhörlich zu erinnern. Kann es uns zuwider sein, wenn Menschen glauben, Gott habe noch andere Anstalten gemacht, sie von diesen großen Wahrheiten zu versichern, oder kann es diesen Menschen zuwider sein, wenn wir die Wahrheiten selbst von ganzem Herzen annehmen, und aus andern Gründen davon versichert sind, aber in die außerordentlichen Anstalten, die Gott ihrer Meinung nach vorgekehrt haben soll, noch einige Zweifel setzen? O lasset uns nur in den Sätzen selbst übereinstimmen; der Streit, ob wir sie diesem, oder jenem Lehrer zu verdanken haben, kann auf unsere Glückseligkeit keinen wichtigen Einfluß haben. Wenn wir mit den Unitariern darin übereinstimmen, daß die Seelen der Menschen unsterblich sind, und daß Gott in jener Zukunft die Tugend belohne und das Laster bestrafe; so liegt an dem geringfügigen Unterschiede gewiß so viel eben nicht, daß wir solches auf das Zeugniß der Propheten des A. T. und der Rabbinen, sie hingegen auf das Zeugniß des N. T. annehmen. In den übrigen Glaubensartikeln stimmen wir mit den Unitariern noch sichtbarer überein, den einzigen Punkt etwa ausgenommen, daß wir noch einen zukünftigen Messias erwarten, der den Beruf haben wird, unsere Nation herzustellen, und von aller politischen Unterdrückung zu befreien, und daß alsdann alle Nationen sich vereinigen werden, den einzigen wahren Gott anzubeten. — Diese Sätze können

von jener Religionspartei nicht ſonderlich gemisbilligt werden und ich kenne viele verehrungswerthe Mitglieder derſelben, die ſie annehmen.

Hingegen werde ich der Mühe überhoben ſein können, die Lehre der Unitarier mit der Lehre der Athanaſier zu vergleichen. Es iſt offenbar, daß ſie in den weſentlichſten Punkten der Religion, in der Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften, von der Erbſünde, von dem Mitleramte, von der Genugthuung, von der Ewigkeit der Höllenſtrafen u. ſ. w. ſo weit von einander abgehen, als irgend zwo ganz verſchiedene Religionen von einander abgehen können. Wenn ſie auch einige Wörter und Redensarten beibehalten, welche in den angeführten Glaubenslehren eine Art von Uebereinſtimmung mit der herrſchenden Kirche anzuzeigen ſcheinen, ſo geben ſie doch dieſen Worten einen ſolchen Sinn, wodurch ſie dieſe Uebereinſtimmung völlig wieder aufheben. Sie bedienen ſich derſelben Zeichen, aber ſie verbinden mit dieſen Zeichen ganz andere Begriffe. Einige haben angefangen, auch in den Zeichen kleine Veränderungen zu wagen, ſie ſind aber von dem Eifer der ſich nennenden Rechtgläubigen abgeſchreckt worden, weiter zu gehen.

Um aber die Parallele zwiſchen dem Judenthum und der Religion der unitariſchen Chriſten vollends auszuführen, verdient auch das Schickſal ihrer beiderſeitigen Anhänger in Vergleichung gebracht zu werden. Die Juden haben ſich allezeit unerſchrocken zu ihrem Glauben bekannt. Unerſchüttert ſind ſie da ſtehen geblieben, wo ſie die Wahrheit haben zu finden geglaubt, und haben Alles über ſich ergehen laſſen, was der Muthwillen der Menſchen nur erfinden kann, ihre Nebenmenſchen zu martern, ohne anders zu reden, als ihre Ueberzeugung mit ſich brachte. Es ſei fern, daß ich der jetzigen erleuchteten Chriſtenheit die blutigen Verfolgungen vorwerfen wollte, die in jenen barbariſchen Zeiten über meine Glaubensgenoſſen verhängt worden ſind. Es würde unrecht ſein, einer aufgeklärten Nation die Grauſamkeit anzurechnen, die ihre Vorfahren in dunkeln und ungeſitteten Zeiten ausgeübt, und die von ihnen ſelbſt verabſcheut werden. Aber haben denn die blutdürſtigen Verfolgungen es je dahin bringen können, daß die Geplagten wider ihr Gewiſſen gehandelt, und ſich äußerlich zu einem Glauben bekannt hätten, den ſie im Herzen nicht annehmen konnten? Die in Spanien und Portugal ihrem harten Schickſal untergelegen, und ſich mit dem Munde zu dem Glauben ihrer Verfolger bekannt, kommen, in Verglei-

chung mit der großen Menge, die Schlachtopfer ihres Gewiſſens geworden ſind, in keine ſonderliche Betrachtung, und man weiß mit welcher hartnäckigen Unbiegſamkeit die Kindeskinder jener Schwachen noch täglich allen Gefahren trotzen, und das äußerſte Elend wählen, um zu der Religion zurückzukehren, die ihre furchtſamen Vorfahren mit dem Munde verleugnet haben.

Man kennt einige heldenmüthige Schriftſteller, die es den verfolgten Juden der vorigen Zeiten zur Niederträchtigkeit anrechnen, daß ſie ſich ohne den mindeſten Widerſtand, wie das Schlachtvieh, haben niedermetzeln laſſen. Ich kann dieſer Beſchuldigung nichts als folgende Frage entgegenſetzen. Zeigt Der keinen Muth, der lieber in den ſchmählichſten Tod gehet, als mit dem Munde einige Worte ſpricht, die ihn ſeinem Verfolger an die Seite ſetzen würden? Kann Derjenige niederträchtig ſein, der ſich lieber von den Händen eines Wüthrichs zerfleiſchen, als zum Verräther ſeines Gewiſſens machen laſſen will? Der feurige Muth eines Menſchen, der die Rechte der Menſchlichkeit vertheidigt, und ihrem Verächter Widerſtand entgegenſetzt, hat ſeinen großen Werth, aber jener unbezwingliche Sinn, der nicht körperliche Kräfte genug fühlet, das Unrecht von ſich abzuwenden, aber ſtandhaft genug iſt, dem Tode ſtarr in die Augen zu ſehen, den er durch Heuchelei beſänftigen könnte, wollen wir ihn, der geſunden Vernunft zum Trotz, Feigheit nennen? Dem Allerhöchſten ſei gedankt, daß dieſe unmenſchlichen Auftritte, wenigſtens in einem großen Theil des geſitteten Europa vorüber ſind. Der Geiſt der blutigen Verfolgung ſcheint nach und nach von dieſem Welttheile zu verſchwinden, und die Menſchen fangen an einzuſehen, daß der Gott der Liebe ſie nicht durch die Religion zu Henkern ihrer Nebenmenſchen hat machen wollen. Hat aber deswegen der Geiſt der bürgerlichen Verfolgung aufgehört, der die Schwächeren zwar leben läßt, aber aller Wohlthaten der Menſchlichkeit beraubt, die das Leben angenehm machen?

O ihr meine Nebenmenſchen, die ihr Kinder eines andern Glaubens ſeid, bedenket, daß das Leben einen ſehr geringen Werth hat, wenn es nicht mit allen Rechten und Vorzügen des geſelligen Menſchen verbunden iſt. Schmach und die äußerſte Verachtung ſind Demjenigen, der ſie nicht verdient, zuweilen härter als der Tod, und dieſe folgen einem Bekenner des Judenthums auf allen Tritten nach. Von aller bürgerlichen Ehre entfernt, und zur niedrigſten der Stufen hinabgeſtoßen, die die Stände des

geſitteten Lebens unterſcheiden, können wir die Talente und Fähigkeiten, die uns die milde Natur in ſo reichem Maaße als ihren übrigen Kindern gegeben, weder ausbilden noch anwenden, noch zu unſrer Nebenmenſchen Beſten recht gebrauchen. Wo die liebreichſte Toleranz herrſcht, da wird ſie in Anſehung unſrer am Wenigſten ausgeübt. Wo Künſte und Wiſſenſchaften blühen, müſſen wir in Barbarei zurück bleiben. Man ſuchet die Staaten zu bevölkern, und wir allein werden eingeſchränkt, damit wir uns nicht vermehren. Man thut alles Mögliche, uns zu unnützen Bürgern zu machen, und man wirft uns vor, daß wir nicht nützlich genug ſind. Wer die Zunge oder die Feder rühren kann, borgt ſie zur Verſpottung eines Volkes, das man durch alle mögliche Anſtalten hat verächtlich zu machen geſucht. Alle dieſe Erniedrigungen ertragen wir mit der ſtandhafteſten Geduld, und wohl uns! daß wir ihrer überhoben ſein könnten, wenn es möglich wäre — zu heucheln. Setzet hinzu die eingeſchränkteſten Mittel des Erwerbs, und die vielerlei Auflagen und Steuern, die wir blos für unſeren Glauben zu entrichten haben. Setzet hinzu die in einigen Staaten noch nicht ungewöhnlichen Austreibungen und andere Kränkungen, die man ſich in den geſittetſten Staaten noch gegen meine Glaubensgenoſſen erlaubt.

In der That, wäre es nicht die Liebe zu der Religion unſrer Väter, die wir im Herzen für wahr halten, und mit dem Munde nicht verleugnen wollen, was könnte uns abhalten, durch ein falſches Bekenntniß uns und unſre Nachkommen allen Denen gleich zu machen, die uns itzt ſo ſchnöde verachten. Die Mittel uns aller dieſer Schmach zu überheben, und was das Zeitliche betrifft, aus dem Elende in die glänzendſten Glücksumſtände zu verſetzen, ſind ſo ſchwer nicht. Es kömmt nicht darauf an, eine Lehre, die wir nicht glauben *können*, im Ernſte anzunehmen; wir dürfen nur gewiſſenlos ſein, und mit dem Munde nachſprechen. Wir ſehen dieſe Mittel gar wohl, und ſie werden uns von allen Seiten liebreich angeboten, aber die Liebe zu der Religion unſrer Väter — ſie iſt ſtärker als Tod und Elend. Die Unitarier hingegen haben, was die äußeren Umſtände betrifft, ein weit günſtigeres Schickſal. Sie genießen mit den Anhängern der herrſchenden Religion alle zeitlichen Vortheile, die mit dem Bekenntniß dieſes Glaubens verbunden ſind; da ſie ſowol als die Athanaſier das N. T. als ein Werk göttlicher Eingebung, und Jeſum von Nazareth für den wahren Meſſias halten, ſo fanden ſie für gut,

den Namen Chriſten (d. i. Anhänger des Meſſias) beizubehalten. Ob ſie gleich in derſelben Schrift ganz andere Lehren finden, und von dem Worte göttliche Eingebung ſelbſt andere Begriffe haben als die Anhänger des Athanaſius, obgleich der Meſſias ſelbſt, den ſie erkennen, von Jenen als eine Perſon der Gottheit angebetet und von Dieſen nur als menſchlicher Prophet verehrt wird, ſo hielten es doch die Unitarier nicht für rathſam, vielleicht nicht für nöthig, den Namen Chriſten (משיחיים) der es unbeſtimmt läßt, ob man einen Gott oder einen Menſchen für Dieſen משיח erkennt, abzuändern. Ihre Religion legt ihnen übrigens keine Gebräuche und gottesdienſtliche Uebungen auf, dadurch ſie ſich etwa von ihren Brüdern, wie wir, unterſcheiden müßten. Das Aeußerliche ihrer Religion hat nicht das geringſte Unterſcheidungszeichen, und da das Volk, welches Ehre und Schande nach ſeiner Einſicht ausſpendet, nur das Aeußerliche kennet, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie von dieſer Seite ſich nicht zu beklagen haben werden.

Mit ihren heterodoxen Lehren halten ſie größtentheils an ſich, oder ſuchen ſie nur insgeheim auszubreiten. Was etwa davon bekannt gemacht wird, das hat immer noch den Worten nach einen Schein der Conformität mit den Lehren der herrſchenden Religion, wodurch ſie alles Aergerniß und einen nicht geringen Theil der Gefahren vermeiden, die mit Neuerungen verbunden ſind. Der gemeine Mann begnügt ſich an dieſer äußeren Schaale, und der Scharfſichtige, der bis auf den Kern durchſieht, iſt entweder ein duldender Menſchenfreund, oder es entſtehet ein Schulgezänke, das Gottlob! in unſern Tagen nicht ſo leicht Menſchenblut koſtet.

Wenn ein Unitarier mich aufforderte, über Religionspunkte mit ihm zu ſtreiten, ſo würde ich ihm ins Ohr ſagen: Freund, ich bin Der nicht, den du ſucheſt. Da du dich in den weſentlichen Religionspunkten der Glaubenslehre meiner Väter ſo merklich genähert haſt, ſo laß uns über unwichtige Nebenpunkte keine Streitübung anſtellen, die nur die Zuſchauer beluſtigen würde. Ich habe überhaupt keinen Beruf, über Religionsſachen zu ſtreiten. Glaubſt du aber, daß Dieſes deine Pflicht ſei, ſo ſuche dir einen wichtigern Gegner, der in den Hauptgrundſätzen des Glaubens von dir abgehet, Jenen ſuche von dem Ungrunde ſeiner Meinungen zu überführen, oder dich überführen zu laſſen. Wenn Religionsirrthümer Verdammniß nach ſich ziehen könnten,

und wo ich nicht irre, iſt Dieſes die Meinung, worin ihr am meiſten übereinkommet, ſo iſt die Pflicht deſto dringender, auch einander von dem wahren Glauben zu überführen. Nach meiner Religion könnet ihr beide Kinder der ewigen Glückſeligkeit werden, wenn ihr die heiligen Geſetze der Tugend beobachtet. Die Unitarier müſſen wir faſt als Glaubensbrüder betrachten, und haben um ſo weniger Recht, ſie im Herzen zu verdammen, wenn auch der Geiſt der Verdammung unſrer Religion eigen wäre. Wenn ſie von ihrer Seite billig ſind, ſo können die noch ſtreitigen Punkte zwiſchen uns immer dahingeſtellt bleiben. Weder die Tugend noch die Wahrheit kann dabei verlieren. Was dürfen wir alſo ſtreiten?

Manaſſeh Ben Iſrael

Rettung der Juden.

(Im Original gedruckt im Jahre 1656.)

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Nebſt einer Vorrede.

Vorrede.

Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Theil hatte entweder für beide keinen Sinn oder stützte sich auf die leider allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Theil, an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung sowol, als die Liebe, vom stärkern Theile die ersten Schritte fordert. Dieser muß sich seiner Ueberlegenheit entäußern und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen und erwiedern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkern, den ersten Antrag zu thun, die Arme auszustrecken, und, wie August zu rufen: Laß uns Freunde sein! — Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging bloß auf die drei im römischen Reiche begünstigte Religionsparteien, und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht

oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euern Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müßten wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden, sondern auch an allen Rechten und Pflichten der Menschheit Theil nehmen lassen; und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. — Der Fragmentist war, so viel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten forderte. Lessing und Dohm, Jener als philosophischer Dichter*), und Dieser als philosophischer Staatskundiger**), haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht und ein bewundernswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weitumfassenden Wirkungskreise gemäß, einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, und nunmehr zu Werke schreitet.

Von den Cabineten der Großen, und von Allem, was auf dieselben Einfluß hat, bin ich allzuweit entfernt, um an diesem großen Geschäfte auch nur den mindesten Theil nehmen, und mitwirken zu können. Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Scepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maaßgabe meiner Kräfte Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Umgange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher bloß auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind. In dieser dunkeln Ferne stehe ich

*) Nathan der Weise.
**) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

noch da, und erwarte mit kindlicher Sehnsucht, was die allweise und allgütige Vorsehung aus diesem Allen will werden lassen.

Unterdessen mache ich mir das Vergnügen, mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menschenfreund hat, die bürgerliche Aufnahme meiner Mitbrüder zu begünstigen, über die mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei finden, und vielleicht zum Theil von Seiten der zu bildenden Nation selbst in den Weg gelegt werden dürften, und diese mit den Vortheilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingeborenen Colonisten zu seinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen. — Als philosophisch-politischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft, und nur eine sehr geringe Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist, weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie zu schreiben; er führt bloß die Sache der Menschheit, und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren. Der Weltweise aus dem achtzehnten Jahrhundert hat sich über den Unterschied der Lehren und Meinungen hinweggesetzt, und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Man vergleiche mit Diesem, was ein Rabbiner des siebzehnten Jahrhunderts, der die Sache seiner Nation vor den Augen des englischen Parlaments führt, zu ihrer Vertheidigung vorbringt, und durch welche Gründe er die Nation bewegt, seine Mitbrüder in England aufzunehmen. Man weiß, daß die Juden zu Eduard's I. Zeiten aus England verjagt worden sind, und nicht eher als unter Cromwel die Freiheit erhielten, wieder dahin zu kommen. R. Manasseh war es, der ihnen diese auswirkte. Er war ein Mann von vieler rabbinischer Gelehrsamkeit und auch andern Wissenschaften, und von einem sehr brennenden Eifer für das Wohl seiner Mitbrüder. Er erhielt zu Amsterdam, allwo er als Chacam der portugiesischen Judenschaft lebte, die nöthigen Reisepässe, und ging in Begleitung einiger seiner Nation nach London, um die Sache seines Volks bei dem Protector, bei dem er wohl gelitten war, und bei dem Parlamente zu unterstützen. Er fand aber mehr Schwierigkeit, als er sich vorstellte, und diesen Aufsatz schrieb er zu einer Zeit, da er die Hoffnung, in seinem Geschäfte glücklich zu sein, fast

aufgegeben hatte. Endlich aber gelang es ihm dennoch, und die Juden wurden unter leidlichen Bedingungen wieder aufgenommen. Dieſer Brief des R. Manaſſeh findet ſich in einer periodiſchen Sammlung verſchiedener Aufſätze, die im Jahre 1708 unter dem Titel: The Phenix, or Revival of scarce and valuable Pieces, no where to be found but in the Closets of the Courious, zu London in Octav herausgekommen iſt. Um eben dieſelbe Zeit ſchrieb auch ein gewiſſer Edward Nicholas: Apologia por los Judios, und Toland ſoll auch zu ihrer Vertheidigung geſchrieben haben. Die Schrift des Rabbi hat mir jetzt, da ſo viel und mancherlei von und über die Juden geſprochen wird, der Ueberſetzung nicht unwerth geſchienen.

Merkwürdig iſt es, zu ſehen, wie das Vorurtheil die Geſtalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken, und unſerer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen. In jenen abergläubiſchen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen ſchänden; Crucifixe, die wir durchſtechen und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beſchneiden und zur Augenweide zerfetzen; Chriſtenblut, das wir zur Oſterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. ſ. w.; Unglaube, Verſtocktheit, geheime Künſte und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unſeres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden ſind. — Jetzt haben die Zeiten ſich geändert, die Verleumdungen machen den erwünſchten Eindruck nicht mehr. Jetzt iſt es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moraliſchem Gefühle, Geſchmack und feinen Sitten, Unfähigkeit zu Künſten, Wiſſenſchaften und nützlichen Gewerben, hauptſächlich zu Dienſten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Geſetzloſigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beſchuldigungen getreten ſind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuſchließen, und aus dem mütterlichen Schoße des Staates zu verſtoßen. Vormals gab man ſich um uns alle erſinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, ſondern zu Chriſten zu machen, und da wir ſo hartnäckig und verſtockt waren, uns nicht bekehren zu laſſen, ſo war dieſes Grundes genug, uns als eine unnütze Laſt der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheuſale alle Gräuel anzudichten, die ihn dem Haſſe und der Verachtung aller Menſchen bloß ſtellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer

nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässigt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unserer ferneren Unterdrückung. Man bindet uns die Hände, und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen.

Mit Recht hat Dohm jene unmenschlichen Anklagen der Juden, die die Merkmale der Zeiten und der Mönchszellen an sich tragen, in denen sie ausgeheckt worden, kaum einer flüchtigen Berührung gewürdigt. In den Augen der Leser, für die ein Dohm schreibt, können diese barbarischen Beschuldigungen keinen Glauben finden, keiner ernsthaften Widerlegung bedürfen. Er hat sich also bloß darauf eingeschränkt, diese der Cultur und verbesserungsreichen Zeiten angemesseneren Beschuldigungen zu bestreiten, und dem philosophischen Vorurtheile philosophische Gründlichkeit entgegen zu setzen. Indessen hat doch die Vernunft und der Forschungsgeist unseres Jahrhunderts noch bei Weitem nicht alle Spuren der Barbarei in der Geschichte vertreten. Manche Legende der damaligen Zeit hat sich erhalten, weil noch Niemanden eingefallen ist, sie in Zweifel zu ziehen. Manche sind mit so gewichtigen Autoritäten belegt, daß nicht Jeder die Stirn hat, sie geradezu für Legende und Verleumdung zu halten. Andere haben sich den Folgen nach noch immer erhalten, obgleich sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt ist die Verleumdung von so giftiger Art, daß sie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt, und allgemein anerkannt wird. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wird noch jetzt kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelassen, aus Beisorge, er möchte einem Christenkinde nachstellen, oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern. Wem wohnt nicht aus der brandenburgischen Geschichte bei, daß der Kurfürst Joachim II. von seinem Leibarzte, dem Juden Lippold vergiftet worden sei? — Dieses ward so oft gesagt und von den Chronikschreibern wiederholt, daß der vernünftigste Mann die Authenticität davon voraussetzen und die Geschichtssache für wahr halten mußte. Dank sei es dem Untersuchungsgeiste des Herrn Leibmedicus

Möhsen's*), der der Legende dennoch auf die Spur gekommen ist. An der ganzen Geschichte hat sich weiter nichts wahr befunden, als daß Kurfürst Joachim II. gestorben, und daß ein Jude damals Lippold geheißen. Uebrigens war Lippold kein Arzt, und der Kurfürst ist nichts weniger als vergiftet worden, wie Herr Möhsen mit Beweisen belegt, die über alle Bedenklichkeit hinweg sind. Lippold war des Kurfürsten Kammerdiener und Münzmeister; zwei Bedienungen am Hofe, die einem Juden selten viele Freunde gewinnen. Der Kurfürst starb, wie alle Urkunden und Originalprotokolle einstimmig aussagen, an einem offenen Schaden am Fuße, davon der Ausfluß durch eine plötzliche Erkältung gehemmt worden. Der Kammerdiener und Münzmeister wurde der Untreue in seinen Rechnungen beschuldigt und in Verhaft genommen. Als die Untersuchung aber hierin seine Unschuld bewies, und seine Loslassung nicht länger aufgeschoben werden konnte, nahm man zu ganz anderen Klagen seine Zuflucht. Einige von der Bürgerwache wollten gehört haben, wie die Frau des Lippold in einem Zanke, den sie mit ihm gehabt, zu ihm in der Bosheit gesagt: „Wenn der Kurfürst wüßte, was du für ein böser Schelm bist, und was du für Bubenstücke mit deinem Zauberbuche kannst, so würdest du schon längst kalt sein," und Lippold wurde den Criminalrichtern übergeben. Sehr richtig ist, was Herr Möhsen bei dieser Gelegenheit zur Entschuldigung der Regenten der damaligen Zeiten bemerkt: „Die Fürsten hielten sich zu der Zeit gesichert, daß sie ihrer Regentenpflicht ein Genüge geleistet, wenn sie die Anklagen und Untersuchungen rechtsverständigen Räthen überließen, und diese glaubten nach den Gesetzen zu verfahren, wenn sie die Buchstaben des Gesetzes erfüllten;" auf solche Weise sind freilich barbarische Gesetze weit schädlicher, als gar keine Gesetze. Lippold ward, nach Kaiser Karl's V. Halsgerichtsordnung §. 44. dem Henker übergeben, der ihn peinlich verhören sollte, und Meister Balzer, der Scharfrichter, machte seine Sache so gut, daß der Delinquent Alles eingestand, was man von ihm wissen wollte. Er hatte durch Zauberei die Gunst des Fürsten zu gewinnen gewußt, und ihn am Ende vergiftet. Er weigerte sich zwar, dieses Bekenntniß öffentlich zu wiederholen, allein auch dazu wußte ihn sein peinlicher Halsrichter zu

*) Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, S. 513. u. f

bringen: „Er ward hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt, und auf dem neuen Markte zu Berlin, auf einem dazu erbauten Gerüste, an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert, in vier Stücke zerhauen, und das Eingeweide nebst dem Zauberbuche verbrannt.“ Eine große Maus*), die unter dem Gerüste hervorkam, und in welcher Niemand den Zauberteufel verkennen konnte, benahm den Zuschauern allen Ueberrest des Zweifels, daß dem Verurtheilten Recht geschehen. Diese Verbrechen des Lippold's hatten, wie Herr Möhsen weiter erzählt, auf das Schicksal der ganzen Judenschaft in der Mark einen großen Einfluß. Sie wurden angeklagt und nach Urtheil und Recht verdammt. „Sie mußten ihre Güter verkaufen, den Gerichten die Inventarien, Untersuchungskosten nnd Abzugsgelder bezahlen, und das Land räumen.“ — Und so war die Nachricht von Hand zu Hand überliefert, und erhielt sich noch in unseren erleuchteten Tagen, die Juden haben den Kurfürsten Joachim II. vergiftet, seien dessen überführt, und zur Strafe aus dem Lande gejagt worden.

Und selbst die Aufklärung unsrer besseren Tage erstreckt sich noch lange so weit nicht, daß diese gröberen Anklagen gänzlich ohne Wirkung sein sollten. Es ist nicht lange her, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christenkind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, nach der dasigen Halsgerichtsordnung gemartert. Ich verschone das menschliche Gefühl meiner Leser mit der umständlichen Erzählung dieser Martern. Sie waren die schrecklichsten, die sich die Barbarei je erlaubt hat. Allein die Geplagten waren standhaft genug, kein Bekenntniß von sich erpressen zu lassen, ob sie gleich so lange gepeinigt wurden, bis sie unter den Händen der Furien den Geist aufgaben. — Barmherziger Gott! und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos, als ich und meine Leser es sind. — Die Gemeinde zu Posen hat noch jetzt an den unerschwinglichen Summen zu bezahlen, die sie damals aufnehmen mußte, theils Gerichtskosten zu bezahlen, theils schrecklichere Uebel von

*) Herr Möhsen führt seine Gewährsmänner an, die diesen wichtigen Umstand der Nachwelt aufbehalten haben.

ſich abzuwenden. Noch vor wenigen Jahren würde dieſelbe Geſchichte in der Gegend von Warſchau wiederholt worden ſein, hätten nicht der weiſe König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glücke den Lauf der daſigen Gerechtigkeit noch ſo lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen. — Ich habe ſo manche einſichtsvolle und ſonſt nicht unbillig denkende Chriſten aus Polen und andern katholiſchen Ländern geſprochen, die ſich noch immer von dieſem Vorurtheile wider meine Mitbrüder nicht völlig losmachen konnten. Sie beriefen ſich immer auf die geſetzmäßige Form, nach welcher Proceſſe dieſer Art ſo oft geführt worden ſind, auf die Unbeſcholtenheit der Richter, die ſie geführt haben, und auf das Bekenntniß der Verurtheilten, das öfters den Umſtänden allzu angemeſſen ſein und mit den übrigen Ausſagen übereinſtimmen ſoll, als daß es eine bloße Erdichtung, die ihnen die Marter eingegeben, geweſen ſein könnte. Solche aufrichtige Gemüther können vielleicht durch die Gründe des Rabbi Manaſſeh, und noch mehr durch den ſchrecklichen Reinigungseid, den er im Namen des ganzen Judenthums ablegt, und den ich mit reinem Gewiſſen hier nachſpreche, auf beſſere Gedanken gebracht werden. Denn die wichtige Wahrheit kann nicht genug eingeſchärft werden, daß barbariſche Geſetze deſto ſchrecklichere Folgen haben, je geſetzmäßiger das Verfahren iſt, und je ſtrenger die Richter nach dem Buchſtaben urtheilen. Unweiſe Geſetze können nur durch Abweichungen, ſo wie Rechnungsfehler nur durch andere Rechnungsfehler wieder gut gemacht werden. Calas und Waſer ſind vielleicht von unbeſcholtenen Richtern, nach einer ſehr geſetzlichen Form, hingerichtet worden.

Indeſſen ſind alle Gründe und Eidſchwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will, wenn ſich Nebenabſichten der Ueberführung widerſetzen, oder wenn das Gemüth ſo ſehr von Vorurtheilen befangen iſt, daß man den Gegengründen nicht die erforderliche Aufmerkſamkeit zuwenden mag. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchſchneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es ſaugt ſolche allenfalls aus der Luft. Hat nicht ein Recenſent in den göttingen'ſchen Anzeigen, bei Gelegenheit der Dohm'ſchen Schrift, Beſchuldigungen wider uns wahrlich wie aus der Luft gegriffen, die man keinem Schriftſteller unſeres Jahrhunderts, am Wenigſten, einem in dieſem wahren Sitze der Muſen lebenden Gelehrten zutrauen

sollte? — Er trägt sogar kein Bedenken, uns jetzt lebenden Israeliten die Unart vorzuwerfen und anzurechnen, deren sich unsere Vorfahren in der Wüste schuldig gemacht haben, ohne zu bedenken, daß aller der gerügten Untugend ungeachtet, der gesetzgebende Gott unsrer Väter, oder, wie die Modesprache lieber will, der Gesetzgeber Moses, es gleichwol möglich gefunden, diesen rohen Haufen zu einer ordentlichen, blühenden Nation umzubilden, die erhabene Gesetze und Verfassung, weise Regenten, Feldherren, Richter und glückliche Bürger aufzuweisen hat; ja ohne in sich zu gehen und zu bedenken, was wol seine eigenen Vorfahren, in nördlichen Einöden, um eben diese Zeit für Cultur gehabt haben mögen, aus denen doch heutiges Tages Recensenten in göttingen'schen Anzeigen entsprungen sind. — Mit einem Worte, Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst, denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör.

Wenn aber auch alle Vernunftgründe sich vereinigen, den Juden an den Rechten der Menschheit gleichen Antheil zuzusprechen, so wird dadurch nicht eingeräumt, daß sie in ihrer jetzigen dürftigen Verfassung dem Staate nicht nützlich, oder daß ihre Vermehrung demselben wol gar schädlich werden könnte. Auch hierüber verdienen die Gründe des Manasseh in folgender Schrift in Erwägung gezogen zu werden, der doch zu seiner Zeit nichts Anderes, als eine sehr eingeschränkte Aufnahme in England, für seine Mitbrüder suchen konnte. Holland allein gibt ein Beispiel, das hierüber allen Zweifel benehmen kann. Noch niemals hat man sich daselbst über die Vermehrung der Juden beklagt, obgleich die Erwerbungsmittel ihnen daselbst eben so kärglich zugezählt, und ihre Freiheiten fast so eingeschränkt sind, als in mancher Provinz Deutschlands. — „Ja", spricht man, „Holland macht hier eine Ausnahme; denn es ist ein handelnder Staat, der also der handelnden Menschen nicht zu viel haben kann." — Gut! Ich möchte aber wissen, ob die Handlung daselbst die Menschen, oder nicht vielmehr die Menschen die Handlung herbeigelockt haben? Wie geht es zu, daß so manche Stadt in Brabant und den Niederlanden, bei eben derselben, und vielleicht noch vorzüglichern Gelegenheit zur Handlung, der Stadt Amsterdam dennoch so sehr nachsteht? Warum drängen sich hier auf einem unfruchtbaren Boden, ja in einem von Natur unbewohnbaren Moraste, die Menschen so zusammen, bilden den öden Sumpf, durch Fleiß und Kunst, in einen Garten Gottes um, und er-

finden sich Hülfsquellen zur glücklichen Subsistenz, über die wir erstaunen müssen? Nichts als Freiheit, Milde der Regierung, Billigkeit der Gesetze, und die offenen Arme, mit welchen sie die Menschen aller Art, und Kleidung, Meinung, Sitte, Gebrauch und Religion aufnehmen und schützen, und machen lassen; nichts als diese Vorzüge sind es, die in Holland den fast überreichen Segen, die Fülle des Guten hervorgebracht, darum es so sehr beneidet wird.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich, Menschen, die in einem Lande nicht zu gebrauchen sind, Dieses ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich sein; können so oder anders beschäftigt, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigene mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kann die geringsten, nutzlos scheinendsten seiner Bewohner, ohne empfindlichen Nachtheil entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar. Herr Dohm hat zwar im Eingange seiner Schrift versucht, den Punkt festzusetzen, den die Volksmenge in einem Lande nicht überschreiten darf, ohne das Land zu überfüllen, und schädlich zu werden; mich dünkt aber, daß ein Gesetzgeber unter keinerlei Bedingung hierauf im Mindesten Rücksicht zu nehmen habe; sicherlich gereicht jede Anstalt, die man dem Anwachs der Menschenmenge entgegensetzt, jede Maaßregel, die man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, der Cultur der Einwohner, der Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseligkeit zu weit größerem Nachtheile, als die zu besorgende Ueberfüllung. Man verlasse sich hierin auf die weise Einrichtung der Natur. Man lasse ihr ihren Lauf und lege ihr durch unzeitige Geschäftigkeit nur keine Hindernisse in den Weg. Die Menschen eilen dahin, wo sie ihr Auskommen finden; sie vermehren sich und drängen sich zusammen, wo ihre Thätigkeit freien Spielraum findet; die Bevölkerung nimmt zu, so lange das Genie neue Erwerbungsmittel entdecken kann. Sobald die Quellen erschöpft sind, stehn sie von selbst stille, und wenn ihr das Gefäß von der einen Seite überfüllet, so läßt es von der andern Seite den Ueberfluß von selbst auslaufen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß der Fall sich nie zuträgt, und daß niemals eine Ausleerung, oder Auswanderung des Volkes geschehen, daran nicht die Gesetze oder ihre Handhabung Schuld gewesen. So oft Menschen in irgend einer

Verfaſſung Menſchen ſchädlich werden, liegt es bloß an den Geſetzen oder an ihren Verweſern.

In einigen neuern Schriften findet man den Einwurf wiederholt, „die Juden bringen nichts hervor; ſie ſind in ihrer jetzigen Verfaſſung weder Landbauer, noch Künſtler und Handwerker, helfen alſo der Natur nicht in ihrem Hervorbringen, und geben auch ihren Producten keine andere Form; ſondern tragen und verſetzen bloß die rohen oder verbeſſerten Erzeugniſſe der Länder von einem Orte an den andern. Sie ſind alſo lediglich Verzehrer, die den Erzeugern zur Laſt fallen müſſen.“ Ja, ein großer, ſonſt einſichtsvoller Kopf hat letzthin*) laut über den Mißbrauch geklagt, daß der Hervorbringer ſo viele Zwiſchenhände zu verſorgen, ſo viele unnütze Mäuler zu ernähren habe! Der geſunde Menſchenverſtand, meint er, lehre ſchon, daß die Producte der Natur und der Kunſt vertheuert werden müſſen, je mehr Zwiſchenkäufer dazu kommen, die ſolche nicht vermehren und doch erhalten werden, alſo an denſelben Antheil nehmen wollen. Er ertheilet alſo den Staaten den Rath und die wohlmeinende Warnung, entweder die Juden nicht zu dulden, oder ihnen Landbau und Handwerke zu erlauben.

Das Reſultat mag herzlich gut gemeint ſein, aber die Gründe ſind ſchwach, die dem Verfaſſer ſo einleuchtend und unwiderlegbar ſcheinen. Was heißt denn nach ſeinen Begriffen eigentlich Hervorbringer und Verzehrer? Wenn nur Derjenige hervorbringt, der etwas Greifbares erzeugen hilft, oder durch ſeiner Hände Arbeit verbeſſert, ſo beſteht ja der weit wichtigſte und größte Theil des Staates aus bloßen Verzehrern. Der ganze Lehr- und Wehrſtand bringt nach dieſen Grundſätzen nichts hervor, wenn nicht etwa die Bücher, die von jenem geſchrieben werden, eine Ausnahme machen. Beim Nährſtande ſelbſt ſind zuvörderſt Kaufleute, Laſtträger, Land- und Waſſerfahrer abzurechnen, und am Ende wird die Claſſe der ſogenannten Hervorbringer größtentheils aus Ackerknechten und Handwerksgeſellen beſtehen; denn die Landeigenthümer und Meiſter pflegen ſelten mehr ſelbſt Hand an's Werk zu legen. Sonach beſtünde der Staat, außer jenem zwar achtungswerthen, aber doch geringern Theil des Volkes, aus Leuten, die durch ihrer Hände Arbeit die Producte der Natur weder befördern noch vervollkommnen; alſo

*) In den Ephemeriden der Menſchheit.

aus bloßen Verzehrern, und wie? also auch aus unnützen Mäulern, die dem Hervorbringer zur Last werden?

Hier fällt die Ungereimtheit in die Augen, und da die Folgerung richtig ist, so muß der Fehler in den Vordersätzen liegen. Und so ist es auch! Nicht bloß Machen, sondern auch Thun heißt hervorbringen. Nicht nur wer mit Händen arbeitet, sondern überhaupt, wer nur etwas thut, befördert, veranlasset, erleichtert, das seinen Nebenmenschen zum Nutzen oder Vergnügen gereichen kann, verdient den Namen des Hervorbringers, und er verdient ihn zuweilen um desto mehr, je weniger Bewegung ihr an seinen Extremitäten gewahr werdet. Mancher Kaufmann, der an seinem Pulte Speculationen macht, oder auf seinem Ruhesessel Plane entwirft, bringt im Grunde mehr hervor, als der Arbeiter und Handwerksmann, der das mehrste Geräusch macht. Der Kriegsmann bringt hervor, denn er verschafft dem Staate Ruhe und Sicherheit. Der Gelehrte bringt hervor, zwar selten Etwas, das in die Sinne fällt, aber doch Güter, die wenigstens eben so schätzbar sind: guten Rath, Unterricht, Zeitvertreib und Vergnügen. Nur in der Anwandlung einer übeln Laune kann einem weisen Manne, wie Rousseau, der Einfall entfahren, daß der Biscuitbäcker zu Paris mehr hervorbringe, als die Akademie der Wissenschaften. Zur Glückseligkeit des Staates, so wie der einzelnen Menschen, gehören mancherlei sinnliche und übersinnliche Dinge, körperliche und geistige Güter, und wer zu deren Hervorbringung oder Vervollkommnung, auf irgend eine mehr oder minder entfernte, mittelbare oder unmittelbare Weise etwas beiträgt, der ist kein bloßer Verzehrer zu nennen, der ißt sein Brot nicht umsonst, sondern hat dafür hervorgebracht.

Ich sollte glauben, Dieses leuchte vielmehr dem gesunden Menschenverstande ein, und was insbesondere die Zwischenhände und ihr Verhältniß zum Hervorbringen und zum Verzehren betrifft, so getraue ich mir zu behaupten, daß sie für Beide, für den Erzeuger sowol als für den Verzehrer, nicht nur nicht nachtheilig, sondern, wenn der Mißbrauch verhindert wird, höchst nützlich und fast unentbehrlich sind; ja, daß durch ihre Vermittlung die Producte brauchbarer, gemeinnütziger und auch wohlfeiler werden, und der Producent dennoch mehr gewinne, und also in den Stand gesetzt werde, ohne übermäßige Anstrengung seiner Kräfte, bequemer und besser zu leben. Man stelle sich einen Arbeiter vor, der die rohe Materie zu seiner Kunstar-

heit selbst von dem Landmanne abholen, und nachdem er sie veredelt hat, selbst dem Verzehrer zuführen muß, der dafür zu sorgen hat, daß er jene zu gewisser Zeit in hinlänglicher Menge anschaffe, und diese, so oft sein Bedürfniß es erfordert, an denjenigen Mann bringe, der sie zu eben der Zeit braucht, und ihm abzunehmen veranlasset wird. Man vergleiche mit ihm den Arbeiter, dem der Zwischenhändler die rohe Materie in das Haus bringt, nach Maßgabe seines Bedürfnisses und seiner Umstände verkauft, vertauscht, oder auf Glauben darreicht, der ihm die verbesserten Producte abnimmt, und es seine Mühe und Sorge sein läßt, solche dem Verzehrer wiederum zur bequemen Zeit zuzuführen. Wie viel Zeit und Kräfte erspart Dieser nicht, die er seiner Kunst widmen kann, Jener hingegen durch unnützes Herumtrödeln und tausend Abhaltungen und Zerstreuungen, zu denen er genöthigt oder verführt wird, verschwenden muß. Wird Dieser nicht ungleich mehr arbeiten, also mit eben der Anstrengung mehr hervorbringen, und also bessere Preise bewilligen und dennoch bequemer leben können? Wird nicht dadurch die wahre Industrie befördert, und verdient der Zwischenhändler noch ein nutzloser Verzehrer genannt zu werden? — Diese Gründe für den Zwischenhändler im Kleinen, sind noch weit einleuchtender, wenn sie auf die Zwischenhand im Großen, auf den eigentlichen Kaufmann, der die Producte der Natur und des Fleißes von Land in Land, Weltgegend in Weltgegend verführt und versetzt, angewendet werden. Dieser ist ein wahrer Wohlthäter des Staates, des menschlichen Geschlechtes überhaupt, und also nichts weniger, als ein unnützes Maul, das von dem Hervorbringer umsonst unterhalten werden muß.

Ich habe vorausgesetzt, daß der Mißbrauch verhindert werde. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß gewinnsüchtige Zwischenhändler das Schicksal der Erzeuger in ihre Gewalt zu bringen wissen; daß sie suchen, Herrn und Meister über die Preise der Waaren zu werden; solche in den Händen der ersten Besitzer herabzusetzen, und in den ihrigen in die Höhe zu bringen. Dieses sind große Uebel, die den Fleiß des Hervorbringers, so wie den Muth des Verzehrers zu Boden drücken, und denen durch Gesetze und Polizei entgegen gearbeitet werden muß; zwar nicht gerade durch Verbot, Ausschließung oder Hemmung, am wenigsten durch bewilligten oder begünstigten Allein- oder Vorkauf. Dergleichen Vorkehrungen befördern entweder die Uebel noch, die

man durch sie abzuwenden sucht, oder bringen welche hervor, die noch schädlicher sind. Man suche vielmehr alle Einschränkungen, so viel sich thun läßt, zu vermindern, die Monopolien, Vor- und Ausschließungsrechte aufzuheben, dem geringsten Aufkäufer mit dem größten Handlungshause gleiche Rechte und Freiheit zukommen zu lassen; mit einem Worte, die Concurrenz unter den Zwischenhändlern auf alle Weise zu befördern; einen Wetteifer zwischen ihnen zu erregen, wodurch der Preis der Dinge im Gleichgewichte erhalten, der Kunstfleiß von der einen Seite aufgemuntert, und von der andern Seite jeder Verzehrer in den Stand gesetzt wird, den Fleiß seiner Nebenmenschen, ohne übermäßige Anstrengung, zu genießen. Der Verzehrer kann, ohne Ueppigkeit, bequem leben, und der Künstler findet dennoch sein anständiges Auskommen. Nur durch Concurrenz, unbeschränkte Freiheit und Gleichheit in den Rechten des Kaufs sind diese Endzwecke zu erreichen, und sonach ist der gemeinste Trödler und Aufkäufer, der geringste herumwandernde Jude, der den rohen Stoff von dem Landmanne zum Künstler, oder den bearbeiteten von Diesem zu Jenem bringet, zur Aufnahme des Landbaues, der Künste, Manufacturen und Handlung überhaupt von sehr beträchtlichem Nutzen. Zum Vortheil des Landmannes erhält er den rohen Stoff in seinem Werthe, und zum Nutzen des Künstlers, so wie zur Aufnahme der Kunst sucht er die Producte der Industrie in alle Winkel zu verbreiten, die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens brauchbarer und allgemeiner zu machen. Der geringste Handelsjude ist in dieser Betrachtung kein bloßer Verzehrer, sondern ein nützlicher Einwohner (ich darf nicht sagen Bürger) des Staates, ein wirklicher Hervorbringer.

Man sage nicht, ich sei ein parteiischer Sachwalter meiner Glaubensbrüder, und suche Alles zu vergrößern, was zu ihrem Vortheile, oder zu ihrer Empfehlung gereichen kann. Ich berufe mich abermals auf Holland, und auf welches Land könnte man sich, wenn von Handlung und Industrie die Rede ist, füglicher berufen? Bloß durch Concurrenz und Wetteifer, durch uneingeschränkte Freiheit und Gleichheit der Rechte aller Käufer und Verkäufer, weß Standes, Ansehens oder Glaubens sie auch sein mögen, bloß durch diese unschätzbaren Vorzüge haben daselbst alle Dinge ihren Werth, der zwischen Käufer und Verkäufer nur um ein Mäßiges unterschieden ist. Beide werden durch Mitwerber und Concurrenten auf ein Verhältniß gestimmt, das ihnen

zum gegenseitigen Vortheile gereicht. Ihr könnet nirgend so gut und so bequem, zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, mit geringem Verluste Alles kaufen und Alles verkaufen, als zu Amsterdam.

Ueber Verstattung der Autonomie und deren Verwaltung, davon Herr Dohm S. 125 u. f. seiner Schrift redet, habe ich noch einige Anmerkungen zu machen, die man mir hierher zu setzen erlaube. Autonomie, die einer Colonie verstattet werden soll, erstreckt sich entweder auf Civilsachen, oder geht die Religion und kirchliche Dinge an. Jene betreffen bloß das Mein und Dein unter den Gliedern der Colonie; hier kommt Alles auf Verträge an. Die Rechte des Eigenthums und was davon abhängt, sind veräußerliche Rechte, können durch freiwilligen Entschluß und Verabredung Andern abgetreten und zugeeignet werden, und sobald Dieses unter erforderlichen Bedingungen geschehen, so werden sie zum Eigenthume Desjenigen, dem sie übertragen sind, und können ihm ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Hier kann man es allerdings auf das Uebereinkommen und die Verträge der Colonie unter sich ankommen lassen. Hält sie es für einen Vorzug, die Streitsachen ihrer Glieder unter sich, nach eigenen Gesetzen und Rechtsregeln entscheiden zu lassen, so kann ihr von Seiten der Regierung offenbar ohne Schaden nachgesehen werden. Da nun die Juden, wie Herr Dohm gar richtig bemerkt, sowol die schriftlichen Gesetze Moses, welche sich auf Judäa und die ehemalige gerichtliche und gottesdienstliche Verfassung beziehen, als die durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen, oder durch richtige Argumentationen herausgebrachten Folgerungen, Erklärungen und Auslegungen derselben für göttliche Gebote halten: so kann ihnen vergönnt werden, ihre Glieder unter sich durch freiwillige Verträge zu verbinden, ihre Händel nach eigenen Gesetzen und Rechten aus einander setzen und entscheiden zu lassen.

Soll Entscheidung von jüdischen oder christlichen Richtern geschehen? Ich antworte: von obrigkeitlichen Richtern, gleichviel, ob sie der jüdischen, oder einer andern Religion anhängen. Sobald die Glieder des Staates, welcher Meinungen in Religionssachen sie auch zugethan sind, gleiche Rechte der Menschheit genießen, so kann auf diesen Unterschied nichts ankommen. Der Richter soll ein gewissenhafter Mann sein, und die Rechte verstehen, nach welchen er seinen Nebenmenschen Recht sprechen

soll. Denke er in Religionssachen, nach welcher Lehrmeinung er gut findet, wenn ihn die Obrigkeit zum Richteramte tüchtig findet und einsetzet, so müssen seine Rechtssprüche gültig sein. Trauen wir doch unsere Gesundheit, unser Leben einem Arzte an, ohne auf den Unterschied der Religion zu sehen; warum nicht auch unser Vermögen einem Richter? Der gewissenhafte Arzt, dem seine Kunst werth ist, wird einen Verbrecher, der morgen hingerichtet werden soll, heute nach allen Regeln seiner Kunst behandeln und von einem Uebel zu befreien suchen. Eben also wird der Richter, wenn er ein Mensch ist, seinen Nebenmenschen in Absicht auf die Güter dieses Lebens Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie mögen, seinen Grundsätzen nach, in jener Zukunft verdammt oder selig sein. Der angeführte göttingen'sche Recensent meint zwar, die Juden würden zu keinem christlichen Richter das Zutrauen haben, daß er ihre Gesetze verstehe. Herr Dohm hat aber Zeugnisse gelehrter Christen für sich und in Händen, die das Gegentheil nicht bloß vermuthen, sondern öfters erfahren zu haben versichern. Und wenn irgend ein Mißtrauen dieser Art obgewaltet hätte: wäre es denn nicht natürlich gewesen, da sich bisher die Gelehrten unter den Christen so wenig um unsere Rechtslehren bekümmert haben?

Wie aber in kirchlichen Sachen, in Sachen, die die Religion der Colonie angehen? Wie weit sollen sich die Rechte jeder Colonie, und der Juden insbesondere, über ihre Glieder in Glaubenssachen erstrecken? Welche Macht darf sie anwenden, welche Gewalt ausüben, sie zur Einigkeit und Reinigkeit in Absicht auf Lehre und Leben zu zwingen? Wie weit darf sie ihren kirchlichen Arm ausstrecken, die Unwilligen zu züchtigen oder auszustoßen, und die Irrenden oder Abweichenden in das Gleis zurückzuführen?

Kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht. — Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann, und mein Adelung will mich keines Besseren belehren. Ich weiß von keinem Rechte auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge, und auf denselben beruhe; das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beistimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die

wahre, göttliche Religion maßt ſich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, gibt und nimmt keinen Anſpruch auf irdiſche Güter, kein Recht auf Genuß, Beſitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückſelig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, ſie iſt lauter Geiſt und Herz.

Recht heißt die Befugniß, Etwas zu thun, oder zu laſſen, das ſittliche Vermögen zu handeln. Eine freiwillige Handlung nämlich iſt gerecht und ſittlich, wenn ſie mit den Regeln der Weisheit und Güte übereinſtimmt, und Dasjenige, woraus dieſe Uebereinſtimmung erkannt wird, heißt ein Recht, ein möglicher Gebrauch unſrer Kräfte, ein möglicher Genuß der Dinge, eine mögliche Aeußerung unſrer freiwilligen Thätigkeit, die der weiſen Gütigkeit nicht widerſpricht. Ich mag den Begriff wenden von welcher Seite ich will, ich finde keinen Uebergang zu Lehrmeinung und Urtheil in Abſicht auf ewige Wahrheiten. Wie kann mein Beiſtimmen oder nicht Beiſtimmen in allgemeine Sätze und Lehren dieſe Befugniß erweitern oder einſchränken, mir auf Perſonen und Dinge, und deren Gebrauch und Genuß eine ſittliche Gewalt verſchaffen, oder nehmen? Wie entſpringt aus einer Meinung, aus dem Inbegriffe aller Meinungen zuſammen genommen, ein modus acquirendi, eine Befugniß mehr, uns gewiſſe Dinge, als Mittel zu unſrer Glückſeligkeit zu eigen zu machen, und uns ihrer nach Willkür zu bedienen? Was für Merkmale haben dieſe disparate Dinge, Recht und Meinung, gemeinſchaftlich, daß ſie je ſollten in einem Satze zuſammenkommen und verbunden werden können? Sollten aber die Geſetze der Natur und Vernunft ein Recht einräumen, das ſich auf das Annehmen oder Verwerfen einer Meinung gründet, ſo müſſen unumgänglich dieſe beiden Begriffe in einem Satze verbunden, und aus dem Beifalle, den ich einer Lehre gebe oder verweigere, begreiflich gemacht werden können, warum mir dieſe oder jene Aeußerung meiner Thätigkeit zukomme oder nicht zukomme, warum mir ein gewiſſer Gebrauch und Genuß der Güter dieſer Welt, nach den ewigen Geſetzen der Weisheit und der Güte vergönnt oder nicht vergönnt ſei. Ich muß geſtehen, daß ich die Möglichkeit dieſer Verbindung nicht einſehe.

Vielleicht aber können die Menſchen durch poſitive Ge-

ſetze und Verträge eine ſolche Verbindung möglich machen, durch ausdrückliches oder ſtillſchweigendes Uebereinkommen ſich einander Rechte zueignen, die auf Lehre und Meinung beruhen ſollen? Wenn auch der Stand der Natur hiervon nichts wiſſen ſollte, vielleicht kann der Stand der Geſelligkeit, der geſellſchaftliche Vertrag eine ſolche Einrichtung treffen oder getroffen haben? Die Verträge haben ja ſo Manches in der menſchlichen Natur und in dem Syſtem ihrer Pflichten und Rechte verändert, warum nicht auch Rechte erzeugt, die im Stande der Natur nicht anzutreffen geweſen?

Mit nichten, ſollte ich denken. So wenig die Cultur eine Frucht erzielen kann, wozu die Natur nicht den Keim hergegeben, ſo wenig die Kunſt durch Ueben und Gewöhnen eine willkürliche Bewegung hervorbringen kann, wo die Natur keine Muskel hingelegt: eben ſo wenig können alle Verträge und Verabredungen unter den Menſchen ein Recht erſchaffen, davon der Grund nicht im Stande der Natur anzutreffen ſein ſollte. Durch Verträge können bloß unvollkommene Rechte in vollkommene, unbeſtimmte Pflichten in beſtimmte verwandelt werden. Was ich dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt zu leiſten ſchuldig bin, kann durch einen Vertrag auf eine gewiſſe Perſon eingeſchränkt, und eben dadurch die unbeſtimmte innere Pflicht gegen die Menſchheit, in eine beſtimmte äußere Pflicht gegen dieſe Perſon umgeſchaffen werden. Eben dieſe Perſon, die vorhin nur ein unvollkommenes Recht hatte, von dem menſchlichen Geſchlechte, oder von der Natur überhaupt, einen gewiſſen Beitrag zu ihrer Glückſeligkeit zu erwarten, erlangt durch den Vertrag ein vollkommenes, äußeres Recht, dieſen Beitrag von mir, oder meinen Sachen, zu fordern und zu erzwingen. Da im Stande der Natur alle poſitiven Pflichten der Menſchen gegen einander, alle Verbindlichkeiten zu thun und zu leiſten, bloß unvollkommene Pflichten und Verbindlichkeiten ſind, ſo können und müſſen im Stande der Geſelligkeit viele derſelben beſtimmt, näher eingeſchränkt und in vollkommene verwandelt werden. Wo aber ohne Vertrag, ſich weder Pflicht noch Recht denken läßt, da ſind alle Verträge der Menſchen und ihre Abkommniſſe leerer Schall und Ton, Worte in den Wind geſprochen, wie man zu ſagen pflegt, ohne Kraft und Wirkung. Ich ſehe alſo nicht ab, wie der Geſellſchaft der Menſchen das Vermögen zukommen könne, Vorrechte mit Meinungen zu verbinden, das die Natur ſo ſehr verkennt?

Und nun vollends ein Recht über Meinungen, über die Urtheile unsrer Nebenmenschen, in Absicht auf ewige, nothwendige Wahrheiten; welcher Mensch, welche Gesellschaft von Menschen darf sich Dieses anmaßen? Da sie nicht unmittelbar von unserm Willen abhängen, so kömmt uns selbst kein anderes Recht zu, als das Recht sie zu untersuchen, der strengen Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, ohne ihre Einstimmung, unser Urtheil zu verschieben u. s. w.

Aber dieses Recht ist untrennbar von der Person; kann, der Natur der Sache nach, eben so wenig verfremdet, veräußert und auf Andere übertragen werden, als das Recht unsern Hunger zu stillen, oder freien Odem zu ziehen. Verträge hierüber sind ungereimt, der Natur und dem Wesen des Pacti zuwider, und also ohne Erfolg und Wirkung. Wir können uns durch Verträge verbindlich machen, gewisse freiwillige Handlungen nicht von unserm eigenen Urtheile und Gutachten abhängen zu lassen, sondern dem Gutachten eines Andern zu unterwerfen, und also auf unser eigenes Urtheil Verzicht thun, in so weit es in Handlungen übergehen, und Einfluß haben kann; aber unser Urtheil selbst ist ein untrennbares, unbewegliches, und also unveräußerliches Eigenthum. Auf diesen Unterschied, so fein er auch scheint, kömmt hier Alles an, wenn man nicht die Begriffe verwirren, und in ungereimte Folgen und Widersprüche verwickelt werden will. Ein Anderes ist es, Verzicht auf seine Meinung in Absicht auf Handlung; ein Anderes Verzicht auf seine Meinung selbst. Die Handlung steht unmittelbar in unsrer Willkür, so nicht die Meinung.

Also hat die mütterliche Nation selbst keine Befugniß, mit einer ihr gefälligen Lehrmeinung den Genuß irgend eines irdischen Gutes oder Vorzuges zu verbinden, das Annehmen oder Verwerfen derselben zu belohnen oder zu bestrafen; und was sie selbst nicht hat, wie sollte sie es der Colonie einräumen und gewähren können?

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller, wie Dohm, S. 124 hat sagen können: „So wie jede kirchliche Gesellschaft müßte auch die jüdische das Recht der Ausschließung auf gewisse Zeiten oder immer haben, und im Falle einer Widersetzung das Erkenntniß der Rabbinen durch obrigkeitliche Beihülfe unterstützt werden." — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche; denn

es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Theilnehmung an der Ergießung des Herzens, mit welcher wir unsere Danksagung gegen die Wohlthaten Gottes, und unser kindliches Vertrauen auf die Allgütigkeit desselben zu erkennen geben. Mit welchem Herzen wollen wir einem Dissidenten, Andersdenkenden, Irredenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freiheit versagen, an dieser Erbauung Antheil zu nehmen? Wider Unruhemachen und Stören sind Gesetze und Polizei. Dieser Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm gesteuert werden; aber ein stiller und ruhiger Zutritt zur Versammlung kann dem Verbrecher selbst nicht verwehrt werden, wenn wir ihm nicht geflissentlich alle Wege zur Rückkehr versperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Thüren. Sie hat von Innen nichts zu verwahren, und von Außen Niemanden den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben, oder gar Antheil nehmen will, der ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bei dieser Gelegenheit mehr die Dinge genommen, wie sie liegen, als wie sie liegen sollten. Die Menschen scheinen sich vereinigt zu haben, die äußerliche Form des Gottesdienstes, die Kirche, als eine moralische Person zu betrachten, die ihre eigenen Rechte und Pflichten hat, und ihr mehr oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten, und sie durch äußerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widersinnig, eine dieser Personen in jedem Staate die herrschende zu nennen, die ihre Schwestern nach ihrer Laune behandelt, bald sich der ihr anvertrauten Gewalt bedient, sie zu drücken, bald großmüthig genug ist, sie zu dulden, und ihr von ihren Vorrechten, von ihren Ansprüchen und von ihrer Gewalt so viel einzuräumen, als sie gut findet. Da nun Bann- und Ausschließungsfreiheit allezeit das erste Recht ist, mit welcher die herrschende Religion die geduldete belehnt, so forderte Herr Dohm für die jüdische Religion dasselbe Recht, das man allen andern religiösen Gesellschaften zugesteht. So lange diese noch das Recht der Ausschließung haben, hielt er es für eine Inconsequenz, wenn man die jüdische hierin mehr einschränken wollte; wenn aber, wie es mir ausgemacht scheint, gottesdienstliche Rechte auf irdische Dinge, gottesdienstliche Macht und gottesdienstliches Zwangsrecht, Worte ohne Begriff sind, und Aus-

schließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist, so lasset uns lieber inconsequent bleiben, als Mißbräuche häufen.

Ich finde, daß die Weisesten unsrer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben.

Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener mit ein, breitete seine Hände aus gegen Himmel und flehte. „Wenn auch ein Fremder, der nicht Deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Lande, um Deines Namens willen (denn sie werden hören von Deinem großen Namen, und von Deiner mächtigen Hand, und von Deinem ausgereckten Arme) und kömmt, daß er bete vor diesem Hause; so wolleſt Du hören im Himmel, im Sitze Deiner Wohnung, und thun Alles, darum der Fremde Dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden Deinen Namen erkennen, daß sie auch Dich fürchten, wie Dein Volk Israel*)." So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freiwillige Opfer und Gelübde im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde**). So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschließend zu sein, und wir wollten uns nicht entblöden, Dissidenten aus unseren kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschließen?

Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechtes verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem solchen Bannrechte, so wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geißelschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beigebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit, den falschen Religionseifer im Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet, denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen. Herr Dohm glaubt uns wider allen Mißbrauch dieser Art sattsam zu schützen, indem er voraussetzt, das der Colonie anvertraute Bannrecht müsse, „nie über

*) 1. Buch der Könige, Cap. 8, V. 41 u. f.
**) Chullin, Bl. 5. S. 1.

irgend eine religiöse Gesellschaft hinausgehen, und in der politischen durchaus keine Wirkung haben, da das ausgestoßene Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könne. „Ein Grundsatz des allgemeinen Kirchenrechtes", setzt Herr Dohm hinzu, „der in unsern Zeiten nicht mehr bezweifelt werden sollte*)."

Wenn aber das sogenannte allgemeine Kirchenrecht, wie ich herzlich gern zugebe, den wichtigen Grundsatz endlich einmal anerkennt, daß ein ausgestoßenes Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könne, so ist dem Uebel durch dieses schwache Verwahrungsmittel bei Weitem nicht abgeholfen; denn fürs Erste will dieser sehr nützliche und geachtete Bürger, der vielleicht auch schon sehr viel innere Religion hat, doch auch nicht gern von allen gottesdienstlichen Versammlungen und Religionsübungen ausgeschlossen, nicht gern ohne äußerliche Religion sein. Hat er nun das Unglück, von der Gemeinde, zu welcher er gehört, für dissidentisch gehalten zu werden, und sein Gewissen verbietet ihm, einer andern im Staate herrschenden oder geduldeten Religionspartei beizutreten, so ist der nützliche und geachtete Bürger ja höchst unglücklich, wenn seiner Gemeinde erlaubt wird, ihn auszustoßen, und er bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen verschloßene Thüren findet. Und nach diesem Grundsatze würde er sie vielleicht allenthalben finden; denn jede kirchliche Gemeinde würde ihn vielleicht mit gleichem Rechte abweisen. Wie kann aber der Staat zulassen, daß irgend einer seiner nützlichen und geachteten Bürger durch die Gesetze unglücklich werde? — Zweitens, welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne welches doch Niemand seines Berufes warten, und dem Staate nützlich sein kann? Da die Grenzlinien dieser feinen Unterscheidung des Bürgerlichen und Kirchlichen, dem scharfsichtigsten Auge kaum bemerkbar sind, so ist es eine wahre Unmöglichkeit, sie in irgend einem Staate so fest und so scharf zu zeichnen, daß sie jedem Bürger in die Augen fallen, und im gemeinen bürgerlichen Leben die gewünschte Wirkung thun mögen. Sie werden immer unsicher und schwankend bleiben, und sehr

*) S. 124.

oft die Unschuld selbst dem Stachel der Verfolgung und des blinden Religionseifers bloß stellen.

Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, scheint mir ein Problem zu sein, das in der Politik noch aufgelöset werden soll. Es ist der Bescheid des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuthun, und laß den Wein nicht auslaufen!

Ich will nicht untersuchen, in wie weit die Klagen gegründet oder ungegründet sein mögen, die kürzlich über Mißbräuche dieser Art, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll, öffentlich geführt worden sind. Da der Bericht einseitig ist, so will ich gerne glauben, daß mancher Umstand übertrieben, die Schuld des Angeklagten von der einen Seite verringert, so wie von der andern Seite die Härte des Verfahrens geflissentlich vergrößert worden sei. Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Diese wird untersuchen, und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle, so wünschte ich, daß der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Acten erhellet, zur Beschämung des allzuraschen Richters, oder seines öffentlichen Anklägers bekannt gemacht werde. Das Publikum hat die Anklage vernommen, es höre auch Vertheidigung und Urtheil!

Dem sei aber, wie ihm wolle, noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht dahin gekommen, daß wir bei Einführung einer Kirchenzucht so ganz über alle Furcht und Besorgnisse dieser Art hinweg sein könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eines gibt, ohne Gefahr anvertraut werden könnte. Ja, je aufgeklärter sie ist, desto weniger wird sie sich selbst hierin trauen, und ein Racheschwert in die Hände nehmen, das nur der Wahnsinn sicher führen zu können glaubt. Zu den erleuchtetsten und frömmsten unter den Rabbinen und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechtes gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gerne Verzicht thun, und ihre Mitbrüder von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn Euch

die Macht eingeräumt würde, Euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie Andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet Ihr Euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der, nach unser aller Geständniß, die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet Euch vielleicht verleiten, Ebendasselbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war das Euch wichtigste Vorrecht, das Eure Verfolger Euch einräumen konnten. Danket dem Gotte Eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen Euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande Desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder, folget dem Beispiele der Liebe, so wie Ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend Ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet Ihr gehegt, geduldet und von Andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet Euch unter einander! Liebet, so werdet ihr geliebet werden!

Berlin, den 19. März 1782.

Moses Mendelssohn.

Rabbi Manasseh Ben Israel

Rettung der Juden.

oder

Sendschreiben zur Beantwortung einiger Fragen, die ihm ein vornehmer und gelehrter Engländer, die Beschuldigungen betreffend, die man der jüdischen Nation zu machen pflegt, vorgelegt hatte.

(Im Original gedruckt im Jahre 1656.)

Rettung der Juden.

Ich habe einen Brief von Ihnen empfangen, der mir sehr willkommen war; ich las ihn, da er von Ihnen war, mit vielem Vergnügen, so unangenehm mir auch, mit Ihrer Erlaubniß, dessen Inhalt ist. Ich versichere Ihnen, daß nie in meinem Leben Etwas eine tiefere Wirkung bei mir hinterlassen hat, als dieser Brief; denn er betrifft das Ansehen eines Volkes, das ich der mannichfaltigen, offenbaren und schändlichen Verleumdungen ungeachtet, für unschuldig zu erklären mich unterfange. Ich fürchte freilich mit meiner Widerlegung Manchen zu beleidigen, dessen Eifer nicht einmal die Betrachtung zuläßt, „daß die bloß vertheidigende Selbstwehr jedem Geschöpfe natürlich ist; aber ganz schweigen hieße die fälschlichen Beschuldigungen eingestehen.“ Um mein eigenes Gewissen zu beruhigen, gehorche ich daher Ihrem Befehle, der am Wenigsten von mir gering geachtet werden kann. Ich setze zum voraus, daß Sie keine weitläufige oder politische Untersuchung über einen so traurigen Gegenstand erwarten werden; wer kann in seinem Unglücke noch ehrbegierig sein? Ich habe bloß einige kurze, gedrungene Betrachtungen zusammen getragen, deren Auseinandersetzung zwar die Grenzen eines Briefes überschreitet, die aber doch Ihnen hinreichend sein können, die Regenten der englischen Nation in der aufrichtigen Wahrheit zu unterrichten, und welche Sie, wie ich zufolge Ihrer besondern edlen Weisheit und Frömmigkeit hoffe, gut aufnehmen werden. Denn da die Unschuld niemals gern etwas Böses von Andern vermuthet, so kann auch ich mich nicht bereden, daß je Einer wider uns auf eine liebloſe Weise gesprochen oder geschrieben haben sollte, bloß weil er mit besonderem Haß und Groll gegen uns eingenommen wäre, sondern vielmehr nur deshalb, weil er unsern

Wohlstand seinem Interesse und Eigennutze für nachtheilig hielt. Denn die Liebe fängt natürlich immer bei sich selbst an, aber demungeachtet werde ich die Sache von einer vortheilhaften Seite vorstellen (denn Dies hat uns in andern Ländern willkommen gemacht), und ich hoffe deshalb in meinem Unternehmen zu bestehen. Ich habe indessen nur wenig Aufmunterung zur Erlangung einer andern Absicht, als diese, daß die Wahrheit von ihren Kindern gerechtfertigt werden möge. Ich will in meiner Antwort dem Vortrage Ihrer Herrlichkeit nach der Ordnung folgen.

Erſter Abſchnitt.

Zuerſt alſo muß ich mit bittern Thränen und Beklemmung der Seele jene harte und ſchreckliche Anklage einiger Chriſten wider die zerſtreuten, niedergebeugten, unter ihnen wohnenden Juden beweinen, daß ſie (ich zittere, indem ich es niederſchreibe!) bei der Feier ihres Oſterfeſtes zur Gährung ihres Brotes ſich des Blutes einiger Chriſten bedienen, die ſie zu dieſem Ende umgebracht haben, wenn, wie die traurige Erfahrung es in verſchiedenen Plätzen gezeigt, die Verleumder ſelbſt die abſcheuliche, barbariſche That begangen, oder, um glimpflicher zu ſein, einen gefundenen todten Körper in die Häuſer oder Bezirke der Juden geworfen, und dann mit einer zahmloſen Wuth und Aufruhr die unſchuldigen Juden als die Ausüber dieſer gräulichen Handlung anklagen; eine Bosheit, die bisweilen, um Gelegenheit zu Grauſamkeiten dadurch zu erlangen, bisweilen, um die bereits ausgeübten Hinrichtungen dadurch zu rechtfertigen und zu beſchönigen, ausgeübt worden iſt. Aber wie weit von der Wahrheit entfernt dieſe Anklage iſt, mögen Sie aus folgenden Beweiſen urtheilen.

1) Es iſt den Juden ſchlechterdings verboten, irgend eine Art Blut zu eſſen (Levit. 7, 26, und Deut. 12) wo es ausdrücklich heißt דם und zufolge dieſes Geſetzes eſſen die Juden das Blut keines Thieres. Noch mehr, ſie werfen ein Ey als verboten weg, wenn ſie einen Tropfen Blutes darin finden, und es muß ſogar ein Stück Brot, auf das inwährend dem Kauen ein Blutstropfen aus dem Zahnfleiſche oder Gaumen fällt, vor dem Genuſſe gereinigt und abgewaſchen werden. Iſt Dieſes,

wie kann man auf den Gedanken kommen, daß eben diese Juden Menschenblut essen sollen, welches noch weit abscheulicher ist? Kaum gibt es auf dem Erdboden ein barbarisches Volk, das einer solchen Bosheit fähig ist.

2) Das Gesetz in den zehn Geboten: Du sollst nicht tödten, ist von allgemeinem Umfange; es ist ein moralisches Gesetz, so daß den Juden nicht nur verboten ist, Jemanden von den Menschen, unter denen sie leben, zu tödten, sondern sie sind sogar nach dem Gesetze verpflichtet, sie zu lieben. „Was die andern Völker betrifft, dies sind die eigenen Worte des Rabbi Moses aus Aegypten im zehnten Capitel seines Jad hachsaka, „so ist uns von unsern Vorfahren befohlen, ihre Kranken zu besuchen, ihre Todten wie die unsrigen zu begraben, und ihren Nothleidenden beizustehen und sie zu unterhalten, so wie die Armen aus Israel; denn Gott ist, wie es in den Psalmen 145, 9 heißt, Allen gut, und seine Barmherzigkeit erstreckt sich über alle seine Werke." Und diesem zufolge bezeuge ich vor dem ewigen Gotte, daß ich in Amsterdam, wo ich wohne, beständig ein gutes Verhalten, mancherlei Wechsel von brüderlicher Zuneigung und unterschiedliche Handlungen von gegenseitiger Liebe zwischen beiden Nationen gesehen habe. Ich habe es dreimal gesehen, wie einige flamändische Christen in den Fluß Flemburg in unserem Viertel gefallen, und unsere Glaubensgenossen sich ihnen nachgestürzt, um ihnen herauszuhelfen und sie vom Tode zu retten. — Wahrlich, Derjenige, der sich selbst so wagt, um einen Andern zu retten, kann keine solche boshafte Grausamkeit in seiner Brust verbergen, einen Unschuldigen zu tödten, den er nach den Pflichten der Menschheit zu vertheidigen und zu beschützen verbunden ist!

3) Es ist im Exod. 21, 20 verboten, einen Fremden zu tödten: Wer seinen Knecht oder Magd schlägt mit einem Stabe, daß er stirbt unter seinen Händen, der soll darum gestraft werden. Bleibt er aber einen oder zwei Tage, so soll er nicht darum gestraft werden, denn es ist sein Geld. Der Text spricht hier offenbar von einem heidnischen Knechte, denn von Diesem allein kann, wie Aben Esra an der Stelle bemerkt, gesagt werden, daß er das Geld des Juden, seines Herrn, sei. Gott belegt diese Handlung mit der Todesstrafe des Herrn, wenn der Knecht ihm

unter der Hand stirbt, weil er alsdann eine mörderische Absicht bei derselben gehabt zu haben scheint; nicht so aber, wenn der Todesfall erst nachher erfolgt. Da kein Vorsatz zur Ermordung dabei erscheint, so ist er in so fern frei, und durch den Verlust seines Geldes hinreichend bestraft. Kann nun ein Jude, nach dem Gesetze, nicht einmal einen Sklaven aus jener Nation tödten, um wie weniger kann er berechtigt sein, Jemanden zu tödten, der nicht sein Feind ist, mit dem er in Ruhe und Frieden lebt? und wie kann ein gutherziger Mensch glauben, daß ein Jude in einem fremden Lande, diesem heiligen Gesetze zuwider, sich einer solchen schändlichen Handlung schuldig machen wird?

4) Und selbst zugegeben, es wäre (welches Gott verhüte!) gesetzmäßig, warum sollte man das Blut noch essen? und warum gerade an Ostern essen? gerade an dem Feste, wo bei jeder Zubereitung die äußerste Reinigkeit beobachtet werden muß, wo weder Sauerteig, noch sonst Etwas, das eine Gährung verursacht, erlaubt ist, welches Blut doch gewißlich thut?

5) Wenn auch die Juden diese Handlung (welche man ohne schrecklichen Beinamen nicht nennen kann) für nothwendig hielten, so würden sie sich doch wahrlich keiner so großen Gefahr, keiner so grausamen und wohlverdienten Bestrafung aussetzen, es sei denn, daß sie durch ein göttliches Gesetz oder durch Einführungen ihrer Weisen dazu verleitet werden. Nun fordern wir, wie es doch in einer Rechtssache billig ist, alle Diejenigen, welche diese entsetzliche Meinung von uns haben, auf, irgend eine Stelle in der Schrift oder bei den Rabbinen aufzuweisen, wo ein solches Gesetz, eine solche Lehre vorgetragen wird! und bis sie Dieses leisten, wird man uns die Freiheit erlauben, es für nichts Besseres als für boshafte Verleumdung zu halten.

6) Um das Leben zu retten, steht es uns frei, den Sabbath zu entheiligen, und, wie im Talmud bestimmt und vom Rabbi Moses zu Aegypten, im fünften Capitel seiner Abhandlung von den Grundgesetzen, bestätigt wird, noch eine Menge anderer Gesetze zu übertreten, bis auf folgende drei: Götzendienst, Mordthat und Ehebruch. Das Leben darf also um keinen so theuern Preis, als die Ausübung dieser abscheulichen Sünden, erkauft werden, sondern ein unschuldiger Tod ist ihr unendlich vorzuziehen. Wenn nun die Ermordung eines Christen, wie unsere Gegner behaupten (und von meinen Begriffen weit entfernt ist), eine göttliche Vorschrift, ein göttliches

Gesetz wäre, so würde es doch wahrlich aufgehoben und vernichtet werden müssen, indem es Niemand vollführen kann, ohne sein Leben, und sogar das Leben einer ganzen Versammlung, eines ganzen Volkes in Gefahr zu setzen, da es überdem eine Verletzung eines der drei erwähnten Gesetze ist, indem die Vorschrift, du sollst nicht morden, wie wir bereits angeführt, sich allgemein auf alle Menschen erstreckt!

7) Der Ewige hat durch seinen Propheten Jeremias, Cap. 29, 7, den gefangenen, unter den Heiden zerstreuten Israeliten befehlen lassen, um den Frieden, die Wohlfahrt und die Glückseligkeit der Stadt, in der sie sich befinden, und ihrer Einwohner, sich zu bekümmern, und deshalb zu beten. Dies haben die Juden auch überall gethan, und thun es noch bis auf diesen Tag in allen ihren Synagogen, durch einen besondern Segen über den Fürsten oder die Obrigkeit, unter deren Schutz sie leben. Dies kann der verehrungswürdige Lord St. John bezeugen; da er als Gesandter bei den Herren General-Staaten der vereinigten Provinzen unsere Synagoge zu Amsterdam mit seiner Gegenwart beehrte, wurde er von unsrer Nation mit Musik und allen Ausdrücken der Freude und des Zujauchzens unterhalten, unter welchen der Segen nicht nur über den verehrungswürdigen Gegenwärtigen, sondern über das ganze gemeine Wesen von England gesprochen wurde, als einen Staat, der mit uns in Verbindung und Freundschaft lebt, und dessen Volk uns Hoffnung zu gleicher Liebe und Zuneigung gegen uns gibt, als wir beständig gegen dasselbe hegten. — Sind wir also, um auf unsern Vorwurf zurück zu kommen, uns des guten und blühenden Zustandes der Stadt, in der wir leben, so anzunehmen, und das Wohl der Einwohner mit so vieler Theilnehmung zu beherzigen und durch unsern Beitrag zu befördern: wie werden wir denn ihre Kinder ermorden? sie des größten Gutes, des blühendsten Segens, welchen das Leben ihnen verleiht, berauben?

8) Barmherzigkeit und Mitleiden ist den Israeliten natürlich. Dieses haben sogar ihre Feinde erkannt. Als der assyrische König Benhadad, 1. Kön. 20, 31, überwunden, in einer Schlacht davon floh, überreichte er seinem Sieger, dem König Ahab, eine Bittschrift für sein Leben; denn er hätte vernommen, daß die Könige des Hauses Israel barmherzige Könige wären. Und die Erfahrung hat es ihm bestätigt, indem er auf eine ge-

ringe Höflichkeitsbezeigung sein Leben und seine Güter zurück erhielt, deren ihn das Kriegsglück beraubt hatte. Und als die Gibeoniten das grausame Verlangen gegen David äußerten, daß sieben Söhne Saul's, welche schuldig waren, ihnen ausgeliefert werden möchten, so sagte der Prophet: Die Gibeoniten aber waren nicht von den Kindern Israel, 2. Sam. 21, 2, gleichsam als wolle er hiemit sagen: In dieser Grausamkeit zeigt sich nicht die Frömmigkeit der Israeliten, sondern die Tyrannei und die unversöhnliche Wuth der Heiden, der Gibeoniten. Ist nun Dieses, wie denn auch die Erfahrung es überall durch die Treue, welche unsere Nation gegen ihre Obern unverletzlich beobachtet hat, bestätigt, wie wenig übereinstimmend und entsprechend mit Diesem ist nicht die Ermordung der Kinder?

9) Es gibt einige Christen, welche die Juden als Christenmörder beschimpfen, indem sie ihnen eine Ursache dieser ihrer vorgeblichen mörderischen Handlung andichten, gleichsam als wenn eine Anklage deshalb ganz untrüglich wahr wäre, weil irgend ein Scheingrund ausfindig gemacht werden kann, warum es sich so verhalten möchte! So sagen sie, es geschehe aus Haß und Abscheu gegen Jesum den Nazareer; deshalb stählen sie christliche Kinder und schlügen sie auf dieselbe Weise, wie Dieser geschlagen worden, um das Andenken an dessen Tod aufzufrischen und lebhaft zu machen. Auf gleiche Weise bilden sie sich ein, daß die Juden die Kreuze, Crucifixe oder ähnliche gegrabene Bilder, welche die Papisten geheim und sorgfältig in ihren Häusern bewahren, heimlich entwendeten, alle Tage tüchtig peitschten, schlügen, schändlich anspien, und was der ähnlichen verächtlichen Ceremonien mehr sind, dabei verrichteten, und dies Alles aus Haß gegen Jesum. Aber ich begreife es nicht, was sie in der That dabei denken, wenn sie uns dergleichen Dinge vorwerfen und zur Last legen; denn, wahrlich, wir können nicht glauben, daß ein Volk von vorzüglicher Vernunft und Urtheilskraft sich in der That von der Meinung sollte bereden lassen, daß die Juden solche Handlungen verüben, wenn sie nicht vermutheten, daß solches aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Gott, den sie verehren, geschehe. Und welche Art von Gehorsam könnten sie wol dem Ewigen dadurch leisten, daß sie seinem ausdrücklichen Befehle, du sollst nicht morden, gerade entgegenhandelten? Dazu kömmt, daß diese Handlungen nicht unternommen werden können, ohne äußerste und offenbare Gefahr des

Lebens und der Güter, und ohne sich nothwendigerweise einer gerechten Rache auszusetzen. Außerdem ist es sogar unter dem Banne den Juden verboten, irgend ein gegrabenes Bild, oder sonst etwas von einem Götzen im Hause zu haben, das von irgend einem Volke bildlich verehrt wird. (Deut. 7, 26.)

10) Matthäus Parisiensis meldet, Seite 532, daß im Jahre 1240 die Juden ein Christenkind zu Norwich beschnitten, ihm den Namen Jurnim gaben, und es zur Kreuzigung aufbewahrten, weshalb auch viele derselben grausam hingerichtet worden sind. Die Falschheit dieser Geschichte erhellt aus Betrachtung der Umstände. Das Kind wurde erst beschnitten, und dadurch vollkommen zum Juden gemacht; ein Beweis von großer Liebe und Zuneigung von Seiten des Juden gegen den Christen, den er in seine Arme nimmt und in seinem Schooße ernährt. Aber zu welchem Ende würde man das Kind erst beschnitten haben, wenn man zur Absicht gehabt hätte, es bald nachher zu kreuzigen? Wenn aus Haß gegen die Christen die ganze Handlung geschieht, so scheint doch im Gegentheil, daß sie die Juden vielmehr an dem eigentlichen Gegenstande ihres Abscheues, als an einem neulichen Proseliten, der eben ihren Glauben angenommen, verüben werden. — Wahrlich, diese Posse (die nach der Erzählung in den papistischen Zeiten geschehen sein soll) sieht jenen wahren Auftritten katholischer Frömmigkeit der Spanier, welche die armen Indianer erst tauften, und hernach aus einem grausamen Mitleiden mit ihrer Seele unmenschlich schlachteten, weit ähnlicher, als den, ihre Gesetze streng beobachtenden Juden, die mit keinem Siegel ihres heiligen Gesetzes ein Spiel treiben dürfen.

11) Es ist besser, sagten unsre Vorfahren, unter Edom, als unter Ismael zu wohnen, und so ist, wie die Erfahrung unsere Nation gelehrt, unsere Gefangenschaft unter den Mahomedanern weit lästiger und unerträglicher, als unter den Christen, welche ein gesitteteres, vernünftigeres und besser policirtes Volk sind. Denn außer der höhern und edlern Art Juden, welche am Hofe zu Constantinopel leben, wird der große Haufe derselben, welcher in andern Ländern der mahomedanischen Reiche in Asien und Afrika zerstreut ist, im höchsten Grade schimpflich und verächtlich behandelt*). Daraus folgt, daß, wenn das Opfern

*) In den jetzigen Zeiten mag es wahr sein, daß sich die Juden in christlichen Staaten besser, als in den mahomedanischen befinden; aber nie

der Kinder eine Wirkung des Hasses wäre, es an den Mahomedanern, welche die Juden in solchem Elend und Drucke halten, weit mehr verübt werden müßte. Wäre es nothwendig bei der Feier des Osterfestes, warum tödten sie nicht gleichergestalt einen Mahomedaner? Aber obschon die Juden in allen diesen weitläufigen Gebieten zerstreut und vertheilt sind, so haben die Mahomedaner, aller ihrer Verachtung gegen uns ungeachtet, dennoch nie bis auf diesen Tag eine solche schändliche Beschuldigung uns angedichtet. Es scheint daher offenbar, daß sie eine bloße Verleumdung sei, und zwar, wenn man bedenkt, wie die Scene angelegt ist, eine solche, von der man nicht bestimmen kann, ob sie mehr aus Bosheit, oder aus Thorheit ausgeheckt hervorgebracht wird; in der That machte sich Sultan Selim nicht wenig lustig darüber, als ihm dieses Geschichtchen von seinem Leibarzte Moses Amon erzählt wurde!

12) Wenn alles bisher Gesagte noch nicht hinreicht, diese Beschuldigung zu vereiteln, so bin ich, da die Sache von unsrer Seite bloß verneinend, und also keiner Aufklärung durch Zeugen fähig ist, gezwungen, mich einer andern Art Beweises zu bedienen, den der Ewige vorgeschrieben, (Exod. 22), eines Eides. Ich schwöre daher, ohne allen Betrug oder List, bei dem höchsten Gotte, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, welcher sein Gesetz dem Volke Israel auf dem Berge Sinai offenbart hat, daß ich nie bis auf diesen Tag einen solchen Gebrauch unter dem Volke Israel gesehen, daß es nie so Etwas für eine gesetzmäßige, göttliche Vorschrift, noch für eine Verordnung oder Stiftung seiner Weisen halte, und daß es nie (so viel ich weiß, auf eine glaubwürdige Art gehört, oder in einem jüdischen Schriftsteller gelesen habe) eine solche Ruchlosigkeit ausgeübt oder ver-

---

sind sie doch in diesen so grausam verfolgt, gemordet, gepeinigt, verbrannt, des Ihrigen beraubt, nackend verjagt worden, als von den christlichen Regierungen und Religionslehrern der mittleren Zeiten. Noch jetzt zahlen die Juden in den türkischen Landen nur ein mäßiges Kopfgeld, und sie leiden wenig mehr, als andere Unterthanen, und wie es die willkürliche Regierung mit sich bringt. Die Zahl der Juden in den mahomedanischen Staaten ist vermuthlich größer, als die in den christlichen. Sie kommen daselbst öfter durch vorzügliche Geschicklichkeit als Aerzte, oder auch Staatsbediente zu Reichthum und Ehren. Noch jetzt ist der erste Minister des Kaisers von Marocco ein Jude, Sumbul.

Anmerkung Mendelssohns.

ſucht! und wenn ich hierin lüge, ſo mögen alle in den Büchern des Geſetzes (Levit. und Deut., 4. und 5. B. Moſ.) erwähnten Flüche über mich kommen, ich mag nie den Segen und den Troſt Zions ſehen, noch an der Auferſtehung der Todten Antheil nehmen! — Ich hoffe, daß ich dadurch bewieſen, was ich zur Abſicht hatte, und gewiß wird Dieſes allen Freunden der Wahrheit und allen aufrichtigen Chriſten hinreichend ſein, dem was ich hier vorgebracht, Glauben beizumeſſen. Und in der That ſind Diejenigen unſrer Gegner, welche etwas gelehrter, und folglich etwas geſitteter, als der gemeine Haufe waren, bei dieſer Beſchuldigung ſtill geſtanden. John Hoornbeeck, welcher in dem Buche, das er neulich wider unſere Nation ſchrieb, Alles, Recht oder Unrecht, was er nur auf eine Weiſe zu unſerem Nachtheile zuſammenſcharren konnte, uns vorwirft, ſchämte ſich demohngeachtet, dieſe uns zur Laſt zu legen. „An autem verum sit“, ſagt er in ſeinem Prolegomenon, S. 26, „quod vulgo in historiis legatur“ etc., d. i. ob es wahr iſt, was gemeiniglich in den Geſchichten, um den Haß der Juden wider die Chriſten, oder vielmehr den Haß der Chriſten wider die Juden zu verſtärken, angeführt wird, daß ſie jährlich bei der Zubereitung des Oſterfeſtes, aus Beſchimpfung und Verachtung gegen Chriſtus, deſſen Leiden und Kreuzigung die Chriſten feiern, ein chriſtliches Kind heimlich ſtehlen, und auf eine grauſame Weiſe opfern, dafür mag ich nicht ſtehen, — indem er wohl wußte, wie leicht zu den Zeiten, in welchen dieſe Dinge ſich zugetragen haben ſollen (beſonders nach der Einführung der Inquiſition im Papſtthume), das Erdichten und Erſinnen war, und wie gar ſehr die Geſchichten dieſes Zeitalters nach den Geſinnungen der Verfaſſer erdichtet und vorgeſtellt wurden. In der That habe ich nie geſehen, daß jemals eine ſichere Erfahrung zum Beweiſe dieſer Beſchuldigung wäre angeführt worden. Alle dieſe Erzählungen gründen ſich auf ungewiſſe Nachrichten des Pöbels, oder auf eine geheime Anklage der Inquiſitionsmönche, des Geizes der Ankläger nicht zu erwähnen, welche durſtig nach dem Vermögen der Juden, eine ſolche Bosheit leicht erdichteten. Denn in dem erſten Buche der ſicilianiſchen Conſtitutionen, Tit. 7, leſen wir vom Kaiſer Friedrich: Si vero Judaeus vel Saracenus sit, in quibus prout certo perpendimus Christianorum persecutio nimis abundat, ad presens etc., d. i.: Wenn es aber ein Jude oder ein Saracene iſt, wider welche, wie wir in Erwägung

gezogen, die Verfolgung der Christen zu heftig sein könnte u. s. w., so bestraft er die Gewaltthätigkeit gewisser Christen gegen die Juden. Wenn es sich aber auch vielleicht einmal ereignet hat, daß ein Jude einen Christen ermordete, so müssen wir deshalb nicht sagen, daß sie in allen Ortrn, wo sie wohnen, jährlich ein Christenkind ermorden; und was das betrifft, was Thomas Cantibratensis (Lib. 2, Cap. 23) behauptet, es sei nämlich zuverlässig bekannt, daß die Juden in jeder Provinz das Loos werfen, welcher Ort, oder welche Stadt, die übrigen Städte mit Christenblut versehen soll, so kann ich diesem nicht mehr Glauben beimessen, als seinen übrigen Erdichtungen und Lügen, womit er sein Buch angestopft hat. — So weit John Hoornbeeck.

13) Alles dieses ohngeachtet, fehlt es nicht an einigen Geschichten, welche diese oder ähnliche Lästerungen wider ein niedergeschlagenes Volk beweisen sollen, aus welcher Ursache Gott sagt, Zach. 2, 8: Wer euch antastet, der tastet seinen Augapfel an. Ich will einiger Begebenheiten, die zu meiner Zeit sich ereignet haben, flüchtig erwähnen, davon ich zwar kein Augenzeuge gewesen, die aber allgemein erzählt, und ohne den mindesten Widerspruch geglaubt wurden. In meiner Fortsetzung des Josephus Flavius habe ich treulich Beides, die Namen der Personen, der Oerter und der Zeit, wo und wann sie sich zugetragen, aufgezeichnet, rnd werde daher hier bei der Erzählung minder sorgfältig sein.

In Wien, der Hauptstadt von Oesterreich, war unter dem Kaiser Friedrich, bei der Kälte dieser Gegend, ein Teich zugefroren, in welchen drei Leichname (wie nur zu oft Dieses geschieht) geworfen wurden. Bei Vermissung derselben fiel die Beschuldigung auf die Juden, welche auf der Stelle angeklagt wurden, daß sie dieselben zur Feier ihres Osterfestes ermordet hätten. Sie wurden in Kerker geworfen, und nach unendlichen vergeblichen Bitten und Vorstellungen, dreihundert derselben verbrannt. Als der Teich aufthaute, fand man diese drei Körper, die Unschuld kam an den Tag, aber zu spät, nachdem die Grausamkeit verübt war.

Ungefähr vor dreißig Jahren war zu Arguza ein Christenweib, in deren Haus ein kleines Mädchen (von eilf Jahren, die Tochter eines benachbarten Edelmannes), reich mit Juwelen geschmückt, kam. Das elende Weib wußte keinen sichern Weg,

es zu berauben, als durch deſſen Ermordung, ſchnitt ihm die Bruſt auf und warf es unter ihr Bett. Das Mädchen wurde bald vermißt, und bei der Erkundigung erfuhr man, daß man es in dieſes Haus habe hineingehen ſehen. Der Magiſtrat hielt Nachſuchung, und man fand es todt. Die Frau geſtand die That, und gleichſam als wenn ſie ihr eigenes Verbrechen dadurch aufhöbe, wenn ſie einen Juden, ſo unſchuldig er auch ſei, unglücklich machte, ſo ſagte ſie, ſie hätte es auf Anrathen und Zureden eines gewiſſen Iſaak Jeſchurun gethan, weil dieſer Jude zur Feier des Oſterfeſtes Blut nöthig hatte. Sie wurde gehangen, der Jude ergriffen, und mit Anwendung alles Witzes zur Erfindung unerhörter und unerträglicher Marter, die einen Perillus zum Erbarmen und Mitleiden hätten bringen können, ſechsmal grauſam gefoltert. Gleichwol beſtand er auf der Falſchheit der Anklage und behauptete, daß dieſe Bosheit, die er nie verübt, noch je ſich habe träumen laſſen, auf eine ſchändliche Weiſe ihm zugeſchrieben werde. Demohngeachtet wurde er zu einer zwanzigjährigen Gefangenſchaft verdammt (in welcher er aber nur drei Jahre blieb), wo er in einer dazu aufgeführten viereckigen Mauer nackt angeſchloſſen, durch ein Loch mit Brot und Waſſer kümmerlich gefüttert werden ſollte, damit er in ſeinem eigenen Unrathe umkommen möchte. (Dieſes Mannes Bruder, Joſeph Jeſchurun, lebt noch jetzt in Hamburg.) Der Elende rief Gott an, flehte zu ihm, ein Zeugniß ſeiner Unſchuld durch ein Zeichen an den Tag zu legen, und die Richter, die mit ſo wenig Erbarmen, als Gerechtigkeit, ihn ſo grauſam und unmenſchlich plagten, vor ſeinen göttlichen Richterſtuhl zu fordern, und der Ewige war ein gerechter Richter, denn der Fürſt ſtarb plötzlich bei einem Schmauſe, den nächſten Sonntag, nachdem er den Urtheilsſpruch gegeben, und eben ſo fielen während der Zeit ſeiner Gefangenſchaft die erwähnten Richter nach und nach hin, und ſtarben. Dies wurde weislich von den wenigen Uebrigen bemerkt, und für eine beſondere göttliche Vorſicht gehalten; ſie entſchloſſen ſich daher, um ſich ſelbſt zu retten, ihn in Freiheit zu ſetzen. Dieſer Mann kam wohlbehalten heraus, reiſete durch ganz Italien, wo er zur Verwunderung Aller, die von ſeinen Leiden wußten, geſehen wurde, und ſtarb einige Jahre nachher zu Jeruſalem.

14) Die berühmte Glaubenshandlung (Auto-da-fe), welche gewöhnlich zu Toledo gehalten wird, wurde im Jahre 1632, in

Gegenwart des Königs von Spanien, in Madrid gefeiert, wo die Inquisitoren dem Könige und der Königinn einen Eid abnahmen, daß sie den katholischen Glauben in ihrem Reiche beschützen und aufrecht halten wollen. In der Nachricht von dieser Glaubenshandlung findet man aufgezeichnet, wie eine Familie aus unserer Nation verbrannt worden, nachdem sie auf der Folter die Anklage einer Dienstmagd eingestanden, welche (aufgebracht durch einige Beleidigungen) vorgab, sie hätten ein Bild geschlagen und gegeißelt, und dieses habe unter den Streichen einen großen Theil Blut von sich gelassen, und mit heftiger Stimme geschrieen: „Warum geißelt ihr mich so grausam?" Der ganze Adel merkte wohl, daß Alles falsch sei, aber von Dingen der Inquisition darf Niemand reden.

15) Im Jahre 1631 ereignete sich zu Lissabon folgende wahre Geschichte. Eine gewisse Kirche vermißte in einer Nacht eine silberne Büchse, in welcher die papistische Hostie befindlich war. Ein junger, ziemlich vornehmer Knabe unserer Nation, mit Namen Simao Pires Solis, war dieselbe Nacht in der Nachbarschaft vorbeigegangen, um eine Dame zu besuchen; bloß auf diese Anzeige wurde er ergriffen, ins Gefängniß geworfen und erschrecklich gemartert. Sie schnitten ihm die Hände ab und verbrannten ihn, nachdem sie ihn durch die Straßen geschleift hatten. Ein Jahr nachher bekannte ein Dieb, unter dem Galgen, daß er die Schachtel mit der Hostie geraubt hätte, und nicht jener arme Unschuldige, den sie verbrannt hätten. Der Bruder dieses jungen Mannes war ein Mönch, ein großer Gottesgelehrter und Prediger; jetzt lebt er als Jude in Amsterdam und nennt sich Eliasar de Solis.

16) Es möchten vielleicht Einige sagen, die Leute wären nicht zu tadeln, die den Juden etwas aufbürden, das sie selbst mit eigenem Munde bekannten; aber wahrlich, diese müssen die Marter und Qualen, die so sprechen machen, wenig kennen. Der Arzt eines portugiesischen Grafen wurde eingezogen, weil man ihn für einen Juden hielt. Der Graf ersuchte einen von den Inquisitoren schriftlich, er möchte seine Loslassung besorgen, weil er gewiß wüßte, daß der Arzt ein wahrer, aufrichtiger Christ sei; aber Dieser konnte die ihm angethane Folter nicht aushalten, gestand selbst, daß er ein Jude sei, und ward ein Büßender. Der Graf, sehr aufgebracht darüber, stellte sich krank, und ließ durch einen seiner Bedienten den Inquisitor

bitten, daß er zu ihm kommen und ihn besuchen möchte. Als er kam, befahl er ihm, zu gestehen, daß er ein Jude sei, ferner, daß er Dieses mit eigener Hand niederschreibe, und als er sich dessen weigerte, befahl der Graf einigen seiner Bedienten, ihm einen glühenden Helm (womit er sich zu dieser Absicht bereits versehen hatte) auf den Kopf zu setzen. Dieser, unfähig die gedachte Folter auszuhalten, nahm ihn auf die Seite, gestand ihm, und schrieb es mit seiner eigenen Hand, daß er ein Jude sei. Der Graf nahm darauf Gelegenheit, ihm seine Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu verweisen; auf gleiche Weise, sagte er, als Ihr bekennet, that es auch mein Arzt, ungerechnet, daß Ihr gegenwärtig schon ohne das Feuer, ohne Gefühl der Marter, mehr bekannt habet. Daß durch ähnliche Instrumente der Grausamkeit zärtlich erzogene Kinder, oder sonst Personen, die weichlich gelebt haben, zum Geständnisse gezwungen werden können, daß sie ein Bild gegeißelt oder ähnlicher sträflichen Mißhandlungen sich schuldig gemacht haben, beweiset die tägliche Erfahrung. Es war aus dieser Ursache bei dem israelitischen Senate nie die Folter gebräuchlich; sondern man konnte bloß durch das Zeugniß zweier Zeugen überführt werden.

17) Andere führen vielleicht an, diese Geschichten mögen wohl richtig sein, aber sie sind nicht geheiligt oder canonisch. Ich antworte: Liebe und Haß, sagt Plutarch, verdirbt die Wahrheit jedes Dinges, wie die Erfahrung hinreichend zeigt, wenn wir die Sachen, die geschehen, betrachten, wie eine und dieselbe, in einer und derselben Stadt, zu einer und derselben Zeit, auf verschiedene Weise erzählt wird. Ich selbst habe es in meinen eigenen Geschäften so gefunden. Es ging z. B. allgemein die Rede, daß unsere Nation die St. Paulskirche gekauft habe, um sie zu ihrer Synagoge zu machen, ungeachtet sie vorher ein der Diana geheiligter Tempel war. So sind noch mancherlei andere Dinge von uns erzählt worden, die unserer Nation nie in den Sinn gekommen. So habe ich eine fabelhafte Erzählung von dem Verfahren eines großen Conciliums von Juden gesehen, die sich auf der Ebene von Nagy-Ida in Ungarn versammelt haben sollten, um zu bestimmen, ob der Messias gekommen oder nicht.

18) Da es klar ist, daß den Juden der Genuß jeder Art Blutes unerlaubt, das Erwerben eines Menschen geradezu durch unser Gesetz verboten sei, und daß die vorher angeführten Gründe

dem Verſtande eines Jeden faßlich und einleuchtend ſein müſſen, ſo weiß ich, es wird Vielen, beſonders den Frommen und Freunden der Wahrheit, an der Unterſuchung liegen, wie dieſe Verleumdung entſtanden, woher ihr erſter Urſprung abzuleiten ſei? Ich möchte antworten, daß dieſe Bosheit aus verſchiedenen Urſachen ihnen zur Laſt gelegt wird.

Erſtlich, ſagt uns Rufinus, der vertraute Freund des heiligen Hieronymus, in ſeiner Ueberſetzung des zweiten Buches des Werkes des Joſephus, das er wider Apion, den Grammatiker, ſchrieb (der griechiſche Text fehlt hier), wie Apion, dem Antiochus zu Gefallen, dieſe Verleumdung erſonnen, um deſſen Gottloſigkeit zu entſchuldigen, und deſſen treuloſe Behandlung der Juden, da er durch ihr Vermögen ſeinen Mangel erſetzte, zu rechtfertigen. Propheta vero aliorum est Apion etc. Apion iſt ein Prophet worden, und ſagte, daß Antiochus im Tempel ein Bett fand, auf welchem ein Mann gelegen, einen Tiſch, mit allen Leckerbiſſen der See und des Landes und Flügelwerken beſetzt, vor ſich habend, der, über den Eintritt des Königs erſtaunt, ihm zu Füßen gefallen und ihn als ſeinen Retter verehrt habe, als käme er, ihm zu helfen, und ihm beizuſtehen; er ſtreckte ſeine rechte Hand aus und bat um Freiheit. Als der König ihm befahl, ſich niederzuſetzen und zu erklären, wer er wäre, warum er hier wohne, und was die Urſache dieſes ſeines reichhaltigen Vorrathes ſei, ſo klagte der Mann jämmerlich mit Seufzern und Thränen über ſeine Noth, und ſagte ihm, er ſei ein Grieche, und als er außer der Provinz reiſete, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, ſo ſei er plötzlich ergriffen, von einigen fremden Männern gefangen und in den Tempel gebracht worden, wo er eingeſchloſſen worden, von Niemanden geſehen zu werden, aber mit allen Arten von Leckereien gefüttert werde. Dieſe unerwartete Wohlthaten verurſachten ihm erſt Freude, dann Verdacht, nachher Erſtaunen, und endlich zuletzt merkte er aus den Rathſchlägen des Prieſters, der zu ihm kam, daß die Juden jährlich zu einer gewiſſen beſtimmten Zeit, zufolge ihres geheimen Geſetzes, einen fremden Griechen fangen, und nachdem ſie ihn während eines ganzen Jahres köſtlich gefüttert haben, in einen gewiſſen Wald bringen und tödten. Alsdann opfern ſie, ihren feierlichen Gebräuchen und Ceremonien gemäß, ſeinen Körper, ein jeder ſchmeckt ſeine Eingeweide, und während der Opferung dieſes Griechen, legen ſie einen feierlichen Eid

ab, daß sie den Griechen einen unsterblichen Haß und Groll nachtragen wollen. Die Reste dieses umgebrachten Mannes werfen sie alsdann in eine gewisse Grube. Nach diesem läßt Apion diesen Mann sagen, daß ihm nur noch wenige Tage bis zu dieser Hinrichtung übrig seien, und den König bitten, daß er, der die griechischen Götter verehre und fürchte, das Blut seiner Unterthanen an den Juden rächen, und ihn von dem nahen Tode befreien möchte. Diese Fabel (sagt Josephus) ist so voll von gräulicher Unverschämtheit, als von traurigen Auftritten. Ich wünschte, daß Sie vielmehr die Widerlegung dieser Verleumdung hier lesen, als daß ich sie an deren Stelle hinschreibe. Sie finden sie in der Genfer Ausgabe des Josephus S. 1066.

Zweitens, diese berüchtigte Anklage und schreckliche Bosheit vom Ermorden der Kinder und dem Essen ihres Blutes ist schon von Alters her den Christen von den Heiden zur Last gelegt worden, um sie verhaßt zu machen, und das gemeine Volk wider sie aufzubringen, wie aus dem Tertullian in seiner Apologia contra gentes, Justin (Märtyr) in der Apologia ad Anton. 2, Eusebius Cäsarensis, l. 5. Cap. 1. u. 4., Pineda in seiner Monarchia ecclesiastica l. 11., Cap. 52, und aus verschiedenen Andern hinreichend zu ersehen ist, und eben diese Grausamkeit wird jetzt von ihnen aus demselben Grunde den Juden Schuld gegeben, da sie sich der ihnen gemachten gleichen Beschuldigung kaum mehr erinnern. Aus derselben Absicht und auf gleiche Weise, wie sie die Sache als eine fälschliche Anklage leugneten, leugnen auch wir sie, und ich möchte sagen, vielleicht noch mit etwas mehrerem Grunde, indem wir keine Art von Blut genießen dürfen, wozu die Christen sich nicht verpflichtet halten.

Nun war die Ursache dieser Verleumdung überall eine Niederträchtigkeit Einiger, welche aus Verlangen nach ihrem Hab und Gut und nach dem Besitze ihrer Reichthümer, diese ungeheure Beschuldigung erdichtet und eingeführt, um unter dem besondern Vorwande, ihr eigenes Blut zu rächen, ihrer Bosheit einen Anstrich zu geben. Und ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß, als ich einst einem Rabbi (der aus Polen nach Amsterdam kam) wegen der übermäßigen Zinsen, welche sie in Deutschland und Polen von den Christen fordern, Vorwürfe machte, und ihm sagte, wie mäßig sie in Holland und Italien wären, so antwortete er, wir sind gezwungen, es

so zu machen, indem sie so oft falsches Zeugniß wider uns aufstellen, und auf einmal mehr von uns heben, als wir in vielen Jahren von ihnen zu gewinnen im Stande sind; und so ist es, wie die Erfahrung zeigt, mit unserm armen Volke, unter diesem Vorwand und Anstrich, gewöhnlich gegangen.

19) Und Dies war der Fall öfter; die Leute beleidigten die Juden, um ihre eigene Bosheit zu entschuldigen, wie zum Beispiel der Vorfall zu der Zeit eines gewissen Königs von Portugal war. Der Ewige beraubte ihn eine Nacht des Schlafes (so wie den König Ahasverus) und er ging auf einen Altan des Palastes, von welchem er die ganze Stadt übersehen konnte; von da bemerkte er (der Mond schien' helle) zwei Menschen, welche einen todten Körper trugen, und ihn in den Hof eines Juden warfen. Sogleich fertigte er ein Paar Bediente ab, mit dem Befehle, mit einer scheinbaren Nachläßigkeit diesen Leuten nachzuspüren, zu folgen und sich ihre Wohnung zu bemerken, welches sie ausrichteten. Den nächsten Tag entstand ein Aufruhr und Tumult in der Stadt, man klagte die Juden als Mörder an. Darauf ließ der König die Schelme ergreifen und sie gestanden die Wahrheit, und als er in Erwägung zog, daß dies Geschäft durch eine besondere göttliche Vorsicht geleitet wurde, so berief er einige weise Männer der Juden, und fragte sie, wie sie den vierten Vers des hundert und ein und zwanzigsten Psalms verdollmetschten? und sie antworteten: Siehe, der Hüther Israel schläft noch schlummert nicht. „Unrichtig," erwiderte der König; „denn wenn er nicht schlummert, um wie viel weniger wird er schlafen? Die wahre Verdollmetschung ist diese: Siehe, der Herr schlummert nicht, und läßt den nicht schlafen, der Israel hüthet. Gott, der auf Euch Acht hat, hat mir meinen Schlaf genommen, damit ich ein Augenzeuge derjenigen Bosheit sein möge, welche diesen Tag Euch zur Last gelegt worden." Diese und viele ähnliche Begebenheiten kann man in dem Buche Scebet Jehuda lesen, wie oft, wenn unsere Nation, solcher erdichteter Verleumdung halber, am Rande des Unterganges war, die Wahrheit sich von selbst zu ihrer Errettung entdeckt hat.

20) Ueber diesen Blutgegenstand ist schon vormals von Einem von den Päpsten von einem völligen Concilium gehandelt, gestritten und endlich entschieden worden, daß es nichts als eine bloße Verleumdung sei. Er gab auch darauf den Juden die

Freiheit, in seinen Ländern zu wohnen, und machte, daß die italienischen Fürsten ein Gleiches thaten, so wie auch Alfonso der Weise, König von Spanien. Und gesetzt auch, daß irgend einer eine solche That begangen, wie ich nie von einem Juden glaube, so wäre es doch eine große Grausamkeit, wegen eines einzigen Mannes Bosheit eine ganze Nation zu bestrafen!

21) Doch wozu mehr Worte über diese Sache, da es so offenbar ist, daß über uns kömmt, was von allen Propheten vorausgesagt ist? Moses Deut. 28, 61: Dazu alle Krankheit und alle Plage, die nicht geschrieben sind in dem Buche dieses Gesetzes, wird der Herr über dich kommen lassen u. s. w., darum daß du nicht gehorcht hast der Stimme des Herrn deines Gottes. David führt im vier und vierzigsten Psalm eine traurige Klage über die Uebel und die schändliche Schmach, von welchen wir in dieser Gefangenschaft umgeben sind, als wenn wir der Mittelpunkt dieses Elends wären; denn wir werden ja, sagt er, um deinetwillen täglich erwürgt und sind geachtet wie Schlachtschafe. Eben so spricht er im vier und siebzigsten Psalm und in mehreren.

Ezechiel erwähnt dieser Verleumdung ausdrücklicher. Der ewig gelobte Gott verspricht Cap. 36, 13, daß eine Zeit kommen wird, wo sie des Verschlingens der Menschen oder des Essens des Menschenblutes nicht mehr werden beschuldigt werden, zufolge der wahren und reinen Auslegung des gelehrten Don Isaak Abarbanels. Der gelobte Gott wird nach der Größe seiner Erbarmung mit seinem Volke Mitleiden haben, und alle Beschuldigungen Israels von der Erde wegnehmen, daß sie nicht mehr gehört werden mögen, wie durch Isaiah prophezeiet worden. Und Dies mag von diesem Punkte genug sein!

Zweiter Abſchnitt.

Sie verlangten nächſt Dieſem zu wiſſen, welcher Ceremonie oder Demüthigung die Juden in ihren Synagogen gegen das Geſetzbuch ſich bedienen; weshalb ſie von Einigen aus Unwiſſenheit für Götzendiener gehalten werden. Ich werde hierauf nach der Ordnung antworten.

Erſtlich, die Juden halten ſich verbunden aufzuſtehen, wenn das auf Pergament geſchriebene Geſetzbuch aus den Schranken genommen worden, bis es auf dem Pult geöffnet wird, um es dem Volke zu zeigen, und hernach darin zu leſen. Wir ſehen, daß Dieſes beobachtet wurde, in Nehemia, wo es heißt Cap. 8, 5: Und als er geöffnet hat, ſo ſtand das ganze Volk auf. Und dies geſchieht aus Ehrerbietung gegen das göttliche Wort und dies geheiligte Buch.

Aus gleicher Urſache neigen alle ihre Häupter mit Ehrfurcht, denen es vom Schranken nach dem Pulte vorübergeht; welches aus folgenden Gründen kein Götzendienſt ſein kann.

Erſtlich: etwas Anderes iſt ein Ding anbeten, adorare; etwas Anders es verehren, venerari. Das Anbeten jedes Geſchöpfes, es ſei ein engliſches oder irdiſches, iſt verboten; aber Verehrung kann einem jeden derſelben ertheilt werden, ſo wie ein Menſch von höherem Range ehrwürdig genannt wird. So demüthigte ſich Abraham, der zu ſeiner Zeit den falſchen Götzendienſt ausrottete, und warf ſich hin vor jene drei Gäſte, die er doch für Menſchen hielt. Eben ſo warf Joſua, der höchſte Anführer des Volkes, ſich vor einem Engel hin, der

ihm, mit dem Schwert in der Hand an den Pforten von Jericho Furcht einflößte. Waren dieses nun gerechte Männer, deren Beispiele zu folgen wir verbunden sind, und sind sie deshalb nicht getadelt worden, so ist klar, daß das Verehren des Gesetzes nach unserer Weise kein Götzendienst zu nennen sei.

Zweitens: die Juden sind äußerst gewissenhaft in solchen Dingen, und fürchten sogar den Schein, als erzeugten sie Bildern eine Ehrerbietung. Man kann Dieses im Talmud, und in der Abhandlung vom Götzendienst des R. Moses aus Aegypten sehen, wo sich die Vorschrift findet, daß, wenn von ungefähr ein Israelit einer Kirche vorbeigeht, an deren Außenseite sich Bilder befinden, und zu gleicher Zeit ihn ein Dorn in den Fuß sticht, so darf er nicht stillstehen, um ihn herauszuziehen, weil es ihm bei Jemanden, der ihn sieht, den Verdacht erwecken kann, als bückte er sich vor einem solchen Bilde. Wenn also das Bücken vor dem Gesetze irgend einen Anschein von Götzendienst hätte, so würden die Juden, zufolge dieser Strenge, allerdings es verabscheuen; und daß sie es thun, ist ein sicheres Zeichen, daß es kein Götzendienst sei.

Drittens: das Küssen der Bilder ist die vorzüglichste Verehrung beim Götzendienst, so wie Gott sagt, 1. Kön. 19, 18: Und ich will lassen überbleiben siebentausend in Israel, nämlich alle Knie, die sich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküßt hat; wäre Dies aber, so würde folgen, daß alle Diejenigen, welche, nachdem sie geschworen, das Testament küssen, Götzendiener sein müßten; aber da es sich nicht so verhält, indem diese Handlung bloß eine einfache Verehrung ist, so folgt aus demselben Grunde, daß das Neigen des Hauptes für keinen Götzendienst gehalten werden kann.

Viertens: die Erfahrung zeigt, daß es bei allen Nationen eine Höflichkeitsbezeigung der Menschen gegen einander ist, ihr Haupt zu neigen, und es gibt darin Grade, nach Beschaffenheit der Person, mit der sie sprechen; ein Beweis, daß es nach der Meinung aller Nationen kein Götzendienst ist, und viel weniger daher ist es die Verehrung des Gesetzes durch eine Verbeugung des Körpers.

Fünftens: wenn das Volk in Asien (und so ist es beinahe in der ganzen Welt) einen Bescheid oder Befehl von seinem Könige erhält, so nimmt es ihn, küßt ihn und legt ihn

auf den Kopf. Wir ſind Gottes Wort und ſeinen göttlichen Befehlen weit mehr ſchuldig.

Sechstens: als die zwei und ſiebzig Dollmetſcher mit dem Geſetzbuche zu Ptolemäus Philadelphus kamen, ſo ſtand er (wie Ariſtäus uns verſichert), aus Verehrung deſſelben, von ſeinem Stuhle auf, und warf ſich ſiebenmal nieder. Wenn ein Heide ſich ſo gegen ein Geſetz bezeigt, zu dem er ſich nicht verpflichtet hält, wie viel mehr ſind wir dieſem Geſetze Ehrerbietung ſchuldig, das beſonders uns gegeben iſt?

Siebentens: die Israeliten halten für Artikel ihres Glaubens, daß ein Gott ſei, der die einfache Einheit, ewig, unkörperlich iſt, der das geſchriebene Geſetz ſeinem Volke Israel, durch die Hand Moſes, des Fürſten und Oberhauptes aller Propheten, gegeben habe, deſſen Vorſicht ſich um die Welt bekümmert, die er erſchaffen; der aller Menſchen Handlungen beobachtet, und ſie dafür belohnt und beſtraft. Endlich, daß einſt ein Meſſias komme, um die zerſtreuten Israeliten wieder zu verſammeln, und daß kurz nachher die Auferſtehung der Todten erfolgen werde.

Dieſes ſind ihre Lehren, welche, wie ich glaube, nichts Abgöttiſches enthalten, ſelbſt nicht nach der Meinung Derer, die anders urtheilen. „Die Juden;“ ſagt ein ſehr gelehrter Chriſt unſerer Zeit, der ein franzöſiſches Buch, das er die Zurückberufung der Juden nennt, geſchrieben, (in welchem er den König von Frankreich zu ihrem Führer macht, wenn ſie nach ihrem eigenen Lande zurückkehren werden), „die Juden werden erlöſt werden, denn wir erwarten noch eine zweite Ankunft deſſelben Meſſias, und die Juden glauben, daß Dieſes ſeine erſte, nicht die zweite Ankunft ſei, und durch dieſen Glauben werden ſie erlöſt werden, denn der Unterſchied beſteht nur in der verſchiedenen Angabe der Zeit dieſer Ankunft.“

Dritter Abſchnitt.

Ich hoffe Ihnen in Abſicht auf die angeführten Punkte Genüge geleiſtet zu haben. Ich werde Ihnen in Anſehung des Uebrigen mit der nämlichen Aufrichtigkeit berichten. Sixtus Senenſis in ſeiner Bibliotheca, Lib. 2, unter dem Titel: Contra Talmud, und Andere, als Viatenſis Ordine. 1., Tract. 1. unter dem Titel: Berachot verſichern aus dem Cap. 4., „daß jeder Jude dreimal täglich allen Chriſten fluche, und zu Gott bete, ſie zu verwüſten und auszurotten, ſammt ihren Königen und Fürſten. Und Dies geſchehe beſonders in der Synagoge dreimal täglich durch die jüdiſchen Prieſter.“ Wer die Wahrheit liebt, beliebe doch, den Talmud in der angefüheten Stelle nachzuſchlagen, man wird nichts von dem Vorgeworfenen finden; es iſt in dem beſagten vierten Capitel blos das tägliche Gebet erzählt, das von den Minim (d. i. Ketzern) ſpricht, und in Dabne (einer Stadt unweit Jeruſalem zwiſchen Gath und Gazim u. ſ. w.) angeſtellt worden; mehr iſt nicht im Talmud. Hieraus erkünſtelt nun Sixtus Senenſis die erwähnte Verleumdung, und ſpricht von Demjenigen, was der Talmud nur kürzlich berührt, daß es bloß von weiſen Männern in der beſagten Stadt geſchehen, als wäre es eine Verordnung im Talmud auf alle Zeiten.

Laſſet uns nun ſehen, was durch dieſe weiſen Männer in der erwähnten Stadt geſchehen iſt, und unterſuchen, ob es mit Recht die Chriſten beleidigen kann.

1) Unter den täglichen Gebeten iſt ein gewiſſes Capitel,

worin es heißt: La-Mumarim ꝛc., d. i.: Lasse den Abtrünnigen keine Hoffnung, vertilge alle Ketzer und alle deine Feinde, und alle die dich hassen, lasse umkommen. Und das Reich des Hochmuths wolleſt du ausrotten, ſchwäche und vertilge es bald und in unſeren Tagen. Dies ganze Capitel ſpricht nicht von urſprünglichen Chriſten, ſondern von Juden, welche damals den Saduceern, Epikurern und den Heiden zugefallen waren, wie Moſes aus Aegypten ſagt, Tract. Tephill. C. 2. Denn unter Abtrünnige und Ketzer ſind nicht alle Menſchen zu verſtehen, welche von verſchiedener Religion, Abgötterer oder Heiden ſind; ſondern ſolche abgefallene Juden, welche dem ganzen moſaiſchen Geſetze oder einigen darin angenommenen Artikeln entſagen, und dieſe werden eigentlich von uns Ketzer genannt. Auch zufolge des Geſetzes der Chriſten iſt Der eigentlich kein Apoſtat oder Ketzer, welcher geboren und von Jugend auf ein Schüler und treuer Befolger eines verſchiedenen Geſetzes iſt, und darin verbleibt; ſonſt müßten geborene Juden, Mahomedaner und andere Nationen, welche keine Chriſten ſind, noch je waren, in Rückſicht auf die Chriſten eigentlich Apoſtaten und Ketzer genannt werden, welches ungereimt iſt; eben ſo ungereimt wäre es von Seiten der Juden, wenn ſie die Chriſten ſo benennten. Die Rede iſt daher keineswegs von Chriſten, ſondern von Ueberläufern der Juden, d. i. von ſolchen, welche die Fahne oder das heilige Geſetz verlaſſen haben.

2) Endlich werden hier weder die Königreiche noch die Könige, welche Chriſten oder Mahomedaner oder von einer andern Secte ſind, verflucht, ſondern namentlich das Königreich des Stolzes. Gewiß iſt es, daß zu der Zeit, da unſere weiſen Männer zu den täglichen Gebeten das erwähnte Capitel hinzuthaten, noch kein chriſtliches Königreich war. Was war alſo dieſes Reich des Hochmuths? könnte man fragen; wer kann Dieſes deutlich darthun? — So viel wir muthmaßen können, iſt es das Königreich der Römer, das damals blühte, welches über alle Nationen und beſonders über die Juden tyranniſch und ſtolz herrſchte *); denn Veſpaſian und ſein Sohn Titus

*) Wenn in dieſer Stelle unter Reich des Stolzes ein gewiſſes Reich auf Erden verſtanden werden ſoll, ſo kann wol kein anderes, als das römiſche gemeint ſein, unter deſſen Druck die Juden damals lebten,

haben nachher ganz Judäa zerstört. Und obgleich einige römische Kaiser nachher Christen geworden sind, oder von dem Christenthume eine gute Meinung hatten, so war doch das römische Königreich ein heidnisches, und ohne Unterschied stolz und tyrannisch; und obschon die Juden dieselben Worte des Gebetes wiederholten, wenn auch der Fürst gut war, und sie unter einer gerechten Regierung lebten, so geschah es bloß aus altem Gebrauch, ohne eine Bosheit wider die gegenwärtige Regierung. Und in der That sind nun in allen ihren Büchern, die nachher gedruckt worden, diese Worte weggelassen, damit sie nicht unge-

---

als dieses Gebet eingeführt worden. Wie reimt sich Dieses aber mit Dem, was unser Rabbi in der Folge behauptet, und durch Stellen aus dem Josephus und Philo beweiset, daß nämlich die Juden für das Wohl der römischen Kaiser und des Reiches geopfert und Gebete angestellt? Ja, nach dem Ausspruch der Rabbinen überhaupt, soll der Sünde, aber nicht dem Sünder geflucht werden.

Mich dünkt, es liege hier offenbar eine Zweideutigkeit in der Sprache, die der Rabbi, nach seiner gründlichen Kenntniß des Hebräischen, gar wol hätte bemerken sollen. Reich des Stolzes kann freilich so viel bedeuten, als das stolze Reich, die stolze Regierung. Die hebräische Sprache hat diese Eigenheit, daß sie die Eigenschaften der Dinge mehr durch abstracte Hauptwörter, als durch Beiwörter ausdrückt, anstatt daß in anderen bekannten Sprachen die Abstracta fast durchgehends aus den Beiwörtern gebildet zu werden pflegen. Männer der Gerechtigkeit, Tage der Glückseligkeit, Stimme der Stärke, heißt so viel, als: Gerechte Männer, glückselige Tage, starke Stimme; Seele des Lebens, so viel als lebendige Seele. In dieser abgeleiteten Bedeutungsart des abstracten Hauptwortes heißt Regierung des Stolzes so viel als stolze Regierung, bedeutet folglich eine gewisse, bestimmte Regierung, und nun ist keine Frage mehr, welche?

Allein das Nomen abstractum hat deswegen in der hebräischen Sprache seine ursprüngliche Bedeutung nicht völlig verloren. Die Herrschaft des Stolzes kann auch schlechtweg die Herrschaft des Stolzes bedeuten, die Gewalt dieser Leidenschaft überhaupt, oder der Menschen, und vornehmlich der Regenten, die sich ihr ergeben, und ihre Nebenmenschen mit Hoffahrt und Uebermuth beherrschen. In diesem Verstande also wird allhier keinem bestimmten Reiche auf Erden geflucht, keiner Regierung der Untergang angewünscht, und die Gebetsformel kann gar füglich in folgenden unschuldigen Wunsch verwandelt werden: Lasse den Uebermuth (oder die Uebermüthigen) nicht länger die Menschen beherrschen, sondern die Gewalt des Hochmuths geschwächt, gebrochen und die sich ihm überlassen, bald und in unsern Tagen gedemüthigt werden! Wer setzt nicht hier von ganzem Herzen sein Amen hinzu?

rechterweise den Juden zum Vorwurf gereichen möchten, und so sagen sie anstatt Apostaten und Ketzer, heimliche Ankläger oder Verräther der Juden, und anstatt des Königreichs des Stolzes, setzen sie alle: Zedim, d. i. stolze Menschen.

3) Auf gleiche Weise haben die zwei und siebzig Dollmetscher, um Aergerniß zu vermeiden, als sie in Levit. an die unreinen Thiere kamen, anstatt Arnebeth, welches ein Hase bedeutet, δασύποδα, d. i. Rauchfuß gesetzt; sie verließen den Namen, und gebrauchten dessen Sinn. Sie wollten das hebräische Wort Arnebeth nicht beibehalten, wie sie es bei verschiedenen anderen Nennwörtern gethan haben, damit die Frau des Ptolemäus, deren Namen Arnebeth war, nicht denken möchte, die Juden spotten ihrer, wenn sie ihren Namen unter die unreinen Thiere hingesetzt hätten; noch wollten sie es durch λαγωον, lagoon, oder λαγον, lagon, geben, welches in der griechischen Sprache ein Hase bedeutet, damit Ptolemäus selbst, der ein Sohn und Brudersſohn des Lagus war, sich nicht beleidigt fände, den Namen seiner Familie unter den unreinen Thieren aufgezeichnet zu sehen. Ueberdies erwähnt Plutarch, wie sehr übel es aufgenommen worden, wenn Jemand Ptolemäus fragte, wer der Vater des Lagus gewesen? gleichsam, als wenn man spöttisch auf seine dunkle Herkunft und Abstammung merkte.

4) Die völlig ähnliche Verleumdung fällt weg aus der Betrachtung desselben Capitels unseres Gebetes. Als Muley Zidan in Marocco regierte, klagte ein abtrünniger Jude, um sich standhaft in der mahomedanischen Religion und als einen Feind seiner eigenen Nation zu zeigen, die Juden bei dem König an, daß sie zu Gott um seinen Untergang bäten, indem sie in ihren Gebeten aller Zedim erwähnen, als wollten sie haben, daß die ganze Familie von Zidan zerstört werde. Sie entschuldigten sich mit der Wahrheit, und behaupteten, daß, indem sie wider Zedim bäten, es blos wider die stolzen Menschen (wie dieses Wort in der hebräischen Sprache eigentlich bedeutet) nicht wider Seine Majestät geschehe. Der König nahm die Entschuldigung an, und sagte ihnen, daß sie wegen der Zweideutigkeit des Wortes, es mit einem andern vertauschen sollten.

5) Gewiß die Juden geben keine Gelegenheit, einen Für-

sten oder einen Magistrat zu beleidigen, sondern im Gegentheil, sie sind, wie mir scheint, verbunden, ihn zu lieben, zu vertheidigen und zu beschützen; denn zufolge ihres Gesetzes, des Talmuds und des unverletzlichen Gebrauches der überall zerstreuten Juden, haben sie an dem Sabbath und an allen jährlichen Feierlichkeiten Gebete für die Könige und Fürsten, unter deren Regierung sie leben, sie mögen von christlicher oder von anderer Religion sein. Ich sage, zufolge ihres Gesetzes, wie Jeremias empfiehlt (Cap. 29), nämlich: Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum Herrn u. s. w., zufolge des Talmuds (Ord. 4. Tract. 4. Abodazara Cap. 1.), wo sich ein Gebet für das Wohl des Königreichs findet, und zufolge des Gebrauches, der nie von den Juden unterlassen worden. Ueberall, wo sie sind, segnet der Priester der Synagoge, bevor er das jüdische Volk segnet, den Landesfürsten unter dem sie leben mit lauter Stimme, damit alle Juden es hören können, und sie sagen darauf Amen. Sie haben die Form des Gebetes in dem Buche: The humble Adresses gesehen.

6) Auf gleiche Weise bemerken die Alten, als Gott befahl, daß an den sieben Tagen des Lauberhüttenfestes siebzig Stiere geopfert werden sollen, solches eine Beziehung auf die siebzig Nationen habe (welche einst Jahr auf Jahr, nach Jerusalem aufkommen werden, um dieses Lauberhüttenfest zu halten; Zachar. 14, 16), für deren Erhaltung sie geopfert werden. Denn sie sagen, daß alle Nationen der Erde in Abraham und dessen Saamen werden gesegnet werden, nicht nur geistig, und in der Erkenntniß der einzigen ersten Ursache, sondern auch jetzund schon zeitliche und irdische Segen, durch die Kraft dieses Versprechens, genießen werden. Und so brachten sie in den Zeiten des zweiten Tempels Opfer für die mit ihnen verbundene Nationen, wie aus folgenden Fällen erscheint.

In Megilat Taanit Cap. 9, wird erzählt, daß, als Alexander der Große, auf Anstiftung der Samaritaner, welche den Berg Gerizim bewohnten, mit dem Entschlusse kam, den Tempel zu zerstören, stellte Simon der Gerechte sich ihm in den Weg, und unter andern Gründen, welche er vorbrachte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, sagte er zu ihm: Dies ist der Ort, wo wir Gott bitten für deine eigene Wohlfahrt, und für dein Königreich, daß es nicht

zerstört werde; und sollen diese Menschen dich bereden, diesen Ort zu zerstören?

7) Ein Gleiches finden wir im ersten Buche der Macabäer Cap. 7, 33 und in Josephus Antiq. Lib. 12, 17, als Demetrius den Nicanor, den General seiner Armee, wider Jerusalem schickte, so kamen die Priester mit den Aeltesten des Volkes, ihn zu grüßen und ihm die Opfer zu zeigen, welche sie für die Wohlfahrt des Königs Gott bringen.

In derselben Geschichte Lib. 2, 3, und im Josephus Antiq. Lib. 13, Cap. 16. lesen wir, daß Heliodorus, des Seleucus General, aus gleicher Absicht nach Jerusalem kam; Onias der hohe Priester ersuchte ihn, diesen Ort nicht zu zerstören, wo sie Gott für die Glückseligkeit des Königs und seiner Nachkommen und für die Erhaltung seines Königreichs bäten.

8) In dem ersten Capitel des Baruchs, des Schülers von Jermiah, finden wir, daß die Juden, welche zuerst nach Babylon mit Jechonias gefangen geführt worden, Geld zusammenschossen, Jeder nach seinem Vermögen, und es nach Jerusalem sendeten, und sagten: Siehe! wir haben euch Geld geschickt, wofür ihr Opfer kaufen und für das Leben Nebuchadnezars und seines Sohnes Balthasar beten sollet, daß ihre Tage auf der Erde wie die Tage des Himmels sein mögen, daß Gott uns Kraft verleihe und unsere Augen erleuchte; daß wir unter ihrem Schatten leben, ihnen große Dienste leisten, und Gunst in ihrem Angesichte finden mögen.

Die Juden in Asien, wie Josephus Gorionides Lib 3, Cap. 4. erzählt, thaten ein Gleiches; sie schickten dem hohen Priester Hyrcanus Briefe nebst einem Geschenke, und verlangten, daß man für das Leben des Augustus Cäsar und seines Gefährten Marcus Antonius Gebete anstellen möchte.

Philo Judäus*) erzählt in dem Buche von seiner Gesandschaft an Cajus, wo er eines Briefes erwähnt, in welchem Cajus verlangte, daß man seine Bildsäule in dem heiligen Tempel aufstellen sollte, daß Dieses die Worte in Agrippa's Antwort an diesen Kaiser waren: Die Juden opfern für das Wohl deines Königreichs, und Das nicht nur an ihren feierlichen Festen, sondern alle Tage.

Ein gleiches wird vom Josephus angeführt. Die Juden

*) Paris. 1640.

ſagten zum Petronius, General des Kaiſers Cajus: Wir bringen täglich Brandopfer zu Gott für den Frieden des Kaiſers und des ganzen römiſchen Volks. Und im zweiten Buch wider Apion ſagt er: Wir Hebräer ſind überall gewohnt, die Kaiſer mit beſondern Opfern zu verehren. Auch iſt dieſe Dienſtleiſtung nie mit Undankbarkeit aufgenommen worden, wie aus dem Beſcheid des Cyrus, Eſra 6, 6, zu ſehen iſt, wo Darius befiehlt, daß ſogleich von des Königs Gütern, ſelbſt von ſeinen Steuern, den Aelteſten der Juden die Unkoſten gegeben werden ſollten u. ſ. w. und Alles was ſie nöthig hätten, Kälber, Lämmer und Böcke zu den Brandopfern vor dem Gotte des Himmels, Weizen, Salz, Wein und Oel u. ſ. w., daß ſie opfern zum ſüßen Geruch dem Gott vom Himmel, und bitten für des Königs Leben und ſeiner Kinder.

Daſſelbe wurde nachher vom Artaxerxes befohlen, welcher verſchiedene große Gaben ſpendete, ſowol zum Bau des Tempels, als zur Unterhaltung der Opfer. So ſtieg Alexander der Große von ſeinem Wagen, bückte ſich zu den Füßen des Hohenprieſters, und erſuchte ihn, ſeinethalben Gott Opfer zu bringen. Und wem kann es unbekannt ſein, wie reichlich Ptolemäus Philadelphus, nach Ariſtäus Erzählung, den Tempel beſchenkte? Nichts Unähnliches that Antiochus, der griechiſche König, als er durch eine öffentliche Verordnung jedem Fremden verbot, in den Tempel zu gehen, und den Ort zu entweihen, welchen die Juden der Religion und der göttlichen Verehrung geheiligt haben. (Joſephus Lib. 12. Cap. 3.) Ein gleiches that Demetrius (Lib. 13, Cap. 5, 6). Man kann noch hinzuthun, daß, als die Jeruſalemer mit den Einwohnern von Samaria wegen der Ehre und Würde des Tempels vor Alexander dem Großen rechteten, ſo behaupteten die Jeruſalemer Prieſter in ihrem Vortrage, daß dieſer Tempel beſtändig von allen aſiatiſchen Königen in großen Ehren gehalten, und mit verſchiedenen glänzenden und herrlichen Geſchenken bereichert worden ſei. Im zweiten Buche Joſephus wider Apion leſen wir, daß Ptolemäus Euergetes, als er Syrien erobert hatte, Dankopfer brachte, nicht den Götzen und falſchen Göttern, ſondern dem wahren Gott zu Jeruſalem, nach der Weiſe der Juden. Pompejus der Große wagte es nicht, wie Joſephus erwähnt, de Bello Judaico, Lib. 1, Cap. 5, weder zu plündern, noch im Mindeſten die Schätze des Tempels zu berühren, nicht (wie Cicero in ſeiner Rede für

den Plancius vorausſetzt, dem Auguſtin in ſeinem Buche de civitate Dei beiſtimmt), weil er beſorgte, man möchte ihn für zu geizig halten; denn Dieſes ſcheint vergleichungsweiſe ſehr lächerlich und kindiſch, indem das Kriegsgeſetz ihn bald davon losgeſprochen haben würde; ſondern aus Ehrfurcht gegen den Ort, von welchem ſein Gemüth ſo gerührt war. Philo Judäus führt einen Brief vom Agrippa an, pag. 1036, worin er ſchreibt, daß Auguſtus Cäſar den Tempel in ſo großer Ehre hält, daß er befohlen, aus ſeinen eigenen Einkünften täglich einen Stier und zwei Lämmer zu opfern; und ſeine Frau Julia Auguſta ſchmückte ihn mit goldenen Kelchen und Becken und verſchiedenen andern köſtlichen Geſchenken. Auch Cleopatra, die Königinn von Aegypten, ließ es nicht an Freigebigkeit fehlen. Tiberius befahl während der ganzen zwei und zwanzig Jahre ſeiner Regierung, daß aus ſeinem eigenen Zolle Gott Opfer gebracht werden ſollen. Ein Gleiches that Nero, bis die unbedachtſame Verwegenheit des Eleazers, indem er ſeine Opfer ausſchlug, das Gemüth des Kaiſers abwendig machte, und eine blutige Verfolgung veranlaßte.

Und Dieſem zufolge können wir den eilften Vers des erſten Capitels des Malachi (welcher während des zweiten Tempels blühte), beſſer verdolmetſchen. Seine Worte ſind: Aber vom Aufgang der Sonnen bis zum Niedergang ſoll mein Name herrlich werden unter den Heiden, und an allen Orten ſoll meinem Namen geräuchert, und ein rein Speisopfer geopfert werden; denn mein Name ſoll herrlich werden unter den Heiden, ſpricht der Herr Zebaoth. Denn außerdem, daß die Heiden den Tempel das Haus des großen Gottes nannten (Eſra 5, 8.), ſo haben ihre Könige und Kaiſer, perſiſche, griechiſche und römiſche, wie wir gehört haben, verlangt, daß man für ſie im Namen Gottes Opfer und Weihrauch bringen ſollte.

9) Der Leſer mag ferner bemerken, daß die Juden nicht nur für die Kaiſer, ihre Freunde und Bundesgenoſſen, ſondern allgemein für die ganze Welt Gott zu opfern und zu bitten gewohnt waren. Es iſt gebräuchlich (ſagte Agrippa zu Cajus nach dem Philo, S. 1035), daß der Hoheprieſter am Verſöhnungstage ein Gebet zu Gott für das ganze menſchliche Geſchlecht thut und ihn erſucht, demſelben ein neues Jahr mit Segen und Frieden zu verleihen. Daſſelbe ſagt Philo Judäus

in seinem zweiten Buche von der Monarchie: „Die Priester anderer Nationen bitten Gott bloß für die Wohlfahrt ihres eigenen besonderen Volkes; aber der Hohepriester bittet für das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen Welt.“ Und in dem Buche von den Opfern, S. 836, sagt er: „Einige Opfer werden für unsere Nation, einige für das ganze Menschengeschlecht gebracht. Denn die zwiefachen täglichen Opfer, nämlich des Morgens und des Abends, sind für die Erlangung der guten Dinge, welche Gott, das höchste Gute, ihnen zu diesen beiden Tageszeiten verleiht.“

Und auf gleiche Weise sagt Josephus in seinem zweiten Buche wider den Apion: „Wir opfern, beten zu Gott zuerst für das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen Welt, und nachher mehr besonders für uns selbst, weil (wie wir glauben) ein solches Gebet, welches erst allgemein sich erstreckt, und nachher mehr besonders verrichtet wird, Gott weit annehmlicher ist.“ Welche Worte auch von Eusebius Cäsarensis in seiner Praeparatio Evangel. Lib. 8. Cap. 2. angeführt werden.

10) So wie keine äußerliche materielle Herrlichkeit beständig ist, so hatte auch der Tempel seine Periode, und mit dem Osterlamme hörten auch alle andere Opfer auf; aber an deren Stelle haben wir jetzt Gebete, wie Hosea spricht, Cap. 14, 7: Statt der Stiere wollen wir opfern die Farren unserer Lippen. Und dreimal ist täglich unsre Bitte zu Gott: Fülle die ganze Welt, o Herr, mit deinem Segen; denn alle Geschöpfe sind das Werk deiner Hände, wie es in den Psalmen heißt 145, 9: Der Herr ist allen gütig, und erbarmt sich aller seiner Werke.

11) Ja wir bitten auch um die Bekehrung*) der Nationen,

*) Bekehrung (Conversion) war sicherlich nicht das eigentliche Wort, dessen sich der Rabbi hier bedienen wollte, oder sollte. In allen Stellen, die er aus dem Gebete am Neujahrstage und am Versöhnungsfeste anführt, findet sich keine Spur von Bekehrung zum Judenthume und allgemeiner Vereinigung zur Annahme ihrer Gesetze und Lehren, welches doch nur eigentliche Bekehrung sein würde, und König Salomo hat in der aus seinem Gebete angeführten merkwürdigen Stelle wahrlich an keine Bekehrung von dieser Art gedacht. Auch wäre ein solches Gebet ein ziemlich zweideutiger Beweis von Liebe und Verträglichkeit. Bei jedem Auto-da-fe werden laute Gebete zur Bekehrung der Ketzer angestimmt, die man alsdenn freilich, wenn das Gebet ohne erwünschte Wirkung ist, den Flammen

und so sagen wir in den trefflichen Gebeten am Rosch Haschana (Neujahrsfest) und am Versöhnungstage: „Unser Gott und Gott

---

übergibt. Nach dem wahren Geiste des Judenthums erwarten wir eine Zeit, da sich die Erkenntniß Gottes, als einzigen und allgemeinen Schöpfers, Erhalters und Regenten des Himmels und der Erde, über alle Nationen ausbreiten, Alles, was göttlichen Hauch in seiner Nase hat, ihn erkennen, vor ihm niederfallen und ihn anbeten werde. In der äußern Form des Gottesdienstes wird und soll, nach dem Plane der Vorsehung, allezeit Mannigfaltigkeit bleiben. Das eigentliche Judenthum, oder der Inbegriff jüdischer Gebräuche, Gesetze und Zeugnisse soll bloß für Juden und Israeliten sein, ein Erbtheil der Gemeinde Jacobs. Die übrigen Völker werden Gott nach ihrer Weise anrufen; aber sie werden die Majestät und unendliche Größe des wahren, einigen Gottes anerkennen, und ihre Abgötter von sich werfen. Um die Herannahung dieser güldnen Zeit bitten wir in unserm täglichen Gebete und vornehmlich am Neujahrsfeste und am Versöhnungstage. „Darum hoffen wir," heißt es in dem Beschlusse unseres täglichen Gebetes, „darum hoffen wir, bald die Herrlichkeit deiner Allmacht zu schauen, daß die Gräuel von der Erde verbannt, und die Götzen ausgerottet werden; daß die Welt durch das Reich des Allmächtigen vervollkommnet werde, alle Kinder des Fleisches deinen Namen anrufen, und die Frevler der Erde sich selbst zu dir wenden mögen. Laß alle Bewohner des Erdbodens erkennen und begreifen, daß zu dir allein sich alle Kniee beugen, alle Zungen schwören müssen, und daher vor dir, Ewiger! unser Gott! hinknieen, niederfallen, und die Ehre deines Namens verherrlichen. Laß sie sich Alle in das Joch deines Reichs schmiegen, und dich allein, bald und auf ewige Zeiten, für ihren Beherrscher erkennen. Denn dein ist das Reich, und du wirst auf ewige Zeiten rühmlich König sein; so wie in deiner Lehre angeschrieben steht: Der Ewige wird König sein, auf ewige Zeiten, und ferner: Der Ewige wird König sein über die ganze Erde. Damals wird der Ewige einig und sein Name einig sein." Hier ist von keiner Vereinigung in Lehre und Gesetz, noch weniger von einer sogenannten Glaubensvereinigung die Rede. Diese führt gerades Weges auf die gehässige Intoleranz. Alle Verfolgungen sind von jeher im Namen und zum Besten dieser Glaubensvereinigung ausgeübt worden, und man hat diese, wie den gefährlichsten Feind des menschlichen Geschlechtes und seiner Glückseligkeit, zu vermeiden und mit aller Macht zu verhindern; denn sie würde, wenn sie je erhalten werden könnte, unstreitig die alte Barbarei, und den schrecklichen Geist der Verfolgung wieder emporbringen. Liebe und Haß sind nicht so sehr verschieden, als Ausbreitung der Erkenntniß Gottes von Glaubensvereinigung. Der Ritter Michaelis hat in seinen vermischten Schriften über diese Materie einige sehr wichtige Briefe drucken lassen, für die ihm jeder Freund der Wahrheit und der Freiheit zu denken nicht wenig Dank schuldig ist. Man vergebe mir die Länge dieser Note. Sie war nöthig, um einer Mißdeutung zuvorzukommen, zu welcher die Worte des Rabbi Gelegenheit geben. Man scheint auch jetzt,

unſrer Väter, regiere über die ganze Welt mit deinem Glanze und ſei erhaben über die ganze Erde in deiner Herrlichkeit; verbreite deinen Einfluß über alle Einwohner der Welt in der herrlichen Majeſtät deiner Stärke, und laß jedes Geſchöpf wiſſen, daß du es geſchaffen; und laß jedes gebildete Ding einſehen, daß du es gebildet; und laß Alles was Athem in der Naſe hat, ſagen, der Herr Gott von Israel regiert, und ſein Königreich iſt über alle Herrſchaften." Und ferner: „Laß alle Einwohner der Erde wiſſen und ſehen, daß dir jedes Knie ſich beuge, und jede Zunge ſchwöre; vor dir, o Herr unſer Gott, laß ſie ſich bücken und hinwerfen; laß ſie der Würde deines Namens Ehre geben, und laß ſie Alle das Joch deines Königreichs auf ſich nehmen." Und wiederum: „Erſtrecke deine Furcht, o Herr unſer Gott, über alle deine Werke, und dein Schrecken über Alles, was du geſchaffen; laß Alle deine Werke dich fürchten, laß alle Geſchöpfe ſich vor dir niederbücken, und laß alle ſich eine Hand voll machen (d. i. mit verbundener Eintracht), deinen Willen mit vollkommenen Herzen thun u. ſ. w." Eine faſt wörtliche Nachahmung des weiſen Königs Salomo, der, nachdem er den Bau des Tempels zu Ende gebracht, in dem langen Gebete 1. Kön. 8, der Heiden nicht uneingedenk war; ſondern im 41 Verſe ſagt er: Wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel iſt, kömmt aus fernem Lande, um deines Namens willen (denn ſie werden hören von deinem großen Namen, und von deiner mächtigen Hand, und von deinem ausgeſtreckten Arm,) und kömmt, daß er bete vor dieſem Hauſe, ſo wolleſt du hören im Himmel, im Sitz deiner Wohnung, und thun Alles, darum der Fremde dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß ſie auch dich fürchten, wie dein Volk Israel, und daß ſie inne werden, wie dies Haus nach deinem Namen genannt ſei, das ich gebaut habe. Es iſt hier zu bemerken, daß, wenn ein Israelit beten kömmt, ſo ſagt er Vers 39: Daß du gebeſt ei-

---

wo ich nicht irre, an manchen Orten damit umzugehen, dieſe Verwirrung der Begriffe in Schwung zu bringen, und den toleranten Sinn der Großen auf Glaubensvereinigung zu leiten, oder vielmehr verleiten zu wollen.
(Anmerk. d. Herausg.)

nem jeglichen wie er gehandelt hat; aber bei dem Gebete eines Fremden ſagt er: Und thue Alles, darum der Fremde dich anruft. Und dieſer Unterſchied iſt zu dieſem Ende gemacht, damit alle Heiden durch die offenbare und augenſcheinliche Gewährung ihrer Bitte zur Wahrheit, Erkenntniß und Furcht Gottes gebracht werden möchten, ſo gut wie die Israeliten.

12) Da nun alle Propheten Gebete und Fürbitten für alle Menſchen ſo gut als für die israelitiſche Nation gemacht haben, wie ſollten wir nicht das Nämliche für die Völker thun, unter denen wir wohnen, denen wir noch mehr beſondere Verpflichtung dafür haben, daß wir unter ihrem Schutze und ihrer Gunſt leben? In Deut. Cap. 23, 7 befiehlt Gott: Du ſollſt den Aegypter nicht für Gräuel halten, ungeachtet der ſchweren Laſten, womit er dich plagte, bloß, weil du ein Fremder in ſeinem Lande warſt; weil er zuerſt dich unterhielt und dich in ſein Land aufnahm.

Von den andern ſagt Ezechiel 33, 15: So wahr ich lebe, ſpricht der Herr Gott, ich mag nicht den Tod des Böſen, ſondern daß der Böſe von ſeinem Wege zurückkehre, und lebe. Wir müſſen daher ſeine Werke nachahmen, und niemand bloß auf Rechnung der Religion haſſen, ſondern für ſeine Bekehrung bitten, und Dieſes ohne ihm ein Aergerniß oder eine Art von Kränkung zu geben. Diejenigen verwünſchen oder verabſcheuen, denen wir die Glückſeligkeit, die wir genießen, ſchuldig ſind, oder die nach ihrer eigenen Seligkeit ſtreben, iſt eine unwürdige und üble Sache; aber nicht, ihre Laſter und Sünden verabſcheuen. Es war eine ſehr treffliche Beobachtung eines ſehr weiſen und tugendhaften Weibes, Boruria, die (wie im Talmud, Berachot 1 angeführt iſt) als ihr Ehemann R. Meier im Begriff war, Gott zu bitten, daß er einige böſe und muthwillige Nachbarn, die ihn nicht minder hart als boshaft beläſtigt und gekränkt hatten, vertilgen möchte, ihm die angelegentliche Vermahnung gab, daß ſo etwas in Israel nicht geſchehen müſſe, ſondern daß er vielmehr bitten ſolle, daß ſie zurückkehren, und durch Reue ihre Sünden aufheben möchten, indem ſie den Text aus den Pſalmen anführte, 104, 35: Der Sünden müſſe ein Ende werden auf Erden (hier iſt nicht geſagt, der Sünder, ſondern der Sünden,) und dann werden die Gottloſen nicht mehr ſein.

13) Wir haben nun in diesem Abschnitte gezeigt, daß es eine bloße Verleumdung ist, dafür zu halten, daß wir Juden Gott bitten, den Christen eine Kränkung zuzufügen, oder daß wir durch irgend Etwas in unsern Gebeten ihnen ein Aergerniß verursachen, es müßte denn sein, daß wir nicht selbst Christen sind. Wir haben im Gegentheile dargethan, daß wir täglich für sie beten; daß wir, so lange der Tempel dauerte, Opfer für die Völker brachten, die mit uns verbunden waren, daß alle Kaiser es verlangten, und daß wir ferner nicht nur für besondere Fürsten, sondern überhaupt für das ganze Menschengeschlecht Opfer brachten; daß wir noch jetzt, da der Tempel sammt den Opfern aufgehört, das Nämliche in unsern Gebeten thun, Gott um ihre Seligkeit ersuchen, ohne in Ansehung der Religion ein Aergerniß zu geben; und daß wir uns verpflichtet halten, alles Dieses nach der heiligen Schrift zu verrichten. Durch alles Dieses zusammen genommen, hoffe ich hinreichend die Wahrheit Desjenigen bewiesen zu haben, was ich behauptet habe.

Vierter Abſchnitt.

Die Anklage des Buxtorf in ſeiner Bibliotheca Rabbinorum, da er uns die Gotteslästerung zur Laſt legt, kann folglich keinen Schein der Wahrheit haben. Ich will das Gebet ſelbſt hier herſetzen:

„Wir ſind verbunden, den Herrn aller Dinge zu loben, Den zu erheben, der die Welt geſchaffen hat, daß Der uns nicht wie die Völker der Erde gemacht, uns nicht wie die Geſchlechter der Erde geſtellt, unſern Antheil nicht gleich den ihrigen, noch unſer Loos mit ihren Haufen übereinſtimmend gemacht hat. Denn ſie erniedrigen ſich gegen unwürdige und eitle Dinge, richten ihre Gebete an Götter, die nicht helfen können; aber wir verehren den König aller Könige, der heilig und geſegnet iſt, der die Himmel ausſtreckte und die Erde bildete; der Sitz ſeiner Glorie iſt oben im Himmel, und ſeine göttliche Macht in dem Höchſten der Himmel. Er iſt unſer Gott, es gibt keinen andern; er iſt wahrlich unſer König und außer ihm gibt es keinen, wie in dem Geſetze geſchrieben iſt, und wiſſe heute, und kehre zurück in dein Herz, denn der Herr iſt Gott im Himmel von oben und auf der Erde von unten; es iſt kein Anderer.“

Dieſes iſt wahrlich, meiner Meinung nach, ein kurzes und treffliches Gebet, und werth empfohlen zu werden. Sultan Selim, der berühmte Eroberer und mahomedaniſche Kaiſer, hielt ſo viel darauf, daß er ſeinem Arzt Moſes Amon (welcher die fünf Bücher Moſes ins Arabiſche und Perſiſche überſetzt hat) befahl, daß er unſere Gebete überſetzen ſollte. Und da er

sie ihm in türkischer Sprache zustellte, so sagte der Sultan: Wozu sind solche lange Gebete nöthig? wahrhaftig dies eine kann hinreichend sein! So sehr schätzte und achtete er es. Diesem gleicht ein anderes Gebet, welches zu derselben Zeit verfaßt worden ist, nämlich:

„Benedeit sei unser Gott, welcher uns zu seiner Ehre geschaffen, und von denen, die im Irrthume sind, getrennt hat, und uns ein Gesetz der Wahrheit gegeben, und unter uns ewiges Leben gepflanzt hat. Laßt öffnen unsere Herzen in seinem Gesetze, und seine Liebe in unserm Herzen wohnen, und seine Furcht, seinen Willen zu thun, und ihm zu dienen mit ganzem Herzen; daß wir nicht mögen vergeblich arbeiten, noch Kinder der Verderbniß zeugen. Laß es dein Wille sein, o Herr unser Gott, und Gott unserer Väter, daß wir deine Satzungen und Gesetze in dieser Welt halten, und verdienen und leben und gut erben und erreichen die Segen der künftigen Welt, daß wir zu deiner Ehre unaufhörlich singen mögen. O Herr, mein Gott, ich will dich loben ewiglich."

Aber weder das Eine noch das Andere ist eine Lästerung, noch ein Fluch gegen eine andere Gottheit, aus folgenden Gründen: 1) Daß es nicht die Weise der Juden ist, nach ihrem Gesetze andern Gottheiten, wenn es auch heidnische sind, namentlich zu fluchen. So heißt es in Exod. 22, 27: Den Göttern sollst du nicht fluchen hebräisch אלהים d. i. Göttern oder Gott, wie Philo Judäus, im Buche de Monarchia es verdollmetscht, und nicht Richter, wie Onkelos und Jonathan es in ihrer chaldäischen Umschreibung übersetzen. Philo gibt davon folgenden Grund an, damit nicht Diejenigen, welche ihre eigenen Götter lästern hören, aus rachgieriger Gegenvergeltung den wahren Gott Israels lästern; und wir haben Beispiele genug, wie gebräuchlich es unter den abgöttischen Heiden war, wechselsweise einander ihre Götter zu fluchen und zu schimpfen, im Cicero und im Juvenal.

Und in diesem Verstande schreibt Flavius Josephus, in seinem Buche wider Apion, Folgendes: So wie es unser Gebrauch ist, uns selbst zu beobachten, und keinen andern anzuklagen oder zu schmähen: so müssen wir auch nie Diejenigen verspotten oder lästern, welche etwas Anderes für Gott halten. Unser Gesetzgeber hat es uns durch die Benennung Götter ausdrücklich verboten. Diesem zufolge, dürfen wir nach unserer eigenen

Religion das nicht thun, was Buxtorf uns aufbürdet. Und daher sagen uns die Talmudisten, daß wir nicht nur den Königen von Israel, sondern allen Königen, Fürsten und Regenten Ehrerbietung schuldig sind, da die heilige Schrift ihnen, in Ansehung ihrer Stelle, den Namen Götter beigelegt.

2) Die Zeit, in welcher diese, so wie die andern Gebete abgefaßt und anbefohlen worden, war in den Tagen Esra's, welcher, wie wir aus dem Talmud wissen, mit hundert und zwanzig Männern, unter denen drei Propheten, Haggai, Zechary, Malachi waren, dieselben verfertigt hat. Man kann daher nicht sagen, daß darin irgend Etwas wider die Ehre und Achtung Christi abzwecke, der erst so viele Jahre nachher geboren worden ist.

Die Juden haben daher, seitdem diese Verleumdung zuerst entstand, diese Zeile (obschon sie auf die Heiden und ihre eitle Götter sich bezieht, die sich gegen unwürdige und eitle Dinge erniedrigen), um auch die mindeste Gelegenheit der Aergerniß und der Beleidigung zu vermeiden und auszuweichen, weggelassen, und sie drucken in einigen Büchern nichts mehr davon ab, zufolge des Zeugnisses des Joh. Hoornbeck in seinen vorerwähnten Prolegomena, William Worstius's in seinen Beobachtungen über R. David Ganz S. 269, und Buxtorf's in seinem Buche von den Abkürzungen; und es ist vielleicht unserer Beobachtung würdig, daß alle diese drei Zeugnisse sagten, daß es ihnen zuerst durch einen gewissen Antonius Margarita bekannt gemacht worden, einen Juden, der zum christlichen Glauben übergegangen, daß dieser Theil des Gebetes, contra idola Papatus, wider die papistischen Götzen verstanden worden, welches sie daher, als eine nothwendige Folge, wider Christus auslegen; aber mit welchem Rechte, mag der uneingenommene und unparteiische Leser beurtheilen.

3) Wenn Dieses ist, wie kann man denken, daß sie (fern sei es von uns!) in ihrer Synagoge ihn mit verächtlichem Spotte nennen? Die jüdische Nation ist weise und verständig. So sagt der Herr, Deut. 4, 6: Die Völker sagen: Gewiß dies ist ein weises und verständiges Volk. Wie kann man also glauben, daß sie in einem fremden Lande so unvernünftig sein werden, wenn ihre Religion nicht davon abhängt? In der That, es ist der Vorschrift, von der wir sprechen, gerade zuwider, irgend einen Schein von Verachtung zu zeigen. Es ist

nie ſo Etwas (wie wohl bekannt iſt), in Italien und Holland geſchehen, wo gewöhnlich die Synagogen voller Chriſten ſind, die mit großer Aufmerkſamkeit alle ihre Handlungen und Bewegungen beobachten und erwägen, und ſie würden gewiß große Gelegenheit zum Tadeln finden, wenn es ſich ſo verhielte. Aber man hat nie gehört, daß ein Menſch uns, wo wir uns aufhalten und wohnen, Dieſes beſchuldigt hat, welches ein hinreichend mächtiger Grund iſt, uns frei zu ſprechen. Ich ſetze daher voraus, daß ich Sie, was unſere Gebete betrifft, hinreichend überführt habe, wie wir in denſelben nichts zur Abſicht haben, als Gott zu loben, und geiſtigen und zeitlichen Segen von ihm zu erbitten, und durch unſern Dienſt und unſere Verehrung die göttliche Güte, Schutz und Vertheidigung zu erflehen.

Fünfter Abſchnitt.

Aber was man ferner ſagt, daß wir Andere zu unſerem Glauben verleiten und verführen u. ſ. w.

1) Es iſt Dieſes nirgend, wo die Juden zerſtreut ſind, bis auf dieſen Tag geargwohnt worden, auch kann es hier nicht ſtatt finden. In der That habe ich mit verſchiedenen großen, mit den weiſeſten und erhabenſten Männern in Europa Freundſchaft gepflogen; ſie kamen aus verſchiedenen Orten, mich in meinem Hauſe zu beſuchen, und haben mancherlei freundſchaftliche Unterredungen mit mir gehalten, und doch gab Dies nie Gelegenheit, uns einer ſolchen Sache wegen verdächtig zu machen. Ja, Caſpar Barleus, der Virgil unſrer Zeit, und manche Andere, haben zu meinem Lobe verſchiedene Gedichte gemacht, welches ich, nicht (fern ſei es von mir) aus eitlem Ruhme, ſondern als einen Beweis meines unſchuldigen guten Namens anführe.

2) Wir ſind zufolge unſrer Kirchenbücher frei von dieſer Verführung. Wenn Jemand, von welchem Volke er ſei, ſich anträgt, ein Jude zu werden, ſo ſind wir, ehe wir ihn annehmen, und als ein Mitglied zu unſrer Synagoge zulaſſen, verbunden zu unterſuchen, ob er durch die Nothwendigkeit bewogen wird, es zu thun, oder etwa aus Liebe gegen einzelne Perſonen aus unſrer Nation, oder aus einer andern weltlichen Abſicht; und wenn wir keinen andern Grund haben, ihn verdächtig zu finden, ſo haben wir noch eine andere Verpflichtung auf uns, welche darin beſtehet, daß wir ihm die Strafen bekannt machen, denen er ſich unterwirft, wenn er den Sabbath entheiligt, Blut oder Fett ißt, welches Lev. 3, 17. verboten iſt, oder wenn er irgend eine Vorſchrift des Geſetzes verletzt, wie in dem Targum auf Ruth zu ſehen iſt. Und wenn er ſich ſtandhaft und eifrig zeigt, alsdann wird er angenommen und beſchützt. Wir verführen alſo Niemanden; ſondern im Gegentheil, wir vermeiden alle Religionsſtreitigkeiten mit den Menſchen, nicht aus Mangel an Wohlwollen, ſondern weil wir ſo weit als möglich

Aergerniß und Haß zu vermeiden ſuchen, und aus dieſer Urſache, weil wir keinen Anſtoß geben wollen, verſagen wir Denen die Beſchneidung, die zu uns kommen. Ja, ich habe Einige gekannt, die deshalb ſich ſelbſt beſchnitten haben; und wenn Ferdinand und Iſabella, König und Königin von Caſtilien, einen Befehl gaben, die Juden zu vertreiben, weil ſie verſchiedene Chriſten, und Einige vom Adel verführten, Juden zu werden, ſo war Dies bloß ein Vorwand und ein Anſtrich ihrer Tyrannei, bloß, weil, wie ſehr bekannt iſt, ſie nichts Anderes uns vorzuwerfen hatten. In der That empfehle ich ſehr die Meinung des Oſorius de rebus Immanuelis ſowol, als die des Flavius Joſephus, des berühmteſten aller Geſchichtſchreiber, welche er in der Geſchichte ſeines eigenen Lebens äußert:

„Um dieſe Zeit (ſagt er), kamen zwei Edelleute von den trachonitiſchen Unterthanen des Königs zu mir, und brachten mit ſich Reiter mit Waffen und Geld. Als die Juden ſie zwingen wollten, ſich beſchneiden zu laſſen, wenn ſie unter ihnen leben wollten, ſo wollte ich es nicht leiden, daß man ſie beunruhige, indem ich behauptete, daß ein Jeder Gott nach ſeinem freien Willen dienen, und nicht von Andern dazu gezwungen werden müßte. Denn, wenn wir Dieſes thun, ſagte ich, ſo möchten wir es ſie hernach bereuen machen, daß ſie je zu uns geflohen. Und da ich den Haufen ſo beredete, ſo ließ ich dieſen Leuten, nach ihrer Lebensart, Speiſen im Ueberfluſſe geben.“

Dieß war in der That eine Handlung, würdig eines edlen und weiſen Mannes, und nachahmungswerth zur Vertheidigung der allgemeinen Freiheit, indem man das Urtheil und die Entſcheidung Gott allein überläßt. Die ſpaniſche Inquiſition mit allen ihren Foltern und Grauſamkeiten kann nicht machen, daß ein einziger Jude, der ihnen in die Hände fällt, ein Chriſt werde. Denn durch Schläge werden unvernünftige Thiere gezüchtiget, Menſchen müſſen durch die Vernunft bewegt werden; auch können Menſchen durch Martern zu keiner andern Meinung beredet werden, im Gegentheil werden ſie vielmehr dadurch ſtandhafter und beharrlicher bei ihren Grundſätzen.

Sechster Abschnitt.

Nachdem ich die vornehmsten Einwendungen erwogen habe, so gehe ich nun fort zu unwichtigern Dingen, obschon diese meiner Fähigkeit minder angemessen sind, nämlich, zu dem Handlungsgeschäfte. Einige sagen, wenn die Juden hier zu wohnen kämen, so würden sie zum großen Schaden der natürlichen Einwohner die ganze Handlung an sich ziehen. Ich antworte:

1) Daß es immer meine Meinung gewesen (mit Unterwerfung unter ein besseres Urtheil), daß es auf keine Weise der englischen Nation nachtheilig sein könne, da sie, besonders bei dem Transport der Güter der Juden nach England, durch das Bezahlen der öffentlichen Zölle und Auflagen, viel gewinnen würde.

Sie würden ferner allerdings dem Lande Nutzen bringen, sowol durch das Einkaufen der Waaren, die sie nach andern Oertern versenden, als dadurch, daß sie andere Waaren in dasselbe einführen, und wenn zufälliger Weise eine einzelne Person dadurch verlöre, daß der Preis einer Waare, die unter vielen Händen zerstreut ist, herunter gebracht würde, so muß das gemeine Wesen doch eben dadurch gewinnen, wenn die Waare wohlfeiler eingekauft und um einen niedrigern Preis veräußert werden kann.

Ja, es würde den natürlichen Einwohnern dadurch ein großer Nutzen erwachsen, sowol im Verkauf aller Nahrungsmittel, als sonst in allen Dingen, welche zur Verzierung des Körpers dienen. Auch die eingeborenen Handwerker würden da-

durch gewinnen, da sich unter uns selten Jemand findet, der eine solche Kunst treibet.

2) Dazu kömmt, daß unser Volk fast alle Theile der Welt durchsegelt hat, und Juden also durch die Fähigkeit, ihre Meinung zum Besten des Volkes zu geben, unter dem sie leben, einer Nation nützlich werden können; nicht zu erwähnen, daß alle Fremde neue Handlungszweige zugleich mit der Erkenntniß der fremden Länder, in welchen sie geboren sind, einführen.

Und es ist so weit entfernt, daß Dieses den Eingeborenen sollte schädlich sein, daß es ihnen vielmehr vortheilhaft ist, da sie aus ihren Ländern neue Waaren und neue Kenntnisse bringen. Denn aus der Absicht um eine Gemeinschaft auf dem Erdboden zu machen, hat der große Werkmeister und Schöpfer aller Dinge nicht jedem Orte Alles verliehen, sondern hat seine Wohlthaten unter ihnen vertheilt, wodurch er einen Jeden der Hülfe Anderer bedürftig gemacht. Dies kann in England gesehen werden, welches, da es eines der mächtigsten Länder der Welt ist, dennoch verschiedene Dinge nöthig hat, sich zu Wasser kommen zu lassen, als Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen und alle italienische Gewürze; Dinge die im menschlichen Leben so unentbehrlich sind. Außerdem mangelt es ihm noch an mancherlei andern Waaren, und sogar der Kenntniß derselben, die in andern Ländern im Ueberflusse sind, obschon es nach meiner Meinung wahr ist, daß es auf der ganzen Welt kein in der Schifffahrt verständigeres Volk, und kein zu allen Handelsgeschäften fähigeres gibt, als das Englische.

3) Es können ferner zwischen den Eingeborenen und den Fremden (wo sie mehr bekannt sind) Gesellschaften errichtet oder Factors angestellt werden. Alles Dieses muß, wenn ich mich nicht betrüge, zum Vortheile der Eingeborenen gereichen. Es können dafür noch verschiedene Gründe angeführt werden, obschon ich sie nicht begreife, der ich beständig eine sitzende Lebensart geführt, mich meiner Studien befleißiget habe, die von Dingen dieser Art so weit entfernt sind.

4) Es kann auch nicht mit Recht wider unsere Nation eingeworfen werden, daß sie betrügerisch sei, weil auf keine vernünftige Weise eine Gemeinheit wegen einiger Besondern verdammet werden kann. Ich kann sie nicht Alle für schuldlos halten, noch kann ich anders denken, als daß unter ihnen einige Betrüger sein

mögen, so wie unter allen andern Nationen und Völkern, indem die Armuth fast allezeit eine schlechte und niedrige Gesinnung mit sich führt.

5) Wenn wir aber betrachten, was unsere Religion auflegt, so finden wir, daß das moralische Gesetz in den zehn Geboten: Du sollst nicht stehlen, auf alle Juden gegen alle Heiden sich erstreckt; wie in des R. Moses aus Aegypten Tract. Geneba Cap. 1. und Gezela Cap. 1. zu sehen ist. Es ist eine Sünde (sagt er), irgend Jemanden zu berauben, wenn schon er ein Heide ist. Auch kann man sich nicht auf die heilige Geschichte berufen in Ansehung der Juwelen und der Hausgeräthe, deren die Israeliten die Aegyptier beraubt haben, wie ich solches verschiedene Male von Einigen habe anführen hören, weil Dieses zu der Zeit eine besondere Gesetzerlassung und ein göttliches Gebot war. So wird im Talmud im Tract. Sanhedrim, Cap. 11, angeführt, daß zur Zeit Alexanders des Großen die Alexandrier die Juden als Diebe anklagten, und die Wiederersetzung ihrer Güter verlangten. Aber Guebia Ben Pessa antwortete ihnen: „Unsere Väter gingen nieder nach Aegypten ihrer siebenzig Seelen nur, hier wuchsen sie zu einem zahlreichen Volke über sechsmal hundert tausend an, und verrichteten für die Aegyptier sehr niedrige Dienste während eines Zeitraums von zweihundert und zehn Jahren; Diesem zufolge, bezahlet uns für unsere Arbeit, und machet hernach die Rechnung, und ihr werdet sehen, daß ihr uns noch viel schuldig bleibet." Dieser Grund befriedigte Alexander und er sprach sie frei.

6) Die Juden sind folglich verbunden, Niemanden, wer es auch sei, zu betrügen oder in Geschäften und Rechnungen zu hintergehen, wie solches ausdrücklich im R. Moses aus Aegypten und R. Moseh de Kosi in Sameg zu sehen ist.

7) Ja, sie behaupten ferner, daß die Wiedererstattung eine Handlung ist, welche zum Lobe Gottes und des heiligen Gesetzes gereicht. Als der heilige und weise Mann R. Simeon Ben Satah von einem Heiden einen Esel kaufte, so war unter dessen Halfter ein Juwel von großem Werthe, was dem Eigenthümer unbekannt war; als er ihn hernach fand, so stellte er ihn freiwillig und umsonst dem Verkäufer, der nichts davon wußte, wieder zu. Ich habe den Esel gekauft sagte er, aber

nicht den Edelstein. Woher dann, wie der Midras Raba in Parasat Ekeb anführt, Gott, seinem Gesetze und der jüdischen Nation Ehre erwuchs.

8) Auf gleiche Weise gebieten sie, daß der Schwur, den sie einer andern Nation ablegen, mit Wahrheit, Aufrichtigkeit und bis auf alle Besonderheiten beobachtet werden muß; und zum Beweise führen sie die Geschichte von Zedekias an, den Gott strafte und seines Königreichs beraubte, weil er sein Wort und seinen Schwur, den er Nebuchadnezarn im Namen Gottes ablegte, nicht hielt, obschon er ein Heide war, wie es in dem 2. B. der Chron. 56, 13 heißt: Dazu ward er abtrünnig von Nebuchadnezar, der einen Eid bei Gott von ihm genommen hatte.

9) Dieses sind die Gesetze und Verpflichtungen, welche die Juden halten. Eben das Gesetz, welches den Juden verbietet, einen Heiden zu tödten, verbietet ihnen auch ihn zu bestehlen. Dennoch muß sich Jeder in Acht nehmen, denn die Welt ist voller Betrug bei allen Nationen. Ich erinnere mich einer lustigen Begebenheit, die sich in Marocco am Hofe des Königs von Mauritanien zugetragen. Es befand sich da ein Jude, der eine Art falscher-Steine hatte. Er machte mit einem portugiesischen Christen einen Tausch für einigen Grünspan, der sehr unrein (wie sie es daselbst zu machen pflegen) und ganz mit Erde verfälscht war. Einer von des Portugiesen Freunden lachte ihn aus, indem er ihm sagte: Der Jude hat dich gut zugerichtet. Dieser antwortete: Wenn der Jude mich gesteinigt hat, so habe ich ihn begraben. Und so neckt gewöhnlich Einer den Andern.

Dies kann ich versichern, daß viele Juden, weil sie sich nicht an anderer Leute Gütern vergreifen wollen, zu Amsterdam sehr arm sind, und sehr kümmerlich leben; und Diejenigen, die es aus Noth thaten, wurden um desto elender, daß sie hernach von Almosen lebten.

Und als zu den Zeiten des Königs Eduard I. die Juden angeklagt wurden, daß sie die königlichen Münzen beschnitten, so scheint es, daß diese Anklage bloß von dem Verdachte und dem Hasse, welchen die Christen wider die Juden tragen, ihren Ursprung genommen habe, wie aus der Geschichte, welche Mr. Prynne herausgegeben, in seinem zweiten Theile von dem kurzen Aufschub an die Juden ꝛc. S. 82 zu sehen ist, wo Claus. 7, E. I, N. 7, de fine recipiendae a Judaeis er des Königs la-

teiniſches Schreiben an ſeine Richter, in folgenden Worten mittheilt: „Rex dilectis et fidelibus suis, *Stephano de Pentecester*, *Waltero de Helyn*, *et Th. de Cobham*, Justiciariis ad placita transgressionis monetae audienda, salutem. Quia omnes Judaei nuper rectati, per certam suspicionem indictati de retonsura monetae nostrae, et inde convicti cum ultimo supplicio puniuntur; et quidam coram eadem occasione omnia bona et catulla sua satisfecerunt, et in prisona nostra liberabantur, in eadem ad voluntatem nostram detinendi. Et cum accepimus, quod plures Christiani ob odium *Judaeorum*, propter discrepantiam fidei christianae et *ritus Judaeorum*, et diversa gratia minus per ipsos *Judaeos*, Christianis hactenus illata, postquam *Judaeos* nondum rectatos in indictatos de transgressione monetae, per leves et voluntarias accusationes accusare, et indictare de die in diem nituntur et proponunt, imponendas eis ad terrorem ipsorum, quod de ejusmodi transgressione, culpabiles existunt super ipsos *Judaeos* facienda, et sic per minas hujusmodi accusationis ipsos *Judaeos* metu inutiant, et pecuniam extorqueant ab eisdem; ita quod ipsi *Judaei* super hoc ad legem suam saepe ponuntur in vitae suae periculum manifestum. Volumus quod omnes *Judaei* qui ante primam diem Maji proximi praeteriti indictati, vel per certam suspicionem rectati non fuerunt de transgressione monetae praedictae, et qui facere voluerint finem juxta discretionem vestram, ad opus nostrum facere pro sic, quod non occassionentur etc. hujusmodi transgressionibus factis ante primam diem Maji propter novas accusationes Christianorum post eundem diem inde factas non molestentur, sed pacem inde habeant in futurum. *Proviso* quod *Judaei* indictati, vel per certam suspicionem, rectati de hujusmodi transgressione ante praedictum diem Maji judicium subeant coram vobis, juxta formam prius inde ordinatam et provisam. Et ideo vobis mandamus, quod fines hujusmodi capiatis et praemissa fieri et observari in forma praedicta. Teste Rege apud Cantuur, 8. die Maji.“

Siebenter Abſchnitt.

Und nun denke ich für diesmal in Anſehung aller Ihrer Einwürfe (ſo weit es ſich in einem Briefe thun läßt), Ihnen hinreichend Genüge geleiſtet, ohne Jemanden gerechte Urſache zur Beleidigung oder Aergerniß gegeben zu haben, und weil Sie ferner noch Einiges zu wiſſen verlangen von Dem, was meine gegenwärtige Verrichtung und Unterhandlung betrifft, ſo will ich nur kurz ſagen, daß die Gemeinſchaft und der Briefwechſel, welche ich ſeit einigen Jahren mit einigen erhabenen Perſonen aus England unterhalten habe, der erſte Urſprung von der Unternehmung meines Vorhabens war, indem es mir allemal dadurch ſehr wahrſcheinlich wurde, Das zu erlangen, was ich ſuche; weil ſie verſicherten, daß zu jetziger Zeit die Gemüther der Menſchen uns ſehr zugeneigt wären, und daß wir ihnen auf dieſer Inſel ſehr angenehm und willkommen ſein würden. Und ſeitdem entſprang in mir eine ähnliche Begierde und Verlangen dieſes Ziel zu erreichen, und ich habe ſeit ſieben Jahren ununterbrochen, durch Briefe und andere Mittel, mir um dieſe Sache Mühe gegeben und darnach geſtrebt. Denn ich halte dafür, daß unſere allgemeine Zerſtreuung ein Umſtand ſei, der nothwendig erfüllt werden muß, bevor Alles vollbracht werden kann, was Gott dem jüdiſchen Volke in Anſehung ihrer Rückkehr und Wiedereinſetzung in ihr eigenes Land verheißen hat, zufolge der Worte Daniels, 12, 17: Wenn er wird vollendet haben zu zerſtreuen die Macht des heiligen Volkes, ſo werden alle dieſe Dinge geendigt werden. Eben ſo, da unſere Zerſtreuung

allmälig unter allen Völkern sein wird, wie es in Deut. 28, 64 heißt, von dem einen Ende der Erde bis zum andern, so glaubte ich, daß durch das Ende der Erde diese Insel verstanden wird. Und ich weiß nicht, ob Gott, der oft durch natürliche Mittel wirkt, mich zur Vollführung seines Werkes bestimmt und gewählt habe? Ich wendete mich daher mit diesem Antrag, aus vollem Eifer, an die Englische Nation, wünschte ihr zu der rühmlichen Freiheit und dem glücklichen Frieden, deren sie jetzt genießt, Glück, und schrieb mein Buch, die Hoffnung Israels, dem ersten Parlament und dem Staatsrath zu, und erklärte zugleich meine Absicht, weshalb sie mir einen sehr günstigen Paß schickten. Nachher wendete ich mich an das zweite, und es schickte mir einen andern. Aber bei den damaligen Zeitläuften war meine Reise sogleich nicht thunlich, denn meine Verwandten und Freunde, welche die in einander verwebten Abwechslungen und Veränderungen der Dinge hienieden in Erwägung zogen, ersuchten mich umarmend mit dringendem Ungestüm, nicht von ihnen zu reisen, und wollten nicht nachlassen, bis, von ihrer Liebe gezwungen, ich versprechen mußte, noch eine Zeit lang mich bei ihnen aufzuhalten. Aber allen Diesem ohngeachtet konnte ich in meinem Gemüthe nicht ruhig sein, (ich weiß nicht, ob Dieses durch eine besondere göttliche Vorsicht etwa geschah), bis ich von Neuem meine unterthänige Bittschrift an Ihre Hoheit den Lord Protector (Gott erhalte ihn) machte. Und da ich fand, daß mein Ueberkommen ihm nicht gänzlich unwillkommen sein würde, so nahm ich fröhlich, mit den gefaßten großen Hoffnungen, Abschied von meinem Hause, meinen Freunden, meinen Verwandten, allen meinen hiesigen Bequemlichkeiten, und von dem Lande, in welchem ich meine ganze Lebenszeit unter dem wohlthätigen Schutz und Gunst der Herren Generalstaaten und des Magistrats von Amsterdam, zugebracht habe, und trat endlich meine Reise nach England an. Als ich daselbst nach meiner Ankunft sehr höflich aufgenommen und mit vieler Achtung begegnet wurde, so übergab ich Sr. Durchlauchtigsten Hoheit eine Bittschrift, und einige Wünsche, welche mir größtentheils von meinen Brüdern, den Juden aus verschiedenen Theilen Europens geschrieben worden sind, wie Sie aus den ersten Erzählungen besser ersehen werden. Worauf es Ihrer Hoheit gefiel, zu Whitehall eine Versammlung aus Geistlichen, Rechtsgelehrten und Kauf-

leuten, von verschiedener Meinung und Denkungsart, zusammen zu berufen, wobei die Urtheile und Aussprüche der Leute so verschieden ausfielen, daß wir noch bis jetzt keinen endlichen Bescheid von Ihrer Durchlauchtigsten Hoheit haben. Weshalb die wenigen Juden, die hier waren, an unserem erwarteten Fortgang verzweifelnd, von hier wegreiseten, und Andere, welche hieher zu kommen verlangten, ihre Hoffnung fahren ließen, und sich theils nach Italien, theils nach Genf begaben, wo die Regierung ihnen damals ganz freiwillig viele und große Privilegien gestattete.

Nun, o höchster Gott, richte ich mein Gebet an dich, ja an dich, den Gott unsrer Väter; du, dem es gefiel, sich selbst den Hüter Israels zu nennen; du, der gnädig durch den heiligen Propheten Jeremias versprochen, daß du nicht willst allen Saamen von Israel verwerfen, wegen des Bösen, das sie gethan haben; du, der durch so viele erstaunliche Wunder dein Volk aus Aegypten, dem Land der Sklaverei zogst, und es in das heilige Land führtest, laß gnädig deinen heiligen Einfluß auf das Gemüth des Fürsten wirken (der aus keiner eigennützigen oder andern Absicht, als bloß aus Mitleiden über unsere Unterdrückung, sich bewegen lassen, uns zu beschützen und zu beschirmen, für welche außerordentliche Menschlichkeit weder ich noch mein Volk je die Fähigkeit erwarten kann, ihm hinreichend erkenntlich und dankbar zu sein) und auf das Gemüth seines berühmten und weisen Rathes, daß sie Das entscheiden möchten, was nach deiner unendlichen Weisheit für uns das Beste und Dienlichste ist. Denn die Menschen, o Herr, sehen das Gegenwärtige, aber du in deiner Allwissenheit siehest das Entfernteste!

Und die sehr ehrwürdige Englische Nation ersuche ich ganz unterthänigst, daß sie meine Gründe unparteiisch, ohne Vorurtheil und frei von aller Leidenschaft überlesen wolle; ich empfehle mich gänzlich ihrer Gnade und Gunst, und bitte Gott ernstlich, daß es ihm gefallen möge, die durch Zephania versprochene Zeit herannahen zu lassen, da wir ihn Alle eines Sinnes und eines Herzens anbeten, alle in seinem Dienste einstimmig sein werden, daß, so wie sein Name einzig ist, auch seine Furcht einzig sein möge, und daß wir die Güte des ewig gelobten Gottes und die Tröstungen Zions sehen mögen. Amen! Amen!

In meiner Studirstube in London den 10. April im Jahre 5416 von Erschaffung der Welt, und im Jahre 1656 nach der gemeinen Rechnung.

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das Verzeichniß der von mir geschriebenen und gedruckten, oder zum Drucke bereits fertigen Bücher.

Verzeichniß der Bücher, welche von Manasseh Ben Israel im Hebräischen herausgegeben worden.

Nischmath Chajim, d. i. Seele des Lebens, vier Bücher, die Unsterblichkeit der Seele betreffend, worin verschiedene merkwürdige und anmuthige Fragen untersucht und abgehandelt werden, wie aus dem Inhalt der besondern Capitel, welcher dem Buche vorgesetzt ist, zu ersehen. Lateinisch, und dem Kaiser Ferdinand III. zugeeignet.

Pene Raba, auf Raboth, von den alten Rabbinern, lateinisch und spanisch.

Conciliatoris pars prima in Pentateuchum.

De resurrectione mortuorum libri tres.

Problemata de creatione.

De termino vitae.

De fragilitate humana, ex lapsu Adami, deque divino in bono opere auxilio.

Spes Israelis. Ist auch englisch gedruckt.

Orationes panegyricae, quarum una ad Illustrissimum Principem Aurantium, altera ad serenissimam Reginam Sueciorum. Bloß spanisch.

Conciliator { der zweite Theil, über die ersten Propheten. / der dritte Theil, über die letzten Propheten. / der vierte Theil, über die Hagiographa.

Chumosch, oder der Pentateuch, mit verschiedenen Lehren am Rande.

Thesoro de las dinim, fünf Bücher von den Gebräuchen und Ceremonien der Juden zwei Bände.

Chumosch, der Pentateuch, mit einem Commentar.

Piedra pretiosa, von Nebuchadnezar's Bild, oder die fünfte Monarchie.

Laus Orationes dell Anno, die Gebete der Juden vom ganzen Jahr, aus der Ursprache übersetzt.

Bücher, welche 1656 zum Drucke fertig sind.

De cultu imaginum contra Pontificios, lateinisch.

Sermois, Reden in portugiesischer Sprache.

Loci communes omnium Midrasim, welches die Göttlichkeit der alten Rabbiner enthält, hebräisch.

Bibliotheca Rabbinica, zugleich mit dem Inhalte ihrer Bücher, und meinem Urtheile über verschiedene Ausgaben.

Phocylides, in spanischen Versen mit Anmerkungen.

Hippocratis Aphorismi, hebräisch.

Flavius Josephus adversus Apionem, hebräisch. Dessen Monarchia rationis, hebräisch.

Refutatio libri, cui titulus: Praeadamitae.

Historia sive continuatio Flavii Josephi ad haec usque tempora.

De divinitate legis Mosaicae.

De scientia Talmudistarum, in singulis facultatibus.

Philosophia Rabbinica.

De disciplinis Rabbinorum.

Nomenclator hebraicus et arabicus.

Auch habe ich über sechzig andere Bücher herausgegeben und in meiner eigenen Druckerei gedruckt, unter welchen sich verschiedene Bibeln in hebräischer und spanischer Sprache, wie auch alle unsere hebräischen Gebete verbessert und in Ordnung gebracht, befinden.

Jerusalem,

oder

über religiöse Macht und Judenthum.

Erſter Abſchnitt.

Staat und Religion — bürgerliche und geiſtliche Verfaſſung — weltliches und kirchliches Anſehen — dieſe Stützen des geſellſchaftlichen Lebens ſo gegen einander zu ſtellen, daß ſie ſich die Wage halten, daß ſie nicht vielmehr Laſten des geſellſchaftlichen Lebens werden, und den Grund deſſelben ſtärker drücken, als was ſie tragen helfen — Dieſes iſt in der Politik eine der ſchwerſten Aufgaben, die man ſeit Jahrhunderten ſchon aufzulöſen bemühet iſt, und hie und da vielleicht glücklicher praktiſch beigelegt, als theoretiſch aufgelöſet hat. Man hat für gut befunden, dieſe verſchiedene Verhältniſſe des geſelligen Menſchen in moraliſche Weſen abzuſondern, und Jedem derſelben ein eigenes Gebiet, beſondere Rechte, Pflichten, Gewalt und Eigenthum zuzuſchreiben. Aber der Bezirk dieſer verſchiedenen Gebiete, und die Grenzen, die ſie trennen, ſind noch bis itzt nicht genau beſtimmt. Man ſiehet bald die Kirche das Markmal weit in das Gebiet des Staates hinüber tragen, bald den Staat ſich Eingriffe erlauben, die den angenommenen Begriffen zufolge, eben ſo gewaltſam ſcheinen. Und unermeßlich ſind die Uebel, die aus der Mißhelligkeit dieſer moraliſchen Weſen bisher entſtanden ſind, und noch zu entſtehen drohen. Liegen ſie gegen einander zu Felde, ſo iſt das menſchliche Geſchlecht das Opfer ihrer Zwietracht; und vertragen ſie ſich, ſo iſt es gethan um das edelſte Kleinod der menſchlichen Glückſeligkeit; denn ſie vertragen ſich ſelten anders, als um ein drittes moraliſches Weſen, die Freiheit des Ge-

wiſſens, die von ihrer Uneinigkeit einigen Vortheil zu ziehen weiß, aus ihrem Reiche zu verbannen.

Der Despotismus hat den Vorzug, daß er bündig iſt. So läſtig ſeine Forderungen auch dem geſunden Menſchenverſtande ſind, ſo ſind ſie doch unter ſich zuſammenhängend und ſyſtematiſch. Er hat auf jede Frage ſeine beſtimmte Antwort. Ihr dürfet Euch weiter um die Grenzen nicht bekümmern; denn wer Alles hat, fragt nicht weiter, wie viel? — So auch nach römiſch-katholiſchen Grundſätzen die kirchliche Verfaſſung. Sie iſt auf jeden Umſtand ausführlich, und gleichſam aus einem Stücke. Räumet ihr alle ihre Forderungen ein, ſo wiſſet Ihr wenigſtens, woran Ihr Euch zu halten habet. Euer Gebäude iſt aufgeführt, und in allen Theilen deſſelben herrſcht vollkommene Ruhe. Freilich nur jene fürchterliche Ruhe, wie Montesquieu ſagt, die Abends in einer Feſtung iſt, welche des Nachts mit Sturm übergehen ſoll. Wer aber Ruhe in Lehr und Leben für Glückſeligkeit hält, findet ſie dennoch nirgend geſicherter, als unter einem römiſch-katholiſchen Despoten; oder weil auch hier die Macht noch zu ſehr vertheilt iſt, unter der despotiſchen Herrſchaft der Kirche ſelbſt.

Sobald aber die Freiheit an dieſem ſyſtematiſchen Gebäude Etwas zu verrücken wagt, ſo drohet Zerrüttung von allen Seiten, und man weiß am Ende nicht mehr, was davon ſtehen bleiben kann. Daher die außerordentliche Verwirrung, die bürgerlichen ſowol als kirchlichen Unruhen in den erſten Zeiten der Reformation, und die auffallende Verlegenheit der Lehrer und Verbeſſerer ſelbſt, ſo oft ſie in dem Falle waren, in Abſicht auf Gerechtſame, das wie weit? feſt zu ſetzen. Nicht nur praktiſch war es ſchwer, den großen, ſeiner Feſſel entbundenen Haufen innerhalb geziemender Schranken zu halten, ſondern auch in der Theorie ſelbſt findet man die Schriften jener Zeiten voller unbeſtimmten und ſchwankenden Begriffe, ſo oft von Feſtſetzung der kirchlichen Gewalt die Rede iſt. Der Despotismus der römiſchen Kirche war aufgehoben, aber — welche andere Form ſoll an ihrer Stelle eingeführt werden? — Noch jetzt in unſern aufgeklärtern Zeiten haben die Lehrbücher des Kirchenrechtes von dieſer Unbeſtimmtheit nicht befreiet werden können. Allen Anſpruch auf Verfaſſung will oder kann die Geiſtlichkeit nicht aufgeben, und gleichwol weiß Niemand recht, worin ſolche beſtehe? Man will Streitigkeiten in der Lehre entſcheiden, ohne

einen obersten Richter zu erkennen. Man beruft sich noch immer auf eine unabhängige Kirche, ohne zu wissen, wo sie anzutreffen sei. Man macht Anspruch auf Macht und Recht, und kann doch nicht angeben, wer sie handhaben soll?

Thomas Hobbes lebte zu einer Zeit, da der Fanatismus mit einem unordentlichen Gefühle von Freiheit verbunden, keine Schranken mehr kannte, und im Begriffe war, wie ihm auch am Ende gelang, die königliche Gewalt unter den Fuß zu bringen, und die ganze Landesverfassung umzustürzen. Der bürgerlichen Unruhen überdrüssig, und von der Natur zum stillen, speculativen Leben geneigt, setzte er die höchste Glückseligkeit in Ruhe und Sicherheit, sie mochte kommen, woher sie wollte; und diese fand er nirgend, als in der Einheit und Unzertrennlichkeit der höchsten Gewalt im Staate. Der öffentlichen Wohlfahrt, glaubte er also, sei am Besten gerathen, wenn Alles, sogar unser Urtheil über Recht und Unrecht, der höchsten Gewalt der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen würde. Um Dieses desto füglicher thun zu können, setzte er zum voraus, der Mensch habe von Natur die Befugniß zu Allem, wozu er von ihr das Vermögen erhalten hat. Stand der Natur sei Stand des Aufruhrs, des Krieges Aller wider Alle, in welchem Jeder mag, was er kann; Alles Recht ist, wozu man Macht hat. Dieser unglückselige Zustand habe so lange gedauert, bis die Menschen übereingekommen, ihrem Elende ein Ende zu machen, auf Recht und Macht, in so weit es die öffentliche Sicherheit betrifft, Verzicht zu thun, solche einer festgesetzten Obrigkeit in die Hände zu liefern, und nunmehr sei dasjenige Recht, was diese Obrigkeit befiehlt.

Für bürgerliche Freiheit hatte er entweder keinen Sinn, oder er wollte sie lieber vernichtet, als so gemißbraucht sehen. Um sich aber die Freiheit zu denken auszusparen, davon er selbst mehr als irgend Jemand Gebrauch machte, nahm er seine Zuflucht zu einer feinen Wendung. Alles Recht gründet sich, nach seinem System, auf Macht, und alle Verbindlichkeit auf Furcht; da nun Gott der Obrigkeit an Macht unendlich überlegen ist, so sei auch das Recht Gottes unendlich über das Recht der Obrigkeit erhaben, und die Furcht vor Gott verbinde uns zu Pflichten, die keiner Furcht vor der Obrigkeit weichen dürfen. Jedoch sei Dieses nur von der innern Religion zu verstehen, um die allein es dem Weltweisen zu thun war. Den äußern Gottesdienst unterwarf er völlig dem Befehle der bürgerlichen Obrig-

keit, und jede Neuerung in kirchlichen Sachen, ohne derſelben Autorität, ſei nicht nur Hochverrath, ſondern auch Läſterung. Die Colliſionen, die zwiſchen dem innern und äußern Gottesdienſte entſtehen müſſen, ſucht er durch die feinſten Unterſcheidungen zu heben, und obgleich noch ſo manche Lücken zurückbleiben, die die Schwäche der Vereinigung ſichtbar machen, ſo iſt doch der Scharfſinn zu bewundern, mit welchem er ſein Syſtem hat bündig zu machen geſucht.

Im Grunde liegt in allen Behauptungen des Hobbes viel Wahrheit, und die ungereimten Folgen, zu welchen ſie führen, fließen bloß aus der Uebertreibung, mit welcher er ſie, aus Liebe zur Paradoxie, oder den Bedürfniſſen ſeiner Zeiten gemäß, vorgetragen hat. Zum Theil waren auch die Begriffe des Naturrechtes zu ſeiner Zeit noch nicht aufgeklärt genug, und Hobbes hat das Verdienſt um die Moralphiloſophie, das Spinoza um die Metaphyſik hat. Sein ſcharfſinniger Irrthum hat Unterſuchung veranlaßt. Man hat die Ideen von Recht und Pflicht, Macht und Verbindlichkeit beſſer entwickelt; man hat phyſiſches Vermögen von ſittlichem Vermögen, Gewalt von Befugniß richtiger unterſcheiden gelernt, und dieſe Unterſcheidungen ſo innigſt mit der Sprache verbunden, daß nunmehr die Widerlegung des hobbeſiſchen Syſtems ſchon in dem geſunden Menſchenverſtande, und ſo zu ſagen, in der Sprache zu liegen ſcheinet. Dieſes iſt die Eigenſchaft aller ſittlichen Wahrheiten. Sobald ſie ins Licht geſetzt ſind, vereinigen ſie ſich ſo ſehr mit der Sprache des Umgangs und verbinden ſich mit den alltäglichen Begriffen der Menſchen, daß ſie dem gemeinen Menſchenverſtande einleuchten, und nunmehr wundern wir uns, wie man vormals auf einem ſo ebenen Wege habe ſtraucheln können. Wir bedenken aber den Aufwand nicht, den es gekoſtet, dieſen Steig durch die Wildniß ſo zu ebnen.

Hobbes ſelbſt mußte die unſtatthaften Folgen auf mehr als eine Weiſe empfinden, zu welchen ſeine übertriebenen Sätze unmittelbar führen. Sind die Menſchen von Natur an keine Pflicht gebunden, ſo liegt ihnen auch nicht einmal die Pflicht ob, ihre Verträge zu halten. Findet im Stande der Natur keine andere Verbindlichkeit ſtatt, als die ſich auf Furcht und Ohnmacht gründet, ſo dauert die Gültigkeit der Verträge auch nur ſo lange, als ſie von Furcht und Ohnmacht unterſtützt wird; ſo haben die

Menschen durch Verträge keinen Schritt näher zu ihrer Sicherheit gethan, und befinden sich noch immer in ihrem primitiven Zustande des allgemeinen Krieges. Sollten aber Verträge gültig sein, so muß der Mensch von Natur, ohne Vertrag und Verabredung, an und für sich selbst nicht befugt sein, wider ein Pactum zu handeln, das er gutwillig eingegangen; das heißt, es muß ihm nicht erlaubt sein, wenn er auch kann, er muß das sittliche Vermögen nicht haben, wenn er auch das physische dazu hätte. Macht und Recht sind also verschiedene Dinge, und waren auch im Stande der Natur heterogene Begriffe. — Ferner, der höchsten Gewalt im Staate schreibt Hobbes strenge Gesetze vor, nichts zu befehlen, das der Wohlfahrt ihrer Unterthanen zuwider sei. Wenn sie auch keinem Menschen Rechenschaft zu geben schuldig seien, so haben sie diese doch vor dem allerhöchsten Richter abzulegen; wenn sie auch nach seinen Grundsätzen keine Furcht vor irgend einer menschlichen Macht binde, so binde sie doch die Furcht vor der Allmacht, die ihren Willen hierüber hinlänglich zu erkennen gegeben. Hobbes ist hierüber sehr ausführlich, und hat im Grunde weit weniger Nachsicht für die Götter der Erde, als man seinem System zutrauen sollte. Allein eben diese Furcht vor der Allmacht, welche die Könige und Fürsten an gewisse Pflichten gegen ihre Unterthanen binden soll, kann doch auch im Stande der Natur für jeden einzelnen Menschen eine Quelle der Obliegenheiten werden, und so hätten wir abermals ein solennes Recht der Natur, das Hobbes doch nicht zugeben will. — Auf solche Weise kann sich in unsern Tagen jeder Schüler des Naturrechtes einen Triumph über Thomas Hobbes erwerben, den er im Grunde doch ihm zu verdanken hat.

Locke, der in denselben verwirrungsvollen Zeitläuften lebte, suchte die Gewissensfreiheit auf eine andere Weise zu schirmen. In seinen Briefen über die Toleranz legt er die Definition zum Grunde: Ein Staat sei eine Gesellschaft von Menschen, die sich vereinigen, um ihre zeitliche Wohlfahrt gemeinschaftlich zu befördern. Hieraus folgt alsdann ganz natürlich, daß der Staat sich um die Gesinnungen der Bürger, ihre ewige Glückseligkeit betreffend, gar nicht zu bekümmern, sondern Jeden zu dulden habe, der sich bürgerlich gut aufführt, das heißt seinen Mitbürgern, in Absicht ihrer zeitlichen Glückseligkeit, nicht hinderlich ist. Der Staat, als Staat, hat

auf keine Verschiedenheit der Religionen zu sehen; denn Religion hat an und für sich auf das Zeitliche keinen nothwendigen Einfluß, und steht bloß durch die Willkür der Menschen mit demselben in Verbindung.

Sehr wohl! Ließe sich der Zwist durch eine Worterklärung entscheiden, so wüßte ich keine bequemere, und wenn sich die unruhigen Köpfe seiner Zeit hiemit hätten die Intoleranz ausreden lassen, so würde der gute Locke nicht nöthig gehabt haben, so oft ins Elend zu wandern. Allein was hindert uns, fragen Jene, daß wir nicht auch unsere ewige Wohlfahrt gemeinschaftlich zu befördern suchen sollten? und in der That, was für Grund haben wir, die Absicht der Gesellschaft bloß auf das Zeitliche einzuschränken? Wenn die Menschen ihre ewige Seligkeit durch öffentliche Vorkehrungen befördern können, so ist es ja ihre natürliche Pflicht es zu thun, ihre vernunftmäßige Schuldigkeit, daß sie sich auch in dieser Absicht zusammenthun, und in gesellschaftliche Verbindung treten. Ist aber Dieses, und der Staat, als Staat, will sich bloß mit dem Zeitlichen abgeben, so entsteht die Frage: Wem sollen wir die Sorge für das Ewige antrauen? — Der Kirche? Nun sind wir auf einmal wieder da, wo wir ausgegangen waren. Staat und Kirche. — Sorge für das Zeitliche und Sorge für das Ewige — bürgerliche und kirchliche Autorität. Jene verhält sich zu dieser, wie die Wichtigkeit des Zeitlichen zur Wichtigkeit des Ewigen. Der Staat ist also der Religion untergeordnet; muß weichen, wenn eine Collision entsteht. Nun widerstehe, wer da kann, dem Cardinal Bellarmin, mit dem fürchterlichen Gefolge seiner Argumente, daß das Oberhaupt der Kirche, zum Behuf des Ewigen, über alles Zeitliche zu befehlen, und also wenigstens indirecte*) ein Hoheitsrecht habe, über alle Güter und Gemüther der Welt; daß alle weltlichen Reiche indirecte unter der Botmäßigkeit des geistlichen Einzelherrn stünden, und von ihm Befehle annehmen müßten, wenn sie ihre Regierungsform verändern, ihre Könige absetzen, und Andere an ihrer Stelle einsetzen müßten; weil sehr oft das ewige Heil des Staates auf keine andere Weise erhalten werden könne — und wie die Maximen seines Ordens alle heißen, die Bellar-

*) Bellarmin selbst ward beinahe von dem Papste Sixtus V. verketzert, weil er ihm bloß eine indirecte Macht über das Zeitliche der Könige und Fürsten zuschrieb. Sein Werk ward in das Verzeichniß der Inquisition gesetzt.

min in seinem Werke de Romano Pontifice mit so vielem Scharfsinne festsetzt. Alles, was man den Trugschlüssen des Cardinals in sehr weitläufigen Werken entgegen gesetzt hat, scheint nicht zum Ziele zu treffen, sobald der Staat die Sorge für die Ewigkeit ganz aus den Händen gibt.

Von einer andern Seite ist es im genauesten Verstande weder der Wahrheit gemäß, noch dem Besten der Menschen zuträglich, daß man das Zeitliche von dem Ewigen so scharf abschneide. Dem Menschen wird im Grunde nie eine Ewigkeit zu Theile werden; sein Ewiges ist bloß ein unaufhörliches Zeitliche. Sein Zeitliches nimmt nie ein Ende, ist also ein wesentlicher Theil seiner Fortdauer, und mit derselben aus einem Stücke. Man verwirrt die Begriffe, wenn man seine zeitliche Wohlfahrt der ewigen Glückseligkeit entgegen setzt. Und diese Verwirrung der Begriffe bleibt nicht ohne praktische Folgen. Sie verrückt den Wirkungskreis der menschlichen Fähigkeiten, und spannet seine Kräfte über das Ziel hinaus, das ihm von der Vorsehung mit so vieler Weisheit gesetzt worden. „Auf dem dunkeln Pfade", man erlaube, daß ich meine eigenen Worte*) hier anführe, auf dem dunkeln Pfade, den der Mensch hier zu wandeln hat, ist ihm gerade so viel Licht beschieden, als zu den nächsten Schritten, die er zu thun hat, nöthig ist. Ein Mehreres würde ihn nur blenden, und jedes Seitenlicht nur verwirren." Es ist nöthig, daß der Mensch unaufhörlich erinnert werde, mit diesem Leben sei nicht Alles aus für ihn; es stehe ihm eine endlose Zukunft bevor, zu welcher sein Leben hienieden eine Vorbereitung sei, so wie in der ganzen Schöpfung jedes Gegenwärtige eine Vorbereitung aufs Künftige ist. Dieses Leben, sagen die Rabbinen, ist ein Vorgemach, in welchem man sich so anschicken muß, wie man im innern Zimmer erscheinen will. Aber nun hütet Euch auch, dieses Leben mit der Zukunft weiter in Gegensatz zu bringen, und die Menschen auf die Gedanken zu führen, ihre wahre Wohlfahrt in diesem Leben sei nicht einerlei mit ihrer ewigen Glückseligkeit in der Zukunft; ein Anderes wäre es für ihr zeitliches, ein Anderes für ihr ewiges Wohl sorgen, und es sei möglich, Eines zu erhalten, und das Andere zu vernachlässigen. Dem Blödsichtigen, der auf schmalem Steige wandeln soll, werden durch dergleichen Vorspiegelungen Standpunkt und Gesichtskreis

*) S. Anmerk. zu Abbt's freundschaftlicher Correspondenz.

verrückt, und er ist in Gefahr, schwindlicht zu werden, und auf ebenem Wege zu stolpern. So Mancher getraut sich nicht, die gegenwärtigen Wohlthaten der Vorsehung zu genießen, aus Besorgniß, eben so viel von denselben dort zu verlieren, und Mancher ist ein schlechter Bürger auf Erden geworden, in Hoffnung, dadurch ein desto besserer im Himmel zu werden.

Ich habe mir die Begriffe von Staat und Religion, von ihren Grenzen und wechselweisem Einfluß auf einander, sowol, als auf die Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens, durch folgende Betrachtungen deutlich zu machen gesucht. Sobald der Mensch zur Erkenntniß kommt, daß er, außerhalb der Gesellschaft, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseins, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kann: so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seines Gleichen in Gesellschaft zu treten, um durch gegenseitige Hülfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und durch gemeinsame Vorkehrungen, ihr gemeinsames Beste zu befördern. Ihr gemeinsames Beste aber begreift das Gegenwärtige sowol als das Zukünftige, das Geistliche sowol als das Irdische, in sich. Eines ist von dem Andern unzertrennlich. Ohne Erfüllung unsrer Obliegenheiten ist für uns weder hie noch da, weder auf Erden noch im Himmel ein Glück zu erwarten. Nun gehöret zur wahren Erfüllung unsrer Pflichten zweierlei: Handlung und Gesinnung. Durch die Handlung geschieht Das, was die Pflicht erfordert, und die Gesinnung macht, daß es aus der wahren Quelle komme, d. i. aus ächten Bewegungsgründen geschehe.

Also Handlungen und Gesinnungen gehören zur Vollkommenheit des Menschen, und die Gesellschaft hat, so viel als möglich, durch gemeinschaftliche Bemühungen für Beides zu sorgen; d. i. die Handlungen der Mitglieder zum gemeinschaftlichen Besten zu lenken, und Gesinnungen zu veranlassen, die zu diesen Handlungen führen. Jenes ist die Regierung, Dieses die Erziehung des geselligen Menschen. Zu beiden wird der Mensch durch Gründe geleitet, und zwar zu den Handlungen durch Bewegungsgründe, und zu den Gesinnungen durch Wahrheitsgründe. Die Gesellschaft hat also beide durch öffentliche Anstalten so einzurichten, daß sie zum allgemeinen Besten übereinstimmen.

Die Gründe, welche den Menschen zu vernünftigen Hand-

lungen und Gesinnungen leiten, beruhen zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen einander, zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen ihren Urheber und Erhalter. Jene gehören für den Staat, diese für die Religion. In so weit die Handlungen und Gesinnungen der Menschen, durch Gründe, die aus ihren Verhältnissen gegen einander fließen, gemeinnützig gemacht werden können, sind sie ein Gegenstand der bürgerlichen Verfassung; in so weit aber die Verhältnisse der Menschen gegen Gott, als Quelle derselben angenommen werden, gehören sie für die Kirche, Synagoge oder Moschee. Man liest in so manchen Lehrbüchern des sogenannten Kirchenrechtes ernsthafte Untersuchungen: ob auch Juden, Ketzer oder Irrgläubige eine Kirche haben können. Nach den unermeßlichen Vorrechten, die die sogenannte Kirche sich anzumaßen pflegt, ist die Frage so ungereimt nicht, als sie einem unbefangenen Leser scheinen muß. Mir kömmt es aber, wie leicht zu erachten, auf diesen Unterschied der Benennung nicht an. Oeffentliche Anstalten zur Bildung des Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich Kirche; — zum Menschen, Staat. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung, Beides, Gesinnungen und Handlungen, so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen; die Menschen erziehen und regieren.

Heil dem Staate, dem es gelingt, das Volk durch die Erziehung selbst zu regieren; das heißt, ihm solche Sitten und Gesinnungen einzuflößen, die von selbst zu gemeinnützigen Handlungen führen, und nicht immer durch den Sporn der Gesetze angetrieben zu werden brauchen. — Der Mensch im gesellschaftlichen Leben muß auf Manches von seinen Rechten zum allgemeinen Besten Verzicht thun, oder, wie man es nennen kann, sehr oft seinen eigenen Nutzen dem Wohlwollen aufopfern. Nun ist er glücklich, wenn diese Aufopferung eigenen Triebes geschieht, und er jedes Mal wahrnimmt, daß sie bloß zum Behuf des Wohlwollens von ihm geschehen sei. Wohlwollen macht im Grunde glücklicher, als Eigennutz; aber wir müssen uns selbst und die Aeußerung unserer Kräfte dabei empfinden. Nicht wie einige Sophisten es auslegen, weil Alles am Menschen Eigenliebe ist; sondern weil Wohlwollen kein Wohlwollen mehr ist, weder Werth noch Verdienst mit sich führet, wenn es nicht aus freiem Triebe des Wohlwollenden fließet.

Hiedurch kann man vielleicht auf die bekannte Frage: Welche Regierungsform ist die beste? eine befriedigende Antwort geben. Eine Frage, auf welche bisher sich widersprechende Antworten, mit gleichem Scheine der Wahrheit, gegeben worden sind. Im Grunde ist sie zu unbestimmt, fast so wie jene medicinische Frage von gleicher Art: Welche Speise ist die gesündeste? Jede Complexion, jedes Clima, jedes Alter, Geschlecht, Lebensart u. s. w. erfordert eine andere Antwort. Eben so verhält es sich mit unserem politisch-philosophischen Problem. Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es stehet, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend sein, wenn man sie sich selbst überließe; so elend als manche freigesinnten Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, so wie sich Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Zirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zum Despotismus, durch alle Schattirungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die in solchen Umständen für sie die beste war.

Unter allen Umständen und Bedingungen aber halte ich es für einen untrüglichen Maaßstab von der Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewirkt, und also durch die Erziehungen selbst regiert wird; mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf Einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht zu thun, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens aufzuopfern hat, und also von der einen Seite durch Aeußerung des Wohlwollens eben so viel gewinnt, als er durch die Aufopferung verliert; ja, daß er durch die Aufopferung selbst noch an innerer Glückseligkeit wuchere, indem diese das Verdienst und die Würde der wohlthätigen Handlung und also die wahre Vollkommenheit des Wohlwollenden vermehret. Es ist z. B. nicht rathsam, daß der Staat alle Pflichten der Menschenliebe, bis auf die Almosenpflege, übernehme, und in öffentliche Anstalten verwandle. Der Mensch fühlt seinen Werth, wenn er Mildthätigkeit ausübt, wenn er anschauend wahrnimmt, wie er durch seine Gabe die Noth seines Nebenmenschen erleichtert, wenn er gibt, weil

er *will*. Gibt er aber, weil er *muß*, so fühlt er nur seine Fesseln.

Eine Hauptbemühung des Staates muß es also sein, die Menschen durch Sitten und Gesinnungen zu regieren. Nun gibt es kein Mittel, die Gesinnungen, und vermittelst derselben die Sitten der Menschen zu verbessern, als *Ueberzeugung*. Gesetze verändern keine Gesinnungen, willkürliche Strafen und Belohnungen erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten. Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntniß, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein bringen Grundsätze hervor, die, durch *Ansehen* und *Beispiel*, in *Sitten* übergehen können. Und hier ist es, wo die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Glückseligkeit werden soll. Ihr kömmt es zu, das Volk auf die nachdrücklichste Weise von der Wahrheit edler Grundsätze und Gesinnungen zu überführen; ihnen zu zeigen, daß die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, die zu übertreten schon an und für sich höchstes Elend sei; daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes, und Wohlthun sein allerheiligster Wille sei, und daß wahre Erkenntniß des Schöpfers keinen Menschenhaß in der Seele zurücklassen könne. Dieses zu lehren, ist Amt und Pflicht und Beruf der Religion; Dieses zu predigen Amt und Pflicht und Beruf ihrer Diener. Wie hat es den Menschen beikommen können, Jene das Gegentheil lehren, Diese das Gegentheil predigen zu lassen?

Wenn aber der Charakter der Nation, der Grad der Cultur, auf welchen sie gestiegen, die mit dem Wohlstande der Nation gewachsene Volksmenge, vervielfältigte Verhältnisse und Verbindungen, überhand genommene Ueppigkeit und andere Ursachen es unmöglich machen, die Nation blos durch Gesinnungen zu regieren, so nimmt der Staat seine Zuflucht zu öffentlichen Anstalten, Zwangsgesetzen, Bestrafungen des Verbrechens und Belohnung des Verdienstes. Wenn der Bürger nicht aus innerem Gefühle seiner Schuldigkeit das Vaterland vertheidigen will, so werde er durch Belohnung gelockt, oder durch Gewalt gezwungen. Haben die Menschen keinen Sinn mehr für den innern Werth der Gerechtigkeit, erkennen sie nicht mehr, daß Redlichkeit in Handel und Wandel wahre Glückseligkeit sei, so werde die Ungerechtigkeit gezüchtiget, der Betrug bestraft. Frei-

lich erhält der Staat auf diese Weise den Endzweck der Gesellschaft nur zur Hälfte. Aeußere Bewegungsgründe machen Den, auf welchen sie auch wirken, nicht glücklich. Wer aus Liebe zur Rechtschaffenheit den Betrug meidet, ist glücklicher, als der nur die willkürlichen Strafen fürchtet, die der Staat mit dem Betruge verbunden. Allein seinem Nebenmenschen kann es gleichviel gelten, aus welchen Bewegursachen das Unrecht unterbleibt, durch welche Mittel ihm sein Recht und Eigenthum gesichert wird. Das Vaterland ist vertheidiget, die Bürger mögen aus Liebe, oder aus Furcht vor positiver Strafe, für dasselbe fechten, obgleich die Vertheidiger selbst in jenem Falle glücklich, in diesem aber unglücklich sind. Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten steht, so werde wenigstens äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen.

Der Staat also begnügt sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung in Gedanken. Auch wer nicht an Gesetze glaubt, muß nach dem Gesetze thun, sobald es Sanction erhalten hat. Er kann dem einzelnen Bürger das Recht lassen, über die Gesetze zu urtheilen, aber nicht nach seinem Urtheile zu handeln, denn hierauf hat er als Mitglied der Gesellschaft Verzicht thun müssen, weil ohne diese Verzicht eine bürgerliche Gesellschaft ein Unding ist. — Nicht also die Religion! Diese kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen, ohne religiöse Gedanken, ist leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Diese müssen also an und für sich selbst aus dem Geiste kommen, und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafen erzwungen werden. Aber auch von bürgerlichen Handlungen zieht die Religion ihre Hand ab, in so weit sie nicht durch Gesinnung, sondern durch Macht hervorgebracht werden. Der Staat hat sich auch keine Hülfe mehr von der Religion zu versprechen, so bald er bloß durch Belohnung und Bestrafung wirken kann; denn in so weit Dieses geschieht, kommen die Pflichten gegen Gott weiter in keine Betrachtung, sind die Verhältnisse zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer ohne Wirkung. Aller Beistand, den die Religion dem Staate leisten kann, ist Belehren und Trösten; durch ihre göttlichen

Lehren dem Bürger gemeinnützige Gesinnungen beibringen, und durch ihre überirdische Trostgründe den Elenden aufrichten, der als ein Opfer für das allgemeine Beste zum Tode verurtheilt worden.

Hier zeigt sich also schon ein wesentlicher Unterschied zwischen Staat und Religion. Der Staat gebietet und zwinget, die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Der Staat hat physische Gewalt und bedient sich derselben, wo es nöthig ist; die Macht der Religion ist Liebe und Wohlthun. Jener gibt den Ungehorsamen auf und stößt ihn aus, Diese nimmt ihn in ihren Schooß, und sucht ihn noch in dem letzten Augenblicke seines gegenwärtigen Lebens, nicht ganz ohne Nutzen, zu belehren, oder doch wenigstens zu trösten. Mit einem Worte: die bürgerliche Gesellschaft kann, als moralische Person, Zwangsrechte haben, und hat diese auch durch den gesellschaftlichen Vertrag wirklich erhalten. Die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht und kann durch alle Verträge in der Welt kein Zwangsrecht erhalten. Der Staat besitzt vollkommene, die Kirche blos unvollkommene Rechte. Um Dieses gehörig ins Licht zu setzen, erlaube man mir zu den ersten Begriffen hinaufzusteigen, und den

Ursprung der Zwangsrechte und Gültigkeit der Verträge unter den Menschen

etwas genauer zu untersuchen. Ich bin in Gefahr, für manche Leser zu speculativ zu werden. Allein hat doch Jeder die Freiheit, Das zu überschlagen, was nicht nach seinem Geschmacke ist. Den Freunden des Naturrechtes dürfte es nicht unangenehm sein, zu sehen, wie ich mir die ersten Grundsätze desselben zu erörtern gesucht habe. —

„Die Befugniß (das sittliche Vermögen), sich eines Dinges als Mittels zu seiner Glückseligkeit zu bedienen, heißt ein Recht. Das Vermögen aber heißt sittlich, wenn es mit den Gesetzen der Weisheit und Güte bestehen kann, und die Dinge, die als Mittel zur Glückseligkeit dienen können, werden Güter genannt. Der Mensch hat also ein Recht auf gewisse Güter oder Mittel zur Glückseligkeit, in so weit solches den Gesetzen der Weisheit und Güte nicht widerspricht.“

„Was nach den Gesetzen der Weisheit und Güte geschehen muß, oder, dessen Gegentheil, den Gesetzen der Weisheit oder der Güte widersprechen würde, heißt sittlich nothwendig. Die sittliche Nothwendigkeit (Schuldigkeit) etwas zu thun, oder zu unterlassen, ist eine Pflicht."

„Die Gesetze der Weisheit und Güte können sich nicht einander widersprechen. Wenn ich also ein Recht habe, Etwas zu thun, so kann mein Nebenmensch kein Recht haben, mich daran zu verhindern, sonst wäre eben dieselbe Handlung zu einerlei Zeit sittlich möglich und sittlich unmöglich. Einem jeden Rechte entspricht also eine Pflicht; dem Rechte zu thun entspricht die Pflicht zu leiden; dem Rechte zu fordern, die Pflicht zu leisten, u. s. w.*)."

„Weisheit mit Güte verbunden heißt Gerechtigkeit. — Das Gesetz der Gerechtigkeit, auf welches ein Recht sich gründet, ist entweder von der Beschaffenheit, daß alle Bedingungen, unter welchen das Prädicat dem Subjecte zukömmt, dem Rechthabenden gegeben sind, oder nicht. In dem ersten Falle ist es ein vollkommenes, in dem andern ein unvollkommenes Recht. Bei dem unvollkommenen Rechte nämlich hängt ein Theil der Bedingungen, unter welchen das Recht zukömmt, von dem Wissen und Gewissen des Pflichtträgers ab. Dieser ist also auch in dem ersten Falle vollkommen, in dem andern aber nur unvollkommen zu der Pflicht verbunden, die jenem Rechte entspricht. — Es gibt vollkommene und unvollkommene, sowol Pflichten, als Rechte. Jene heißen Zwangsrechte und Zwangspflichten; diese hingegen Ansprüche

*) Man macht den Einwurf, der Kriegsmann habe in währendem Kriege die Befugniß, den Feind umzubringen, ohne daß diesem die Pflicht obliege, solches zu leiden.

Allein der Kriegsmann hat diese Befugniß nicht als Mensch, sondern als Mitglied, oder Söldner des kriegführenden Staates. Der Staat nämlich ist entweder wirklich beleidiget, oder gibt vor, beleidiget zu sein, und seine Befriedigung nicht anders, als durch die Gewalt erhalten zu können. Das Gefecht ist also eigentlich nicht zwischen Mensch und Mensch, sondern zwischen Staat und Staat; und unter den beiden kriegführenden Staaten hat doch offenbar nur einer das Recht auf seiner Seite. Dem Beleidiger liegt allerdings die Pflicht ob, den Beleidigten zu befriedigen, und Alles zu leiden, ohne welches jener nicht zu seinem gekränkten Rechte gelangen kann.

(Bitten) und Gewiſſenspflichten. Jene ſind äußerlich, Dieſe aber nur innerlich. Zwangsrechte dürfen mit Gewalt erpreßt, Bitten aber verweigert werden. Unterlaſſen der Zwangspflichten iſt Beleidigung, Ungerechtigkeit; der Gewiſſenspflichten aber bloß Unbilligkeit."

„Die Güter, auf welche der Menſch ein ausſchließendes Recht hat, ſind 1) ſeine eigenen Fähigkeiten; 2) was er durch dieſelben hervorbringt, oder deſſen Fortkommen er befördert, was er anbauet, hegt, ſchützt u. ſ. w. (Producte ſeines Fleißes); 3) Güter der Natur, die er mit den Producten ſeines Fleißes ſo verbunden, daß ſie von denſelben ohne Zerſtörung nicht mehr getrennt werden können, die er ſich alſo zu eigen gemacht. Hierin beſteht alſo ſein natürliches Eigenthum, und dieſe Güter ſind auch im Stande der Natur, bevor noch irgend ein Vertrag unter den Menſchen ſtatt gefunden, von der urſprünglichen Gemeinſchaft der Güter ausgeſchloſſen worden. Die Menſchen beſitzen nämlich urſprünglich nur diejenigen Güter gemeinſchaftlich, die von der Natur, ohne eines Menſchen Fleiß und Beförderung, hervorgebracht werden. — Nicht alles Eigenthum iſt bloß conventionell."

„Der Menſch kann ohne Wohlthun nicht glücklich ſein, nicht ohne leidendes, aber eben ſo wenig ohne thätiges Wohlthun. Er kann nicht anders, als durch gegenſeitigen Beiſtand, durch Wechſel von Dienſt und Gegendienſt, durch thätige und leidende Verbindung mit ſeinem Nebenmenſchen, vollkommen werden."

„Wenn alſo der Menſch Güter beſitzt, oder Mittel zur Glückſeligkeit in ſeinem Vermögen hat, die er entbehren kann, d. i. die nicht nothwendig zu ſeinem Daſein erforderlich ſind; und zu ſeinem Beſſerſein dienen, ſo iſt er verpflichtet, ſolche zum Theil zum Beſten ſeines Nebenmenſchen, zum Wohlwollen anzuwenden; denn Beſſerſein iſt von Wohlwollen unzertrennlich."

„Er hat aber auch aus ähnlichen Urſachen ein Recht auf ſeines Nebenmenſchen Wohlwollen. Er kann erwarten, und Anſpruch darauf machen, daß ihm Andere mit ihren entbehrlichen Gütern beiſtehen, und zu ſeiner Vollkommenheit beförderlich ſein werden. Man erinnere ſich nur immer, was wir unter dem Worte Güter verſtehen. Alles innere und äußere Vermögen des Menſchen, in ſo weit es ihm, oder Andern, ein

Mittel zur Glückseligkeit werden kann. Was also der Mensch im Stande der Natur an Fleiß, Vermögen und Kräften besitzt, Alles, was er Sein nennen kann, ist theils zum Selbstgebrauch (eigenen Nutzen), theils zum Wohlwollen gewidmet."

„Wie aber das Vermögen der Menschen eingeschränkt, und also erschöpflich ist, so kann dasselbe Vermögen oder Gut zuweilen nicht mir und meinem Nebenmenschen zugleich dienen. So kann ich auch dasselbe Vermögen oder Gut nicht gegen alle meine Nebenmenschen, nicht zu allen Zeiten, auch nicht unter allen Umständen zum Besten anwenden; und da ich schuldig bin, von meinen Kräften den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, so kömmt es auf die Auswahl und nähere Bestimmung an, wie viel von dem Meinigen ich zum Wohlwollen bestimmen soll? Gegen wen? zu welcher Zeit, und unter welchen Umständen?"

„Wer soll dieses entscheiden? wer die Collisionsfälle schlichten? — Nicht mein Nächster, denn ihm sind nicht alle Gründe gegeben, aus welchen der Streit der Pflichten entschieden werden muß. Zu dem würde jeder Andere eben das Recht haben, und wenn von meinen Nebenmenschen Jeder zu seinem Vortheile entscheiden sollte, wie wahrscheinlicher Weise geschehen dürfte, so wäre die Verlegenheit nicht gehoben."

„Mir, und mir allein, kömmt also im Stande der Natur das Entscheidungsrecht zu, ob und wie viel, wenn, wem, und unter welchen Bedingungen ich zum Wohlthun verbunden bin? und ich kann im Stande der Natur durch keine Zwangsmittel, zu keinerlei Zeit, zum Wohlthun angehalten werden. Meine Pflicht wohlzuthun ist bloß Gewissenspflicht, davon ich äußerlich Niemanden Rechenschaft zu geben habe, so wie mein Recht auf Anderer Wohlthun, bloß ein Recht zu bitten ist, das abgewiesen werden kann. — Im Stande der Natur sind alle positive Pflichten der Menschen gegen einander bloß unvollkommene Pflichten, so wie ihre positive Rechte auf einander bloß unvollkommene Rechte, keine Pflichten, die erpreßt werden können, keine Rechte, die Zwang erlauben. — Bloß die Unterlassungspflichten und Rechte sind im Stande der Natur vollkommen. Ich bin vollkommen verpflichtet, Niemanden zu schaden, und vollkommen berechtiget, zu verhindern, daß Niemand mir schade. Schaden aber heißt, wie be-

kannt, wider das vollkommene Recht eines Andern handeln."

„Man könnte zwar glauben, die Pflicht zur Entschädigung sei eine positive Pflicht, zu der der Mensch auch im Stande der Natur verbunden ist. Wenn ich meinem Nächsten Schaden zugefügt habe, so bin ich, ohne allen Vertrag, bloß nach den Gesetzen der natürlichen Gerechtigkeit, auch äußerlich verpflichtet, ihm solchen zu ersetzen, und kann von ihm mit Gewalt dazu angehalten werden."

„Allein die Entschädigung ist zwar eine positive Handlung, die Verbindlichkeit aber zu derselben fließt im Grunde aus der Unterlassungspflicht: beleidige nicht! denn der Schaden, den ich meinem Nächsten zugefügt habe, ist, so lange er seiner Wirkung nach nicht aufgehoben wird, als eine fortgesetzte Beleidigung anzusehen. Ich handle also eigentlich wider eine negative Pflicht, so lange ich die Entschädigung unterlasse, denn ich fahre fort zu beleidigen. Die Entschädigungspflicht macht also keine Ausnahme von der Regel, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig, d. i. Niemanden positive verpflichtet sei. Niemand hat ein Zwangsrecht mir vorzuschreiben, wie viel ich von meinen Kräften zum Besten Anderer anwenden, und wem ich die Wohlthat davon angedeihen lassen soll. Auf mein Gutdenken allein muß es ankommen, nach welcher Regel ich die Collisionsfälle entscheiden will."

„Auch das natürliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist diesem allgemeinen Naturgesetze nicht zuwider. Es ist leicht zu erachten, daß nur diejenigen Personen im Stande der Natur unabhängig sind, denen man eine vernunftmäßige Entscheidung der Collisionsfälle zutrauen kann. Bevor also die Kinder zu den Jahren gelangen, in welchen man ihnen den Gebrauch der Vernunft zutrauen kann, haben sie keinen Anspruch auf Unabhängigkeit, müssen sie von Andern entscheiden lassen, wie und zu welchen Absichten sie ihre Kräfte und Fähigkeiten anwenden sollen. Die Eltern sind ihrerseits auch verbunden, ihre Kinder in der Kunst, die Collisionsfälle vernünftig zu entscheiden, nach und nach zu üben, und so wie ihre Vernunft zunimmt, ihnen auch allmälig den freien, unabhängigen Gebrauch ihrer Kräfte zu überlassen."

„Nun sind die Eltern zwar auch im Stande der Natur gegen ihre Kinder zu gewissen Dingen äußerlich verpflichtet,

und könnte man glauben, daß Dieses eine positive Pflicht sei, die ohne allen Vertrag, nach den ewigen Gesetzen der Weisheit und Güte erzwungen werden könnte. Allein mich dünkt, das Zwangsrecht zur Erziehung der Kinder komme im Stande der Natur bloß den Eltern selbst, Einem gegen den Andern, keinem Dritten aber zu, der sich etwa der Kinder annehmen und die Erziehung von den Eltern erpressen wollte. Niemand ist im Stande der Natur befugt, die Eltern zur Erziehung ihrer Kinder mit Gewalt anzuhalten, daß aber die Eltern selbst gegen einander dieses Zwangsrecht haben, fließt aus der Verabredung, die sie, obschon nicht in Worten, doch durch die Handlung selbst, getroffen zu haben, vorausgesetzt wird."

„Wer ein zur Glückseligkeit fähiges Wesen hervorbringen hilft, ist nach dem Gesetze der Natur verbunden, die Glückseligkeit desselben zu befördern, so lange es selbst noch in dem Stande nicht ist, für sein Fortkommen zu sorgen. Dieses ist die natürliche Pflicht der Erziehung, die zwar an und für sich bloß eine Gewissenspflicht ist; durch die Handlung selbst aber haben die Eltern sich verstanden, einander hierin beizustehen, d. i. dieser ihrer Gewissenspflicht gemeinschaftlich Genüge zu leisten. Mit einem Worte: die Eltern sind durch die Beiwohnung selbst in den Stand der Ehe getreten, haben einen stillschweigenden Vertrag gemacht, das zur Glückseligkeit bestimmte Wesen, das sie gemeinschaftlich hervorbringen, auch gemeinschaftlich der Glückseligkeit fähig zu machen, d. i. zu erziehen."

„Aus diesem Grundsatze fließen alle Pflichten und Rechte des Ehestandes ganz natürlich, und es ist nicht nöthig, wie die Rechtslehrer zu thun pflegen, ein doppeltes Principium anzunehmen, um alle Pflichten der Ehe und des Hausstandes aus demselben herzuleiten. Die Pflicht zur Erziehung folgt aus der Verabredung, Kinder zu erzeugen, und die Schuldigkeit in einen gemeinschaftlichen Hausstand zu treten, aus der gemeinschaftlichen Pflicht zur Erziehung. Die Ehe ist also im Grunde nichts Anderes, als eine Verabredung zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes, gemeinschaftlich Kinder zur Welt zu bringen; und hierauf beruhet das ganze System ihrer gegenseitigen Pflichten und Rechte *). Daß aber die Menschen durch Ver-

*) Wenn Subjecte von verschiedenen Religionen in ein Ehebündniß treten, so wird beim Contracte verabredet, nach welchen Grundsätzen der

abredung den Stand der Natur verlassen, und in den Stand der Gesellschaft treten, wird in der Folge gezeigt werden. Mit-

---

Hausstand geführt, und die Kinder erzogen werden sollen. Wie aber, wenn Mann oder Weib nach vollzogener Heirath, Grundsätze ändern, und zu einer andern Religion übergehen? gibt Dieses der andern Partei ein Recht auf die Scheidung zu dringen? In einer kleinen Schrift †), die zu Wien geschrieben sein will, und deren ich in dem zweiten Abschnitte mit Mehrerem zu erwähnen, Gelegenheit haben werde, wird gesagt, daß der Fall jetzt daselbst vorliege. Ein Jude, der zur christlichen Religion übergegangen, soll ausdrücklich begehren, seine bei der jüdischen Religion gebliebene Ehefrau zu behalten, und der Proceß soll anhängig gemacht sein. Genannter Verfasser entscheidet nach dem System der Freiheit. „Man vermuthet mit Recht," spricht er, „daß die Verschiedenheit der Religion für keine gültige Ursache zur Ehescheidung erkannt werden werde. Nach den Grundsätzen des weisen Josephs dürfte wol Unterschied in kirchlichen Meinungen nicht gesellschaftlichen Banden entgegen stehen dürfen."

Sehr übereilt, wie mich dünkt. Ich hoffe, ein eben so gerechter als weiser Imperator wird auch die Gegengründe anhören, und nicht zugeben daß das System der Freiheit zur Bedrückung und Gewaltthätigkeit gemißbraucht werde. — Ist die Ehe bloß ein bürgerlicher Contract, wie doch zwischen Jude und Jüdinn, selbst nach katholischen Grundsätzen, die Ehe nichts Anders sein kann, so müssen die Worte und Bedingungen des Contractes nach dem Sinne der Contrahenten ausgelegt und erklärt werden, nicht nach dem Sinne des Gesetzgebers oder Richters. Wenn nach den Grundsätzen der Contrahenten mit Zuverlässigkeit behauptet werden kann, daß sie gewisse Worte so, und nicht anders verstanden, und wenn sie gefragt worden wären, so und nicht anders erklärt haben würden, so muß diese moralisch gewisse Erklärung, als eine stillschweigende, vorausgesetzte Bedingung des Contractes angenommen, vor Gericht eben so gültig sein, als wenn sie ausdrücklich verabredet worden wäre. Nun ist offenbar, daß das Ehepaar bei Schließung des Contractes, da sie beiderseits, wenigstens äußerlich, noch der jüdischen Religion zugethan gewesen, keinen andern Sinn gehabt, als den gemeinschaftlichen Hausstand nach jüdischen Lebensregeln zu führen, und die Kinder nach jüdischen Grundsätzen zu erziehen. Wenigstens hat die Partei, der es um die Religion ein Ernst war, nichts Anders voraussetzen können, und wäre damals eine Veränderung von dieser Art besorglich gewesen, und die Bedingung zur Sprache gekommen, sie würde sich sicherlich nicht anders erklärt haben. Sie wußte und erwartete nichts Anders, als einen Hausstand nach väterlichen Lebensregeln anzutreten, und Kinder zu erzeugen, die sie nach väterlichen Grundsätzen würde erziehen können. Wenn dieser Person der Unterschied wichtig ist, wenn es notorisch ist, daß ihr der Unterschied der Religion bei Schließung des Contractes hat wichtig sein müssen, so muß der Contract nach ihren Begriffen und Gesinnungen erklärt werden. Gesetzt, der ganze

†) Das Forschen nach Licht und Recht. Berlin, bei Friedrich Maurer, 1782.

hin ist auch die Erziehungspflicht der Eltern, ob sie schon in gewisser Betrachtung eine Zwangspflicht zu nennen ist, keine Ausnahme von dem angeführten Naturgesetze, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig sei, und ihm allein das Recht zukomme, die Collisionsfälle zwischen Selbstgebrauch und Wohlwollen zu entscheiden."

„In diesem Rechte besteht die natürliche Freiheit des Menschen, die einen großen Theil seiner Glückseligkeit ausmacht. Die Unabhängigkeit gehört also zu seinen eigenthümlichen Gütern, deren er sich, als Mittel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen befugt ist, und wer ihn in dem Gebrauche

---

Staat habe hierin andere Gesinnungen, so hat Dieses keinen Einfluß auf die Deutung des Vertrages. Der Mann verändert Grundsätze, und nimmt eine andere Religion an. Soll die Frau gezwungen werden, in einen Hausstand zu treten, dem ihr Gewissen zuwider ist, und ihre Kinder nach Grundsätzen zu erziehen, die nicht die ihrigen sind; mit einem Worte, Bedingungen des Ehecontractes anzunehmen, und sich aufdringen zu lassen, zu welchen sie sich niemals verstanden hat, so geschieht ihr offenbar Unrecht, so läßt man sich offenbar durch Vorspiegelung der Gewissensfreiheit zum widersinnigsten Gewissenszwange verleiten. Die Bedingungen des Contractes können nun nicht mehr erfüllt werden. Der Mann, der Grundsätze verändert hat, ist, wo nicht in dolo, doch wenigstens in culpa, daß solche nicht mehr in Erfüllung gebracht werden können. Muß die Frau Gewissenszwang leiden, weil der Mann Gewissensfreiheit haben will? Wo hat sie sich hiezu verstanden, oder verstehen können? Ist nicht auch von ihrer Seite das Gewissen ungebunden, und muß die Partei, welche die Veränderung verursacht hat, nicht auch für die Folgen dieser Veränderung stehen, den Gegentheil schadlos halten, und, so viel es sich thun läßt, wieder in den vorigen Stand setzen? Mich dünkt, nichts sei einfacher, und die Sache rede für sich selber. Niemand kann gezwungen werden, Bedingungen eines Contractes anzunehmen, zu welchen er sich, seinen Grundsätzen nach, nicht hat verstehen können.

An Erziehung der gemeinschaftlichen Kinder haben beide Theile gleiches Recht. Hätten wir unparteiische Erziehungsanstalten, so müßten in solchen streitigen Fällen die Kinder so lange unparteiisch erzogen werden, bis sie zur Vernunft kommen und selbst wählen. So lange aber dafür noch nicht gesorgt worden, so lange noch unsere Erziehungsanstalten mit der positiven Religion in Verbindung stehen, hat derjenige Theil ein offenbares Vorrecht, der bei den vorigen Grundsätzen geblieben ist, und solche nicht verändert hat. Auch Dieses folgt ganz natürlich aus obigen Grundsätzen, und es ist gewaltsame Anmaßung und Religionsdruck, wenn irgendwo das Gegentheil geschieht. Ein eben so gerechter als weiser Joseph wird sicherlich diesen gewaltsamen Mißbrauch der Kirchenmacht in seinen Staaten nicht zulassen.

derſelben ſtört, der beleidigt ihn, und begeht eine äußerliche Ungerechtigkeit. Der Menſch im Stande der Natur iſt Herr über das Seinige, über den freien Gebrauch ſeiner Kräfte und Fähigkeiten, über den freien Gebrauch alles Deſſen, ſo er durch dieſelben hervorgebracht (d. i. der Früchte ſeines Fleißes), oder mit den Früchten ſeines Fleißes auf eine unzertrennliche Weiſe verbunden hat, und es hängt von ihm ab, wie viel, wenn und zum Beſten weſſen von ſeinen Nebenmenſchen er Einiges von dieſen Gütern, das ihm entbehrlich iſt, ablaſſen will. Alle ſeine Nebenmenſchen haben bloß auf ſeinen Ueberfluß ein unvollkommenes Recht, ein Recht zu bitten, und er, der unumſchränkte Herr, trägt die Gewiſſenspflicht, einen Theil ſeiner Güter dem Wohlwollen zu widmen, ja bisweilen iſt er verbunden, ſeinen Eigengebrauch ſogar dem Wohlwollen aufzuopfern, in ſo weit die Ausübung des Wohlwollens glücklicher macht als Eigennutz. Nur muß dieſe Aufopferung eigenes Willens und aus freiem Triebe geſchehen. Alles dieſes ſcheint keinen Zweifel mehr zu leiden. Allein ich thue einen Schritt weiter."

„Sobald dieſer Unabhängige einmal ein Urtheil gefällt hat, ſo muß es gültig ſein. Habe ich im Stande der Natur den Fall entſchieden, wem, wenn und wie viel ich von dem Meinigen überlaſſen will; habe ich dieſen meinen freien Entſchluß hinlänglich zu erkennen gegeben, und mein Nächſter, dem zum Beſten der Ausſpruch geſchehen, hat das Gut in Empfang genommen, ſo muß die Handlung Kraft und Wirkung haben, wenn mein Entſcheidungsrecht etwas bedeuten ſoll. Wenn mein Ausſpruch unkräftig iſt, und die Sachen ſo läßt, wie ſie geweſen ſind, wenn er nicht in Anſehung des Rechtes diejenige Veränderung hervorbringt, die ich beſchloſſen, ſo enthält mein vermeintes Recht, den Ausſpruch zu thun, einen offenbaren Widerſpruch. Meine Entſcheidung muß alſo wirken, muß den Zuſtand des Rechtes verändern. Das Gut, wovon die Rede iſt, muß aufhören das Meine zu ſein, und nunmehr wirklich meines Nächſten geworden ſein. Das vorhin unvollkommen geweſene Recht meines Nächſten muß durch dieſe Handlung ein vollkommenes Recht geworden, ſo wie mein vollkommen geweſenes Recht in ein unvollkommenes übergegangen ſein; ſonſt wäre meine Entſcheidung null. Nach vollkommener Handlung alſo kann ich das abgetretene Gut, ohne Ungerechtigkeit, mir

nicht mehr anmaßen, und wenn ich es thue, so beleidige ich, so handle ich wider das vollkommene Recht meines Nächsten."

„Dieses gilt sowohl von körperlichen beweglichen Gütern, die von Hand in Hand gegeben und angenommen werden können, als von unbeweglichen, oder auch geistigen Gütern, davon die Rechte bloß durch hinlängliche Willenserklärung abgetreten und angenommen werden können. Im Grunde kömmt Alles bloß auf diese Willenserklärung an, und die wirkliche Einhändigung beweglicher Güter selbst kann nur gültig sein, in so weit sie für ein Zeichen der hinlänglichen Willenserklärung genommen wird. Die bloße Einhändigung, an und für sich betrachtet, gibt und nimmt kein Recht, so oft diese Absicht nicht damit verbunden ist. Was ich meinem Nächsten in die Hand gebe, habe ich ihm deswegen noch nicht eingehändigt, und was ich von ihm in die Hand nehme, habe ich damit noch nicht rechtskräftig angenommen, wenn ich nicht zu erkennen gegeben, daß die Handlung in dieser Absicht geschehen sei. Ist aber die Tradition selbst bloß als Zeichen gültig, so können bei solchen Gütern, wo die wirkliche Aushändigung nicht statt findet, andere bedeutende Zeichen dafür genommen werden. Man kann also sein Recht auf unbewegliche oder auch unkörperliche Güter durch hinlänglich verständliche Zeichen Andern abtreten und überlassen."

„Auf diese Weise kann das Eigenthum von Person zu Person wandern. Was ich durch meinen Fleiß zu dem Meinigen gemacht, wird durch Abtreten das Gut eines Andern, das ich ihm nicht wieder nehmen kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen."

„Und nun noch einen Schritt näher, so steht die Gültigkeit der Verträge auf sicheren Füßen. — Das Recht, die Collisionsfälle zu entscheiden, selbst ist, wie oben gezeigt worden, ein unkörperliches Gut des unabhängigen Menschen, in so weit es ein Mittel zu seiner Glückseligkeit werden kann. Jeder Mensch hat im Stande der Natur auf den Genuß dieses Mittels zur Glückseligkeit ein vollkommenes, und sein Nebenmensch ein unvollkommenes Recht. Da aber der Genuß dieses Rechtes wenigstens in vielen Fällen zur Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, so ist es ein entbehrliches Gut, das, vermöge des Erwiesenen, abgetreten, und vermittelst einer hinlänglichen Willenserklärung, einem Andern überlassen werden

kann. Eine Handlung, wodurch Dieses geschieht, heißt ein Versprechen, und wenn von der andern Seite die Annahme hinzu kömmt, d. i. die Einwilligung in dieses Uebertragen der Rechte hinlänglich zu erkennen gegeben wird, so entsteht ein Vertrag. Demnach ist ein Vertrag nichts Anderes, als von der einen Seite die Ueberlassung, und von der andern Seite die Annahme des Rechtes, in Absicht auf gewisse, dem Versprecher entbehrliche Güter die Collisionsfälle zu entscheiden."

„Ein solcher Vertrag muß, vermöge des vorhin Erwiesenen, gehalten werden. Das Entscheidungsrecht, welches vorhin einen Theil meiner Güter ausmachte, d. i. das Meine war, ist durch diese Abtretung das Gut meines Nächsten, das Seine geworden, und ich kann es ihm ohne Beleidigung nicht wieder entziehen. Den Anspruch, den er auf den Gebrauch dieser meiner Unabhängigkeit, in so weit sie nicht zu meiner Erhaltung nothwendig ist, so wie jeder Andere machen konnte, ist durch diese Handlung in ein vollkommenes Recht übergegangen, das er sich mit Gewalt zu erzwingen befugt ist. Dieser Erfolg ist unstreitig, sobald mein Entscheidungsrecht Kraft und Wirkung haben soll *)." —

Ich verlasse meine speculativen Betrachtungen und komme in mein voriges Geleis zurück, muß aber vorher die Bedingungen festsetzen, unter welchen nach obigen Grundsätzen ein Vertrag gültig sei, und gehalten werden müsse.

---

*) Auf diese sehr einleuchtende Auseinandersetzung der Begriffe bin ich von dem philosophischen Rechtsgelehrten, meinem sehr werthen Freunde, dem Herrn Assistenzrathe Klein, geführt worden, mit dem ich das Vergnügen gehabt, mich über diese Materie zu unterhalten. Mich dünkt, diese Theorie der Contracte sei einfach und fruchtbar. Fergouson in seiner Moralphilosophie, und sein vortrefflicher Uebersetzer, finden die Nothwendigkeit, das Versprechen zu halten, in der bei dem Nebenmenschen erregten Erwartung und Unsittlichkeit der Täuschung. Allein hieraus scheint bloß eine Gewissenspflicht zu folgen. Was ich vorhin im Gewissen verbunden gewesen, von meinen Gütern zum Besten meiner Nebenmenschen überhaupt hinzugeben, bin ich durch die bei diesem Subjecte insbesondere erregte Erwartung, im Gewissen verbunden, ihm zukommen zu lassen. Wodurch aber ist diese Gewissenspflicht in eine Zwangspflicht übergegangen? Mich dünkt, hiezu gehören unumgänglich die allhier ausgeführten Grundsätze der Abtretung überhaupt, und insbesondere der Entscheidungsrechte in Collisionsfällen.

1) Cajus besitzt ein Gut (irgend ein Mittel zur Glückseligkeit, den Gebrauch seiner natürlichen Fähigkeiten selbst, oder das Recht auf die Früchte seines Fleißes, und die damit verbundenen Güter der Natur, oder was sonst auf eine gerechte Weise ihm zu eigen geworden, es sei solches ein körperliches oder unkörperliches Ding, als nämlich Gerechtsame, Freiheiten und dergl.).

2) Dieses Gut aber gehört nicht unumgänglich zu seinem Dasein, und kann also zum Besten des Wohlwollens, d. i. zum Nutzen Anderer, angewendet werden.

3) Sempronius hat auf dieses Gut ein unvollkommenes Recht. Er kann, so wie jeder andere Mensch, verlangen, aber nicht zwingen, daß dieses Gut jetzt zu seinem Besten angewendet werde. Das Recht zu entscheiden gehört dem Cajus, ist das Seine, und darf ihm mit Gewalt nicht entzogen werden.

4) Nunmehr bedient sich Cajus seines vollkommenen Rechtes, entscheidet zum Vortheile des Sempronius, und gibt seine Entscheidung durch hinlängliche Zeichen zu erkennen, d. i. Cajus verspricht.

5) Sempronius nimmt an, und gibt seine Einwilligung gleichfalls auf eine bedeutende Weise zu verstehen.

So ist der Ausspruch des Cajus wirksam und von Kraft, d. i. jenes Gut, das ein Eigenthum des Cajus, das sein gewesen, ist durch diese Handlung zum Gute des Sempronius geworden. Das vollkommene Recht des Cajus ist in ein unvollkommenes übergegangen, so wie das unvollkommene Recht des Sempronius in ein vollkommenes Zwangsrecht verwandelt worden ist.

Cajus muß sein rechtskräftiges Versprechen halten, und Sempronius kann ihn, im Verweigerungsfalle, mit Gewalt dazu zwingen.

Durch Verabredungen dieser Art verläßt der Mensch den Stand der Natur und tritt in den Stand der gesellschaftlichen Verbindung, und seine eigene Natur treibt ihn an, Verbindungen mancherlei Art einzugehen, um seine schwankenden Rechte und Pflichten in etwas Bestimmtes zu verwandeln. Nur der Wilde klebt, wie das Vieh, an dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes. Der gesittete Mensch lebt auch für die Zukunft, und will auch für den nächsten Augenblick worauf Rechnung

machen können. Schon der Vermehrungstrieb, wenn er nicht blos viehischer Instinct sein soll, zwingt die Menschen, wie wir oben gesehen, zu einem gesellschaftlichen Vertrage, davon man sogar bei vielen Thieren etwas Analogisches findet.

Lasset uns von dieser Theorie der Rechte, Pflichten und Verträge die Anwendung auf den Unterschied zwischen Staat und Kirche machen, davon wir ausgegangen sind. Beide, Staat und Kirche, haben sowol Handlungen, als Gesinnungen zu ihrem Gegenstande; jene, in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Mensch und Natur, diese, in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Mensch und Gott gründen. Die Menschen bedürfen einander, hoffen und versprechen, erwarten und leisten Einer dem Andern Dienst und Gegendienst. Die Vermischung von Ueberfluß und Mangel, Kraft und Bedürfniß, Eigensucht und Wohlwollen, die ihnen die Natur gegeben, treibt sie an, in gesellschaftliche Verbindung zu treten, um ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen weitern Spielraum zu verschaffen. Jedes Individuum ist verbunden, einen Theil seiner Fähigkeiten und der dadurch erworbenen Rechte zum Besten der verbundenen Gesellschaft anzuwenden; aber welchen? wenn? und zu welchem Endzwecke? — An und für sich sollte Dieses nur Der bestimmen, der leisten soll. Man kann aber auch für gut finden, auf dieses Recht der Unabhängigkeit durch einen gesellschaftlichen Vertrag Verzicht zu thun, und durch Positivgesetze diese unvollkommene Pflichten in vollkommene zu verwandeln, d. i. man kann die näheren Bestimmungen verabreden und festsetzen, wie viel jedes Mitglied, von seinen Rechten zum Nutzen der Gesellschaft zu verwenden soll gezwungen werden können. Der Staat, oder Die den Staat vorstellen, werden als eine moralische Person betrachtet, die über diese Rechte zu schalten hat. Der Staat hat also Rechte und Gerechtsame auf Güter und Handlungen der Menschen. Er kann nach dem Gesetze geben und nehmen, vorschreiben und verbieten, und weil es ihm auch um Handlung als Handlung zu thun ist, bestrafen und belohnen. Der Pflicht gegen meinen Nächsten geschieht äußerlich Genüge, wenn ich ihm leiste, was ich soll; meine Handlung mag erzwungen oder freiwillig sein. Kann nun der Staat nicht durch innere Triebfedern wirken, und dadurch für mich sorgen, so wirkt er wenigstens durch äußere, und verhilft meinem Nächsten zu dem Seinigen.

Nicht alſo die Kirche! Sie beruht auf dem Verhältniſſe zwiſchen Gott und Menſchen. Gott iſt kein Weſen, das unſeres Wohlwollens bedarf, unſern Beiſtand fordert, auf irgend eines von unſeren Rechten zu ſeinem Gebrauche Anſpruch macht, oder deſſen Rechte mit den unſerigen je in Streit und Verwirrung gerathen können. Auf dieſe irrigen Begriffe hat die in mancher Betrachtung unbequeme Eintheilung der Pflichten, in Pflichten gegen Gott und Pflichten gegen die Menſchen, führen müſſen. Man hat die Parallele zu weit gezogen. Gegen Gott — gegen Menſchen — dachte man. So wie wir aus Pflicht gegen unſern Nächſten Etwas von dem Unſerigen aufopfern und hingeben, ſo auch aus Pflicht gegen Gott. Die Menſchen fordern Dienſt; ſo auch Gott. Die Pflicht gegen mich ſelbſt kann mit der Pflicht gegen meinen Nächſten in Streit und Gegenſtoß gerathen; eben alſo die Pflicht gegen mich ſelbſt, mit der Pflicht gegen Gott. — Niemand wird ſich ausdrücklich dazu verſtehen, wenn ihm dieſe ungereimten Sätze in trockenen Worten vorgehalten werden, und gleichwol hat Jedermann mehr oder weniger davon gleichſam eingeſogen, und ſeine inneren Säfte damit angeſteckt. Aus dieſer Quelle floſſen alle ungerechten Anmaßungen, die ſich ſogenannte Diener der Religion, unter dem Namen der Kirche, von jeher erlaubt. Alle Gewaltthätigkeit und Verfolgung, die ſie ausgeübt, aller Zwiſt und Zwieſpalt, Meuterei und Aufruhr, die ſie angezettelt haben, und alle Uebel, die von jeher, unter dem Scheine der Religion, von ihren grimmigſten Feinden, von Heuchelei und Menſchenfeindſchaft, ausgeübt worden, ſind einzig und allein Früchte dieſer armſeligen Sophiſterei, eines vorgeſpiegelten Conflicts zwiſchen Gott und Menſchen, Rechten der Gottheit und Rechten des Menſchen.

Im Grunde machen in dem Syſteme der menſchlichen Pflichten die gegen Gott keine beſondere Abtheilung, ſondern alle Pflichten des Menſchen ſind Obliegenheiten gegen Gott. Einige derſelben gehen uns ſelbſt, andere unſere Nebenmenſchen an. Wir ſollen, aus Liebe zu Gott, uns ſelbſt vernünftig lieben, ſeine Geſchöpfe lieben, ſo wie wir aus vernünftiger Liebe zu uns ſelbſt verbunden ſind, unſere Nebenmenſchen zu lieben.

Das Syſtem unſerer Pflichten hat ein doppeltes Principium; das Verhältniß zwiſchen Menſchen und Natur, und das Verhältniß zwiſchen Geſchöpf und Schöpfer. Jenes iſt Moral-

philosophie, dieses Religion, und Demjenigen, der von der Wahrheit überführt ist, daß die Naturverhältnisse nichts Anderes sind, als Aeußerungen des göttlichen Willens, Dem fallen auch diese beiden Principien in einander, dem ist Sittenlehre der Vernunft heilig, wie Religion. Auch heischt die Religion, oder das Verhältniß zwischen Gott und Menschen, keine andere Pflichten, sondern gibt jenen Pflichten und Obliegenheiten nur erhabenere Sanction. Gott bedarf unseres Beistandes nicht, verlangt keinen Dienst von uns*), keine Aufopferung unserer Rechte zu seinem Besten, keine Verzicht auf unsere Unabhängigkeit zu seinem Vortheile. Seine Rechte können mit den unserigen nie in Streit und Irrung kommen. Er will nur unser Bestes, eines jeden Einzelnen Bestes, und dieses muß ja mit sich selbst bestehen, kann sich ja selbst nicht widersprechen.

Alle diese Gemeinwörter sind so trivial, daß der gesunde Menschenverstand sich wundert, wie man hat je anderer Meinung sein können, und gleichwol haben die Menschen von jeher wider diese einleuchtenden Grundsätze gehandelt, und wohl ihnen! wenn sie im Jahre 2240 aufhören werden, dawider zu handeln.

Die nächste Folge aus diesen Maximen ist, wie mich dünkt, offenbar, daß die Kirche kein Recht habe auf Gut und Eigenthum, keinen Anspruch auf Beitrag und Verzicht; daß ihre Gerechtsame mit den unserigen niemals in Irrung gerathen, daß also zwischen Kirche und Bürger nie Collisionsfälle vorkommen können. Ist aber Dieses, so findet auch zwischen Kirche und Bürger kein Vertrag statt; denn alle Verträge setzen Collisionsfälle voraus, die zu entscheiden sind. Wo keine unvollkommene Rechte statt haben, entstehen keine Collisionen der Ansprüche, und wo nicht Ansprüche gegen Ansprüche entschieden werden sollen, da ist Vertrag ein Unding.

Alle menschliche Verträge haben also der Kirche kein Recht

*) Die Wörter Dienst, Ehre u. a. haben in Beziehung auf Gott eine ganz andere Bedeutung, als in Beziehung auf Menschen. Gottesdienst ist nicht Dienst, den ich Gott erzeige, Ehre Gottes nicht Ehre, die ich Gott anthue. Man hat, um die Worte zu retten, ihre Bedeutung geändert. Der gemeine Mann aber klebt noch immer an der ihm gewöhnlichen Bedeutung, und hängt noch immer fest an seinem Sprachgebrauche, woraus in Religionssachen viele Verwirrungen entstanden sind.

auf Gut und Eigenthum beilegen können, da sie ihrem Wesen nach auf keins derselben Anspruch machen, oder ein unvollkommenes Recht haben kann. Ihr kann also niemals ein Zwangsrecht zukommen, und den Mitgliedern kann keine Zwangspflicht gegen dieselbe aufgelegt werden. Alle Rechte der Kirche sind Vermahnen, Belehren, Stärken und Trösten, und die Pflichten der Bürger gegen die Kirche sind ein geneigtes Ohr und ein williges Herz*). So hat auch die Kirche kein Recht, Handlungen zu belohnen oder zu bestrafen. Die bürgerlichen Handlungen gehören dem Staat, und die eigentlichen religiösen Handlungen leiden, ihrer Natur nach, weder Zwang noch Bestechung. Sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele, oder sind ein leeres Spiel, und dem wahren Geiste der Religion zuwider.

Wenn aber die Kirche kein Eigenthum hat, wer besoldet die Lehrer der Religion? Wer lohnt die Prediger der Gottesfurcht? — Religion und Sold — Lehren der Tugend und Bezahlung — Predigten der Gottesfurcht und Lohn. Die Begriffe scheinen sich einander zu fliehen. Was verspricht sich der Lehrer der Weisheit und Tugend für Wirknng, sobald er bezahlt wird, und den Meistbietenden feil ist? Was der Prediger der Gottesfurcht für Eindruck, wenn er nach Lohne ausgeht? — Siehe, ich lehre euch Gesetze und Rechte, so wie mich der Ewige, mein Gott u. s. w. (V. B. M. C. 4, 5.) So wie mich mein Gott, erklären die Rabbinen, wie er mich, ohne Entgeld, so ich Euch, und so auch Ihr die Eurigen. Bezahlen, Lohnen, ist für diese erhabene Beschäftigung so unnatürlich, mit der Lebensart, welche diese Beschäftigung erfordert, so unvereinbar, daß die mindeste Anhänglichkeit an Gewinnen und Erwerben diesen Stand zu erniedrigen scheint. Das Verlangen nach Reichthum, das man jedem andern Stande gern zu Gute hält, scheint uns bei diesem Geiz und Habsucht, oder artet bei Männern, die sich diesem edlen Geschäfte widmen, wirklich gar bald in Geiz und Habsucht aus, weil es ihrem Berufe so widernatürlich ist. Höchstens kann ihnen Entschädigung für Zeitversäumniß einge-

*) Der Psalmist singt:
Dir gefällt nicht Opfer, nicht Geschenk,
Ohren hast du mir gegraben! (Ps. 40, 7.)

räumt werden, und dieſe auszumitteln und zu ertheilen, iſt ein Geſchäft des Staates, nicht der Kirche. Was hat die Kirche mit Dingen zu ſchaffen, die feil ſind, bedungen und bezahlt werden? Die Zeit macht einen Theil von unſerem Vermögen aus, und wer ſie zum gemeinen Beſten anwendet, darf hoffen, aus dem gemeinen Schatze dafür entſchädigt zu werden. Die Kirche lohnt nicht, die Religion kauft nichts, bezahlt nichts, gibt keinen Sold.

Dieſes ſind, meinem Bedünken nach, die Grenzen zwiſchen Staat und Kirche, in ſo weit ſie auf die Handlungen der Menſchen Einfluß haben. In Abſicht auf Geſinnungen treten ſie ſchon etwas näher zuſammen; denn hier hat der Staat keine anderen Wirkungsmittel, als die Kirche. Beide müſſen unterrichten, belehren, aufmuntern, veranlaſſen; aber weder belohnen, noch beſtrafen, weder zwingen, noch beſtechen; denn auch der Staat hat durch keinen Vertrag das mindeſte Zwangsrecht über Geſinnungen erlangen können. Ueberhaupt kennen die Geſinnungen der Menſchen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Geſinnungen, als Geſinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächſten Verzicht thun; kann ihm keinen Antheil an meiner Urtheilskraft aus Wohlwollen überlaſſen und abtreten, und eben ſo wenig ein Recht auf ſeine Geſinnungen mir anmaßen, oder auf irgend eine Weiſe erwerben. Das Recht auf unſere eigenen Geſinnungen iſt unveräußerlich, kann nicht von Perſon zu Perſon wandern; denn es gibt und nimmt keinen Anſpruch auf Vermögen, Gut und Freiheit. Daher das mindeſte Vorrecht, das Ihr Euern Religions- und Geſinnungsverwandten öffentlich einräumt, eine *indirecte Beſtechung*; die mindeſte Freiheit, die Ihr den Diſſidenten entziehet, eine *indirecte Beſtrafung* zu nennen iſt, und im Grunde dieſelbe Wirkung hat, als eine directe Belohnung des Einſtimmens, und Beſtrafung des Widerſpruches. Es iſt armſeliges Blendwerk, wenn in einigen Lehrbüchern des Kirchenrechtes ſo ſehr auf den Unterſchied zwiſchen *Belohnung* und *Vorrecht*, *Beſtrafung* und *Einſchränkung* gedrungen wird. Den Sprachforſchern kann dieſe Bemerkung nützlich ſein; allein dem Elenden, der die Rechte der Menſchheit entbehren muß, weil er nicht ſagen kann: *Ich glaube*, wo er nicht glaubt; nicht mit dem Munde Muſelmann, und im Herzen Chriſt ſein *will*, dem bringt dieſe Diſtinction nur leidigen

Trost. Und welches sind die Grenzen der Vorrechte auf der einen, und der Einschränkung auf der andern Seite? Mit einer mäßigen Gabe von Dialektik erweitert man diese Begriffe, und dehnt sie so lange aus, bis sie auf der einen Seite bürgerliche Glückseligkeit, auf der andern Unterdrückung, Verbannung und Elend werden *).

Furcht und Hoffnung wirken auf den Begehrungstrieb der Menschen; Vernunftgründe auf sein Erkenntnißvermögen. Ihr ergreifet die unrechten Mittel, wenn Ihr die Menschen durch Furcht und Hoffnung zur Annahme oder zur Verwerfung gewisser Lehrsätze führen wollet. Ja, wenn auch Dieses geradezu Eure Absicht nicht ist, so hindert Ihr selbst doch Eure besseren Absichten, wenn Ihr Furcht und Hoffnung nicht so weit zu entfernen suchet, als nur immer möglich ist. Ihr bestechet und verführet Euer eigenes Herz, oder Euer Herz hat Euch verführt, wenn ihr glaubet, Prüfung der Wahrheit könne bestehen, Freiheit der Untersuchung bleibe ungekränkt, wenn hier Stand und Würden, dort Verachtung und Dürftigkeit die Untersuchenden erwarten. Vorstellung des Guten und Bösen sind Werkzeug für den Willen; der Wahrheit und Unwahrheit für den Verstand. Wer auf den Verstand wirken will, lege jenes Werkzeug zuvörderst aus der Hand, sonst ist er in Gefahr, wider seinen eigenen Vorsatz, auszuglätten, wo er durchschneiden, zu befestigen, wo er einreißen soll.

Was wird also der Kirche für eine Regierungsform anzurathen sein? — Keine! — Wer soll entscheiden, wenn in Religionssachen Streitigkeiten entstehen? — Wem Gott die Fähigkeit gegeben, zu überzeugen. Was soll Regierungsform, wo nichts zu regieren ist; Obrigkeit, wo Niemand Unterthan sein darf; Richteramt, wo keine Rechte und Ansprüche zu entscheiden vorkommen? Weder Staat noch Kirche sind in Religionssachen befugte Richter; denn die Glieder der Gesellschaft

*) Ein Collegium von gelehrten und angesehenen Männern, in einem übrigens ziemlich duldsamen Staate, ließ vor einiger Zeit gewisse Dissidenten für die Approbation gedoppelte Gebühren bezahlen, und als sie von der Obrigkeit deswegen zur Rede gestellt wurden, war die Entschuldigung, jene wären doch überall im bürgerlichen Leben deterioris conditionis. Das Sonderbarste ist, daß es bis auf den heutigen Tag bei der Erhöhung der Gebühren geblieben sein soll.

haben ihnen durch keinen Vertrag dieses Recht einräumen können. Der Staat hat zwar von ferne darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, mit denen der öffentliche Wohlstand nicht bestehen kann, die wie Atheisterei und Epikurismus den Grund untergraben, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruht. Plutarch und Bayle mögen immer untersuchen, ob ein Staat bei der Atheisterei nicht besser bestehen könne, als beim Aberglauben, mögen immer die Plagen berechnen und vergleichen, die dem menschlichen Geschlechte aus diesen verschiedenen Quellen des Elends bisher entstanden sind und noch zu entstehen drohen. Im Grunde heißt Dieses nichts Anders, als untersuchen, ob ein schleichendes oder ein hitziges Fieber tödtlicher sei? Seinen Freunden wird man gleichwol keines von beiden anwünschen. So wird eine jede bürgerliche Gesellschaft wohl thun, wenn sie keines von beiden, weder Fanatismus, noch Atheisterei, Wurzel schlagen und sich ausbreiten läßt. Der Staatskörper siecht und ist elend, er mag vom Krebsschaden aufgerieben, oder von Fieberhitze verzehrt werden.

Aber nur von ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen, und selbst die Lehren nur mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruht, ohne sich unmittelbar in irgend eine Streitigkeit zu mischen, und durch Autorität entscheiden zu wollen; denn er handelt offenbar wider seinen eigenen Endzweck, wenn er geradezu Untersuchung verbietet, oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt oder verwirft. Die Rede ist nur von jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen, und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst keine Tugend mehr ist. Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf Jenes Unkosten sich lustig machen könne.

Kaum wird es nöthig sein, noch die Frage zu berühren, ob es erlaubt sei, die Lehrer und Priester auf gewisse Glaubenslehren zu beeidigen. Auf welche sollte Dieses geschehen? Jene Grundartikel aller Religionen, davon vorhin gesprochen worden,

können durch keine Eidschwüre bekräftigt werden. Ihr müsset dem Schwörenden auf sein Wort glauben, daß er sie annimmt, oder sein Eid ist ein leerer Schall; Worte, die er in die Luft stößt, ohne daß sie ihn mehr Ueberwindung kosten, als eine bloße Versicherung; denn alles Zutrauen zu Eidschwüren, und das ganze Ansehen derselben beruht ja bloß auf diesen Grundlehren der Sittlichkeit. Sind es aber besondere Artikel dieser oder jener Religion, die ich beschwören oder abschwören soll; sind es Grundsätze, ohne welche Tugend und Wohlstand unter den Menschen bestehen können, und wenn sie auch nach der Meinung des Staates, oder der Personen, die den Staat vorstellen, zu meinem ewigen Heile noch so nothwendig sind, so frage ich, was hat der Staat für Recht, in das Innerste der Menschen so zu wühlen, und sie zu Geständnissen zu zwingen, die der Gesellschaft weder Trost noch Frommen bringen? Eingeräumt hat ihm Dieses nicht werden können, denn hier fehlen alle Bedingnisse des Vertrages, die im Vorhergehenden ausgeführt worden. Es betrifft keines von meinen entbehrlichen Gütern, das ich meinem Nächsten überlassen soll; es betrifft keinen Gegenstand des Wohlwollens, und Collisionsfälle können dabei zur Entscheidung nicht vorkommen. Wie kann sich aber der Staat ein Befugniß anmaßen, das durch keinen Vertrag eingeräumt, durch keine Willenserklärung von Person zu Person wandern und übertragen werden kann. Lasset uns indessen zum Ueberflusse untersuchen, ob überall Beeidigung über Glauben und Nichtglauben ein reeller Begriff sei? ob die Meinungen der Menschen überhaupt, ihr Beistimmen und Nichtbeistimmen in Absicht auf Vernunftsätze, ein Gegenstand sind, über welche sie beeidigt werden können?

Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten. Die feierlichste Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit gibt und nimmt kein Recht, das nicht ohne dieselbe schon da gewesen; legt dem Anrufenden auch keine Verbindlichkeit auf, die ihm nicht auch ohne dieselbe obliegt. Sie dienen bloß, das Gewissen der Menschen, wenn es etwa eingeschläfert sein sollte, aufzuwecken, und auf Das aufmerksam zu machen, was der Wille des Weltrichters schon so von ihm fordert. Die Eidschwüre sind also eigentlich weder für den gewissenhaften Mann, noch für den entschlossenen Taugenichts. Jener muß ohnehin wissen, muß ohne Eid und Fluch von der Wahrheit innigst durchdrungen sein, daß Gott Zeuge sei, nicht nur aller Worte und Aussagen, sondern

aller Gedanken und geheimſten Regungen des Menſchen, und daß er die Uebertretung ſeines allerheiligſten Willens nicht ungeahndet laſſe; — und der entſchloſſene, gewiſſenloſe Böſewicht?

Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menſchen ſchone.

Alſo bloß für den gemeinen Mittelſchlag von Menſchen, oder im Grunde für Jeden von uns, in ſo weit wir Alle, ſo viel unſrer ſind, in ſo manchen Fällen zu dieſer Klaſſe zu zählen ſind; für die ſchwachen, unſchlüſſigen und ſchwankenden Menſchen, die Grundſätze haben, und ſie nicht immer befolgen, die träge und läſſig ſind zum Guten, das ſie erkennen und einſehen, die ihrer Laune nachgeben, einer Schwachheit zu gefallen, aufſchieben, bemänteln, Entſchuldigung ſuchen, und mehrentheils zu finden glauben. Sie wollen, und haben die Feſtigkeit nicht, ihrem Willen treu zu bleiben. Dieſen muß der Wille geſtählt, das Gewiſſen rege gemacht werden. Der jetzt vor Gericht leugnet, beſitzt vielleicht fremdes Gut, ohne die entſchloſſene Bosheit, ungerecht ſein zu wollen. Er kann ſolches verzehrt, oder haben von Händen kommen laſſen, und will bereits durch das Ableugnen nur Zeit gewinnen; und ſo wird vielleicht der gute Geiſt, der für die Gerechtigkeit in ihm kämpft, von Tag zu Tag abgewieſen, bis er ermüdet, und unterliegt. Man muß ihm alſo zu Hülfe eilen, und endlich den Fall, der Aufſchub leidet, in eine Handlung verwandeln, die jetzt geſchieht, wo der Augenblick entſcheidend iſt, und alle Entſchuldigung wegfällt; ſodann aber auch alle Feierlichkeit aufbieten, alle die Kraft und den Nachdruck zuſammennehmen, mit welchen die Erinnerung an Gott, den allgerechten Rächer und Vergelter, auf das Gemüth wirken kann.

Dieſes iſt die Beſtimmung des Eides, und hieraus, dünkt mich, ſei offenbar, daß man die Menſchen nur über Dinge beſchwören müſſe, die in die äußeren Sinne fallen; davon ſie mit der Ueberzeugung, welche die Evidenz der äußeren Sinne mit ſich führet, die Wahrheit behaupten und ausſagen können. Ich habe gehört, geſehen, geſprochen, empfangen, gegeben, oder nicht gehört u. ſ. w. Man bringt aber ihr Gewiſſen auf eine grauſame Folter, wenn man ſie über Dinge befragt, die bloß für den innern Sinn gehören. Glaubſt Du? Biſt Du überführt? überredet? Dünkt es Dir? Iſt irgend in einem Winkel Deines Geiſtes oder Deines Herzens noch einiger

Zweifel zurück, so zeige an, oder Gott wird den Mißbrauch seines Namens rächen. — Um des Himmels willen, schonet der zarten, gewissenhaften Unschuld! Und wenn sie einen Satz aus dem ersten Buche des Euklides zu behaupten hätte, so müßte sie in diesem Augenblicke zagen, und unaussprechliche Marter leiden.

Die Wahrnehmungen des innern Sinnes sind an und für sich selbst selten so handgreiflich, daß der Geist sie mit Sicherheit fest halten, und so oft es verlangt wird, von sich geben könne. Sie entschlüpfen ihm zuweilen, indem er sie zu fassen glaubt. Wovon ich jetzt versichert zu sein glaube, darüber schleicht oder stiehlt sich in dem nächsten Augenblicke ein kleiner Zweifel ein, und lauert in einer Falte meiner Seele, ohne daß ich ihn gewahr worden. Viele Behauptungen, über die ich heute zum Märtyrer werden möchte, können mir morgen vielleicht problematisch vorkommen. Soll ich diese innern Wahrnehmungen gar durch Worte und Zeichen von mir geben, oder auf Worte und Zeichen schwören, die andere Menschen mir vorlegen, so ist die Unsicherheit noch weit größer. Ich und mein Nächster, wir können unmöglich mit eben denselben Worten eben dieselben innern Empfindungen verbinden; denn wir können diese nicht anders gegen einander halten, mit einander vergleichen und berichtigen, als wiederum durch Worte. Wir können die Worte nicht durch Sachen erläutern; sondern müssen wiederum zu Zeichen und Worten unsere Zuflucht nehmen, und am Ende zu Metaphern, weil wir, durch Hülfe dieses Kunstgriffes, die Begriffe des innern Sinnes auf äußere sinnliche Wahrnehmungen gleichsam zurückführen. Was für Verwirrung und Undeutlichkeit muß aber nicht auf solche Weise in der Bedeutung der Worte zurückbleiben, und wie sehr müssen die Ideen verschieden sein, die verschiedene Menschen, in verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten, mit denselben äußerlichen Zeichen und Worten verbinden?

Wer Du auch seiest, lieber Leser! so beschuldige mich hier nicht der Zweifelsucht, oder der bösen List, dich zum Skepticisten machen zu wollen. Ich bin vielleicht Einer von Denjenigen, die am weitesten von dieser Krankheit der Seele entfernt sind, und sie an allen ihren Nebenmenschen curiren zu können, am sehnlichsten wünschen. Aber eben deswegen, weil ich diese Cur so oft an mir selbst verrichtet, und an Andern versucht habe, bin ich gewahr worden, wie schwer sie sei, und wie wenig man den Erfolg in Händen habe. Mit meinem besten Freunde, mit dem

ch noch ſo einhellig zu denken glaubte, konnte ich mich ſehr
ft über Wahrheiten der Philoſophie und Religion nicht ver-
inigen. Nach langem Streit und Wortwechſel ergab ſich
uweilen, daß wir mit denſelben Worten Jeder andere Be-
riffe verbunden hatten. Nicht ſelten dachten wir einerlei, und
rückten uns nur verſchiedentlich aus; aber eben ſo oft glaubten
ir übereinzuſtimmen, und waren in Gedanken noch weit von
inander entfernt. Gleichwol waren wir beiderſeits im Denken
icht ungeübt, gewohnt, mit abgeſonderten Begriffen umzugehen,
nd Beiden ſchien es um die Wahrheit im Ernſt, mehr um ſie,
ls ums Rechthaben zu thun zu ſein. Demungeachtet mußten ſich
nſere Begriffe lange Zeit an einander reiben, bevor ſie in ein-
nder ſich wollten fügen laſſen; bevor wir mit einiger Zuverläſſig-
eit ſagen konnten: Hierin kommen wir überein! O! wer dieſe
rfahrung in ſeinem Leben gehabt hat, und noch intolerant ſein,
och ſeinen Nächſten haſſen kann, weil dieſer in Religionsſachen
icht denkt, oder ſich nicht ſo ausdrückt wie er, den möchte
h nie zum Freunde haben; denn er hat alle Menſchheit ausgezogen.

Und Ihr, Mitmenſchen! Ihr nehmet einen Mann, mit
em Ihr Euch vielleicht niemals über dergleichen Dinge be-
prochen habet, Ihr leget ihm die ſubtilſten Sätze der Metaphyſik
nd Religion, wie ſie vor Jahrhunderten in Worte eingekleidet
orden ſind, in ſogenannten Symboten vor; Ihr laſſet ihn
ei jenem allerheiligſten Namen betheuern, daß er bei dieſen Wor-
en eben ſo denke, wie Ihr, und Beide eben ſo wie Jener, der
ie vor Jahrhunderten niedergeſchrieben hat; betheuern, daß er
ieſe Sätze von ganzem Herzen annehme, und an keinem der-
elben Zweifel hege; mit dieſer beſchwornen Uebereinſtimmung
erbindet Ihr Amt und Würden, Macht und Einfluß, deren Rei-
ung gar wohl fähig iſt, ſo manchen Widerſpruch zu heben, ſo
anchen Zweifel zu unterdrücken, und wenn ſich denn am Ende
ervorthut, daß es ſo nicht iſt mit des Mannes Ueberzeugung,
ie er vorgegeben, ſo beſchuldiget Ihr ihn des gräßlichſten aller
erbrechen, Ihr klaget ihn des Meineides an, und laſſet erfol-
en, was auf dieſe Unthat erfolgen ſoll. Iſt hier die Schuld
icht, am gelindeſten davon zu urtheilen, auf beiden Seiten gleich?

„Ja!“ ſprechen die Billigſten unter Euch, „wir beeidigen
icht auf den Glauben. Wir laſſen dem Gewiſſen ſeine Frei-
eit, und beſchwören den Mitbürger nur, den wir mit einem
mte bekleiden, daß er dieſes Amt, welches ihm unter der Be-

dingung der Uebereinstimmung anvertraut wird, nicht ohne Uebereinstimmung annehme. Dieses ist ein Vertrag, den wir mit ihm eingehen. Finden sich nachher Zweifel, die diese Uebereinstimmung aufheben, so steht es ja bei ihm, seinem Gewissen treu zu sein, und das Amt nieder zu legen. Welche Gewissensfreiheit, welche Rechte der Menschheit erlauben, wider einen Vertrag zu handeln?"

Nun wohl! ich will diesem Scheine von Gerechtigkeit nicht alle die Gründe entgegen setzen, die nach oben ausgeführten augenscheinlichen Grundsätzen, entgegen gesetzt werden können. Wozu unnöthige Wiederholungen? aber um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter den gesittetsten Menschenkindern gehabt hat. Zählet die Männer alle, die Eure Lehrstühle und Eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der Uebernehmung ihres Amtes beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen; die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würden bekleiden, und jene neun und dreißig Artikel, die sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie ihnen vorgelegt worden; zählet sie, und saget alsdenn noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so Viele unter ihnen die Eide gering achteten! — Ach! Gott bewahre mein Herz vor menschenfeindlichen Gedanken! Sie könnten bei dieser traurigen Betrachtung gar leicht über Hand nehmen.

Nein! aus Achtung für die Menschheit, bin ich vielmehr überredet, alle diese Männer erkennen das nicht für Meineid, was man ihnen unter diesem Namen Schuld gibt. Die gesunde Vernunft sagt ihnen vielleicht, daß Niemand, weder Staat noch Kirche, ein Recht gehabt, sie über Glaubenssachen zu beeidigen; weder Staat noch Kirche ein Recht gehabt, mit dem Glauben und Schwören auf gewisse Sätze, Amt, Ehre und Würden zu verbinden, oder den Glauben an gewisse Sätze zur Bedingung zu machen, unter welchen diese verliehen werden. Eine solche Bedingung, glauben sie vielleicht, sei an und für sich null, weil sie Niemanden zum Besten gereicht; weil keines Menschen Recht und Eigenthum darunter leidet, wenn sie gebrochen wird*). Wenn also, wie sie nicht in Abrede sein können, Böses gethan worden, so sei es damals geschehen, als ihnen die versprochenen Vortheile einen so

*) Eine Bedingung nämlich ist gültig, und bindet den Vertrag, wenn eine Möglichkeit zu erdenken, unter welcher sie in Bestimmung der Collisionsfälle hat Einfluß haben können. Meinungen aber können nicht

unzuläſſigen Eid abgelockt haben. Dieſem Uebel ſei aber nunmehr nicht abzuhelfen, am Wenigſten durch das Niederlegen ihres auf dieſe Weiſe erlangten Amtes abzuhelfen. Damals habe man, um erlaubte irdiſche Vortheile zu erhalten, freilich auf eine vor Gott unverantwortliche Weiſe, ſich ſeines allerheiligſten Namens gedient; allein dieſes Geſchehene wird dadurch nicht ungeſchehen, wenn ſie jetzt auf die Früchte Verzicht thun, die ſie davon genießen; ja die Unordnung, das Aergerniß und andere böſe Folgen, die das Aufgeben ihres Amtes, verbunden mit einem öffentlichen Bekenntniſſe ihrer Abweichung, nach ſich ziehen dürfte, könnte das Uebel nur vermehren. Es ſei alſo allen ihren Mitmenſchen, wohl als ihnen ſelbſt und den Ihrigen beſſer gerathen, wenn ſie es dabei bewenden laſſen, und fortfahren, den Staaten und der Kirche die Dienſte zu leiſten, zu welchen ihnen die Vorſehung Trieb und Fähigkeit verliehen. Hierin liege ihr Beruf zur öffentlichen Bedienung, nicht in ihrer Geſinnung in Abſicht auf ewige Wahrheiten und Vernunftſätze, die im Grunde nur ſie ſelbſt und keinen ihrer Nebenmenſchen angeht. — Wenn gleich Mancher zu gewiſſenhaft iſt, ſein Glück ſolchen überfeinen Entſchuldigungsgründen zu verdanken zu haben, ſo ſind doch auch Diejenigen nicht völlig zu verdammen, die ſchwach genug ſind, ihnen nachzugeben; wenigſtens iſt es nicht Meineid, ſondern menſchliche Schwachheit, die ich Männern von ihrem Werthe möchte zu Schulden kommen laſſen.

Zum Beſchluße dieſes Abſchnittes will ich das Reſultat wiederholen, auf das mich meine Betrachtungen geführt haben.

Staat und Kirche haben zur Abſicht, die menſchliche Glückſeligkeit in dieſem und jenem Leben, durch öffentliche Vorkehrungen, zu befördern.

Beide wirken auf Geſinnung und Handlung der Menſchen, auf Grundſätze und Anwendung; der Staat, vermittelſt ſolcher Gründe, die auf Verhältniſſen zwiſchen Menſch und Menſch, oder Menſch und Natur, und die Kirche, die Religion des Staates, vermittelſt ſolcher Gründe, die auf Verhältniſſen zwiſchen Menſch und Gott beruhen. Der Staat behandelt den Menſchen als unſterblichen Sohn der Erde; die Religion als Ebenbild eines Schöpfers.

anders, als durch ein irriges Gewiſſen mit äußerlichen Vortheilen in Verbindung gebracht werden, und ich zweifle, ob ſie je eine rechtskräftige Bedingung machen können.

Grundsätze sind frei. Gesinnungen leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnißvermögen des Menschen, und müssen nach dem Richtmaaße von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirkt auf sein Billigungs- und Mißbilligungsvermögen. Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe. Belohnung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Thatkraft, ermuntern, locken, schrecken ab.

Aber wenn Grundsätze glückselig machen sollen, so müssen sie weder eingeschreckt, noch eingeschmeichelt, so muß bloß das Urtheil der Verstandeskräfte für gültig angenommen werden. Ideen vom Guten und Bösen mit einmischen, heißt die Sachen von einem unbefugten Richter entscheiden lassen.

Weder Kirche noch Staat haben also ein Recht, die Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgend einem Zwange zu unterwerfen. Weder Kirche noch Staat sind berechtiget, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden, und den Einfluß, den die Wahrheitskraft auf das Erkenntnißvermögen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen.

Selbst der gesellschaftliche Vertrag hat weder dem Staate noch der Kirche ein solches Recht einräumen können. Denn ein Vertrag über Dinge, die ihrer Natur nach unveräußerlich sind, ist an und für sich ungültig, hebt sich von selbst auf.

Auch die heiligsten Eidschwüre können hier die Natur der Sachen nicht verändern. Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten, sind bloß feierliche Bekräftigungen Desjenigen, wozu wir ohnehin, von Natur oder durch Vertrag, verpflichtet sind. Ohne Pflicht ist der Eidschwur eine leere Anrufung Gottes, die lästerlich sein kann, aber an und für sich zu nichts verbindet.

Zu dem können die Menschen nur Dasjenige beeidigen, was die Evidenz der äußern Sinne hat, was sie gesehen, gehört, betastet haben. Wahrnehmungen des innern Sinnes sind keine Gegenstände der Eidesbekräftigung.

Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind diesemnach unzulässig, und wenn sie geleistet worden, so verbinden sie zu nichts, als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn. Wenn ich jetzt eine Meinung beschwöre, so bin ich Augenblicks darauf nichts desto weniger frei, sie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen

Eides ist begangen, wenn ich sie auch beibehalte, und Meineid ist nicht geschehen, wenn ich sie verwerfe.

Man vergesse nicht, daß nach meinen Grundsätzen der Staat nicht befugt sei, mit gewissen bestimmten Lehrmeinungen, Besoldung, Ehrenamt und Vorzug zu verbinden. Was das Lehramt betrifft, so ist es seine Pflicht, Lehrer zu bestellen, die Fähigkeit haben, Weisheit und Tugend zu lehren, und solche nützliche Wahrheiten zu verbreiten, auf denen die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft unmittelbar beruhet. Alle näheren Bestimmungen müssen ihrem besten Wissen und Gewissen überlassen werden, wo nicht unendliche Verwirrungen und Collisionen der Pflichten entstehen sollen, die am Ende den Tugendhaften selbst oft zur Heuchelei oder Gewissenlosigkeit führen. Jede Vergehung wider die Vorschrift der Vernunft bleibt nicht ungerochen.

Wie aber, wenn das Uebel nun einmal geschehen ist; der Staat bestellt und besoldet einen Lehrer auf gewisse bestimmte Lehrmeinungen? Der Mann findet nachher diese Lehrmeinungen ohne Grund; was hat er zu thun? Wie sich zu verhalten, um den Fuß aus der Schlinge heraus zu winden, in welche ihn ein irriges Gewissen verwickelt hat?

Drei verschiedene Wege stehen hier vor ihm offen. Er verschließt die Wahrheit in seinem Herzen und fährt fort, wider sein besseres Wissen, die Unwahrheit zu lehren; oder er legt sein Amt nieder, ohne die Ursachen anzugeben, warum Dieses geschehe; oder endlich gibt er der Wahrheit ein lautes Zeugniß, und läßt es auf den Staat ankommen, was mit seinem Amte und mit der ihm ausgesetzten Besoldung werden, oder was er sonst für seine unüberwindliche Wahrheitsliebe leiden soll.

Mich dünkt, keiner von diesen Wegen sei unter allen Umständen schlechterdings zu verwerfen. Ich kann mir eine Verfassung denken, in welcher es vor dem Richterstuhle des allgerechten Richters zu entschuldigen ist, wenn man fortfährt, seinem sonst heilsamen Vortrage gemeinnütziger Wahrheiten, eine Unwahrheit mit einzumischen, die der Staat vielleicht aus irrigem Gewissen geheiliget hat. Wenigstens würde ich mich hüten, einen übrigens rechtschaffenen Lehrer dieserhalb der Heuchelei, oder des Jesuitismus zu beschuldigen, wenn mir nicht die Umstände und die Verfassung des Mannes sehr genau bekannt sind; so genau, als vielleicht die Verfassung eines Menschen niemals seinem Nächsten bekannt sein kann. Wer sich rühmt, nie in solchen Dingen

anders gesprochen, als gedacht zu haben, hat entweder überall nie gedacht, oder findet vielleicht für gut, in diesem Augenblicke selbst, mit einer Unwahrheit zu prahlen, der sein Herz widerspricht.

Also in Absicht auf Gesinnungen und Grundsätze kommen Religion und Staat überein, müssen beide allen Schein des Zwanges und der Bestechung vermeiden, und sich auf Lehren, Vermahnen, Bereden und Zurechtweisen einschränken. Nicht also in Absicht auf Handlung. Die Verhältnisse von Mensch zu Menschen erfordern Handlung, als Handlung; die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen, bloß in so weit sie zu Gesinnungen führen. Eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf, gemeinnützig zu sein, wenn sie auch erzwungen wird; eine religiöse Handlung hingegen ist nur in dem Maaße religiös, in welchem sie aus freier Willkür und in gehöriger Absicht geschieht.

Daher kann der Staat zu gemeinnützigen Handlungen zwingen; belohnen, bestrafen; Amt und Ehren, Schande und Verweisung austheilen, um die Menschen zu Handlungen zu bewegen, deren innere Güte nicht kräftig genug auf ihre Gemüther wirken will. Daher hat dem Staate, durch den gesellschaftlichen Vertrag, auch das vollkommenste Recht und das Vermögen, Dieses zu thun, eingeräumt werden können und müssen. Daher ist der Staat eine moralische Person, die ihre eigenen Güter und Gerechtsame hat, und damit nach Gutfinden schalten kann.

Fern von allem Diesen ist die göttliche Religion. Sie verhält sich gegen Handlung nicht anders, als gegen Gesinnung, weil sie Handlung bloß als Zeichen der Gesinnung befiehlt. Sie ist eine moralische Person; aber ihre Rechte kennen keinen Zwang. Sie treibet nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Rachesschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androhet, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit! Religion! die du in Wahrheit allein die Seligmachende bist, auf der Erde, so wie im Himmel.

Bann und Verweisungsrecht, das sich der Staat zuweilen

erlauben darf, sind dem Geiste der Religion schnurstracks zuwider. Verbannen, Ausschließen, den Bruder abweisen, der an meiner Erbauung Theil nehmen, und sein Herz in wohlthätiger Mittheilung, mit dem meinigen zugleich zu Gott erheben will! — Wenn sich die Religion keine willkürliche Strafen erlaubt, am Wenigsten diese Seelenqual, die ach! nur Dem empfindlich ist, der wirklich Religion hat. Gehet die Unglücklichen alle durch, die von jeher durch Bann und Verdammniß haben gebessert werden sollen; Leser! welcher äußerlichen Kirche, Synagoge oder Moschee Du auch anhängest! untersuche, ob Du nicht in dem Haufen der Verbannten mehr wahre Religion antreffen wirst, als in dem ungleich größern Haufen ihrer Verbanner? — Nun hat die Verbannung entweder bürgerliche Folgen, oder sie hat keine. Zieht sie bürgerliches Elend nach sich, so fällt sie nur dem Edelmüthigen zur Last, der dieses Opfer der göttlichen Wahrheit schuldig zu sein glaubt. Wer keine Religion hat, ist ein Wahnwitziger, wenn er sich einer vermeinten Wahrheit zu gefallen, der mindesten Gefahr aussetzt. Soll sie aber, wie man sich bereden will, bloß geistige Folgen haben, so drücken sie abermals nur Denjenigen, der für diese Art von Empfindniß noch Gefühl hat. Der Irreligiöse lacht ihrer und bleibt verstockt.

Und wo ist die Möglichkeit, sie von allen bürgerlichen Folgen zu trennen? Kirchenzucht einführen, habe ich an einem andern Orte, wie mich dünkt, mit Recht gesagt, Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, gleichet dem Bescheide des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzu setzen; doch laß den Wein nicht auslaufen! Welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und auf das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne welches doch Niemand seines Berufes warten, und seinen Mitmenschen nützlich, das ist, bürgerlich glückselig sein kann?

Man beruft sich immer noch auf das Naturgesetz. Jede Gesellschaft, spricht man, hat das Recht auszuschließen; warum nicht auch die religiöse?

Allein ich erwiedere: Gerade hier macht die religiöse Gesellschaft eine Ausnahme; vermöge eines höhern Gesetzes kann keine Gesellschaft ein Recht ausüben, das der ersten Absicht der Ge-

sellschaft selbst schnurstracks entgegen gesetzt ist. Einen Dissidenten ausschließen, sagt ein würdiger Geistlicher aus dieser Stadt, einen Dissidenten aus der Kirche verweisen, heißt einem Kranken die Apotheke verbieten. In der That, die wesentliche Absicht religiöser Gesellschaften ist gemeinschaftliche Erbauung. Man will durch die Zauberkraft der Sympathie, die Wahrheit aus dem Geiste in das Herz übertragen, die zuweilen todte Vernunfterkenntniß durch Theilnehmung zu hohen Empfindnissen beleben. Wenn das Herz allzusehr an sinnlichen Lüsten klebt, um der Vernunft Gehör zu geben; wenn es auf dem Punkte ist, die Vernunft selbst mit ins Garn zu locken, so werde es hier vom Schauer der Gottseligkeit ergriffen, vom Feuer der Andacht entflammt, und lerne Freuden höherer Art kennen, die auch hienieden schon den sinnlichen Freuden die Wage halten. Und Ihr wollet den Kranken vor der Thüre abweisen, der dieser Arznei am Meisten bedarf; desto mehr bedarf, je weniger er dieses Bedürfniß empfindet, und in seinem Irrsinne sich gesund zu sein einbildet? Muß nicht vielmehr Eure erste Bemühung sein, ihm diese Empfindung wieder zu geben, und den gleichsam vom kalten Brande bedroheten Theil seiner Seele ins Leben zurück zu rufen? Statt dessen verweigert Ihr ihm alle Hülfe, und lasset den Ohnmächtigen den moralischen Tod dahin sterben, dem Ihr ihn vielleicht würdet entrissen haben.

Weit edler und dem Zwecke seiner Schule gemäßer, handelte jener Weltweise zu Athen. Ein Epikurer kam von seinem Gelage, die Sinne von nächtlicher Wollust benebelt, und das Haupt von Rosen umwunden. Er trat in den Hörsaal der Stoiker, um sich in der Frühstunde noch das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge zu verschaffen, das Vergnügen zu spotten. Der Weltweise läßt ihn ungehindert, verdoppelt das Feuer seiner Beredsamkeit wider die Verführung der Wollust, und schildert die Seligkeit der Tugend mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Schüler Epikur's hört, wird aufmerksam, schlägt die Augen nieder, reißt die Kränze von seinem Haupte, und wird selbst ein Anhänger der Stoa.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesentliche dieser Behauptung, das einem sonst allgemein herrschenden Grundsatze so schnurstracks entgegensteht, habe ich bereits bei einer andern Gelegenheit auszuführen gesucht. Herrn Dohm's vortreffliche Schrift *über die bürgerliche Verbesserung der Juden* veranlaßte die Untersuchung: *in wie weit einer aufgenommenen Colonie eigene Gesetzverwesung in kirchlichen und bürgerlichen Sachen überhaupt, und insbesondere ein Bann- und Ausschließungsrecht nachzulassen sei?* — Gesetzliche Macht der Kirche — Bannrecht — wenn die Colonie diese haben soll, so muß sie von dem Staate, oder von der Mutterkirche damit gleichsam belehnt werden. Jemand, der dieses Recht vermöge des gesellschaftlichen Vertrages besitzt, muß ihr einen Theil davon, in so weit es sie selbst angeht, abgetreten, und überlassen haben. Wie aber? Wenn Niemand ein solches Recht besitzen kann? Wenn weder dem Staate, noch der Mutterkirche selbst irgend ein Zwangsrecht in Religionssachen zukäme? Wenn nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, deren Göttlichkeit wir Alle anerkennen müssen, weder Staat noch Kirche befugt wäre, sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen, als das Recht zu belehren; eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung; eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze? Kann Dieses erweislich, und dem gesunden Menschenverstande einleuchtend gemacht werden, so ist kein ausdrücklicher Vertrag, noch viel weniger Herkommen und Verjährung mächtig genug, ein

Recht geltend zu machen, das ihm entgegen gesetzt ist; so ist aller kirchliche Zwang widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen gewaltsame Anmaßung; und wenn Dieses ist, so darf, so kann die Mutterkirche kein Recht verleihen, das ihr selber nicht zukömmt, keine Macht vergeben, die sie sich mit Unrecht angemaßt hat. Es kann sein, daß der Mißbrauch, durch irgend ein allgemeines Vorurtheil, so um sich gegriffen, so sehr in den Gemüthern der Menschen Wurzel gefaßt hat, daß es nicht thunlich, oder nicht rathsam wäre, ihn mit einem Male, ohne weise Vorbereitung abzuschaffen; aber in diesem Falle ist es doch wenigstens unsere Schuldigkeit, ihm von ferne her entgegen zu arbeiten, und vorerst seiner ferneren Ausbreitung einen Damm entgegen zu setzen. Können wir ein Uebel nicht völlig ausrotten, so müssen wir ihm wenigstens die Wurzel abstechen.

Dieses war das Resultat meiner Betrachtungen, und ich wagte es, meine Gedanken dem Publicum*) zur Beurtheilung vorzulegen; wiewol ich meine Gründe damals nicht so ausführlich angeben konnte, als hier in dem vorigen Abschnitte geschehen.

Ich habe das Glück in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu, noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es, seit Anfang seiner Regierung, beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen, in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der Erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime, in ihrem ganzen Umfange, niemals aus den Augen gelassen: Die Menschen sind für einander geschaffen; belehre deinen Nächsten, oder ertrage ihn!**) Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußeren Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören

*) In der Vorrede zu Manasseh Ben Israel's Rettung der Juden.

**) Worte meines verewigten Freundes, Herrn Iselin, in einem seiner letzten Aufsätze in den Ephemeriden der Menschheit. Das Andenken dieses wahren Weisen sollte Jedem seiner Zeitgenossen, der Tugend und Wahrheit werthschätzt, unvergeßlich sein. Desto unbegreiflicher ist es mir selbst, wie ich ihn habe übergehen können, als ich die wohlthätigen Männer nannte, die in Deutschland zuerst die Grundsätze der uneingeschränkten Toleranz auszubreiten suchten, ihn der sie in unserer Sprache sicherlich früher und lauter, als irgend Einer, in ihrem weitesten Umfange lehrte. Mit Vergnügen schreibe ich hier die Stelle aus der Anzeige meiner Vor-

vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen, weder rechtlich noch im Grunde nützlich sein, und daß es also

rede zu R. Manasseh in den Ephemeriden †) ab, wo Dieses erinnert wird, um einem Manne nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der in seinem Leben so allgemein gerecht gewesen. „Der Verfasser der Ephemeriden der Menschheit stimmt auch mit Herrn Mendelssohn gänzlich in Demjenigen überein, was er von den gesetzgebenden Rechten der Obrigkeit über die Meinung der Bürger und von den Verkommnissen sagt, welche einzelne Menschen unter einander über solche Meinungen eingehen können. Und diese Denkungsart hat er nicht erst seit Herrn Dohm und Herrn Lessing angenommen, sondern er hat sich schon vor mehr als dreißig Jahren dazu bekannt. Auf die gleiche Weise hat er auch schon lange anerkannt, daß Dasjenige, was man Religionsduldung nennt, nicht eine Gnade, sondern eine Pflicht der Regierung sei. Deutlicher konnte man sich nicht ausdrücken, als folgendermaßen ††): Wenn also eine oder mehrere Religionen in seinem Staate eingeführt sind, so erlaubt ein weiser und gerechter Landesherr sich nicht, die Rechte derselben zu dem Besten der seinigen anzugreifen. Jede Kirche, jede Vereinigung, welche den Gottesdienst zur Absicht hat, ist eine Gesellschaft, der der Landesherr Schutz und Gerechtigkeit schuldig ist. Ihnen diese versagen, um auch die beste Religion zu begünstigen, wäre wider den Geist der wahren Gottseligkeit."

„In Rücksicht auf die bürgerlichen Rechte sind alle Religionsgenossen einander gleich, Diejenigen allein ausgenommen, deren Meinungen den Grundsätzen der menschlichen und der bürgerlichen Pflichten zuwider laufen. Eine solche Religion kann in dem Staate auf keine Rechte Anspruch machen. Diejenigen, welche das Unglück haben, ihr zugethan zu sein, können nur Duldung erwarten, so lange sie nicht durch ungerechte und schädliche Handlungen die gesellschaftliche Ordnung stören. Wenn sie Dieses thun, müssen sie gestraft werden, nicht für ihre Meinungen, sondern für ihre Thaten" Was aber im Vorhergehenden (Seite 423) von einer falschen Meinung, in Absicht auf die Zwischenhände in der Handlung, gesagt wird, die ich dem Verfasser der Ephemeriden mit Unrecht zuschreiben soll, verhält sich in Wahrheit ganz anders. Nicht Herr Iselin, sondern ein anderer, sonst einsichtsvoller Schriftsteller, hat in den Ephemeriden einen Aufsatz einrücken lassen, in welchem er die Schädlichkeit der Zwischenhände behauptet, und ward von dem Herausgeber vielmehr widerlegt. — Die Erinnerungen, welche in derselben Anzeige wider meine Glaubensgenossen gemacht werden, übergehe ich mit Stillschweigen. Es ist hier der Ort nicht, sie zu vertheidigen, und ich überlasse dieses Geschäft dem Herrn Dohm, der es mit weniger Parteilichkeit verrichten kann. Man vergibt übrigens einem Baseler sehr leicht ein Vorurtheil wider ein Volk, das er nur aus dem herumstreifenden Theile desselben, oder aus den Observations d'un Alsacien, zu kennen Gelegenheit haben kann.

†) Zehntes Stück. Oct. 1782. Seite 429.

††) Träume eines Menschenfreundes. Band 2. S. 12 u. 13.

eine wahre Wohlthat sein würde, allen bürgerlichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Verträglichkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein.

Was aber einem jeden Rechtschaffenen wahre Freude ins Herz bringen muß, ist der Ernst und Eifer, mit welchem einige würdige Glieder der hiesigen Geistlichkeit selbst diese Grundsätze der Vernunft, oder vielmehr der wahren Gottesfurcht, unter dem Volke auszubreiten suchen. Ja, Einige derselben haben kein Bedenken getragen, meinen Gründen wider das allgemein angebetete Idol des Kirchenrechtes überhaupt beizutreten, und dem Resultate derselben öffentlich Beifall zu geben. Welche hohe Begriffe müssen diese Männer von ihrer Bestimmung haben, da sie so willig sind, alle Nebenabsicht davon zu entfernen; welch edles Zutrauen zu der Kraft der Wahrheit, da sie sich getrauen, sie ohne alle Stützen auf ihrem eigenen Postamente sicher zu stellen! Wenn wir übrigens in den Grundsätzen auch noch so verschieden wären, so könnte ich nicht umhin, ihnen, wegen dieser erhabenen Gesinnungen, meine ganze Bewunderung und Ehrerbietung zu bezeugen.

Manche andere Leser und Bücherrichter haben sich gar sonderbar dabei benommen. Meine Gründe haben sie zwar nicht bestritten, sondern vielmehr gelten lassen. Niemand hat es versucht, zwischen Lehrmeinungen und Recht den mindesten Zusammenhang zu zeigen. Niemand hat einen Fehler in der Schlußfolge aufgedeckt, daß mein Beistimmen oder Nichtbeistimmen in gewisse ewige Wahrheiten mir kein Recht über Dinge, keine Befugniß ertheilen, über Güter und Gemüther nach eigenem Belieben zu schalten. Und gleichwol haben sie bei dem unmittelbaren Resultate derselben, wie bei einer unerwarteten Erscheinung gestutzt. Wie? So gibt es überall kein Kirchenrecht? So beruhet Alles, was so viele Schriftsteller, was wir selbst vielleicht über das Kirchenrecht geschrieben, gelesen, gehört und disputirt haben, auf grundlosem Boden? — Dieses schien ihnen zu weit zu gehen, und gleichwohl muß in der Schlußfolge ein verborgener Fehler liegen, wenn das Resultat nicht nothwendig wahr sein soll.

In den göttingischen Anzeigen führt der Recensent meine Behauptung an, daß es kein Recht auf Personen und Dinge

gebe, welches mit Lehrmeinungen zusammenhinge, und daß alle Verträge und Abkommnisse der Menschen kein solches Recht möglich machen können, und setzt hinzu: „Dieses Alles ist neu und hart. Die ersten Grundsätze werden weggeleugnet, und aller Streit hat ein Ende."

Ja wohl, geht es um die ersten Grundsätze, die nicht anerkannt werden wollen. — Soll aber deswegen aller Streit ein Ende haben? Sollen denn Grundsätze niemals in Zweifel gezogen werden? So können Männer aus der pythagorischen Schule in Ewigkeit streiten, woher ihr Lehrer zur güldenen Hüfte gekommen, wenn es Niemand wagen darf, zu untersuchen: ob auch Pythagoras überall eine güldene Hüfte habe?

Jedes Spiel hat seine Gesetze, jeder Wettkampf seine Regeln, nach welchen der Kampfrichter urtheilt. Willst du den Einsatz, oder den Kampfpreis davon tragen, so unterwirf dich den Grundsätzen. Wer aber über die Theorie der Spiele nachdenken will, kann allerdings die Grundbegriffe selbst in Augenschein nehmen. So auch vor Gericht. Jener Criminalrichter, der einen Mörder zu richten hatte, brachte ihn zum Geständnisse seines Verbrechens. Allein der Ruchlose behauptete, er wisse keinen Grund, warum es nicht eben so gut erlaubt sei, einen Menschen zu ermorden als ein Thier, um seines Vortheils willen, umzubringen. Diesem Unmenschen konnte der Richter mit Recht antworten: „Du leugnest die Grundsätze, Bursch! Mit dir hat aller Streit ein Ende. Du wirst wenigstens einsehen, daß es auch uns erlaubt sei, um unseres Vortheils willen, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien." So aber durfte ihm der Priester schon nicht antworten, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Dieser war verbunden, sich mit ihm über die Grundsätze selbst einzulassen, und ihm, wenn sein Zweifel ihm ein Ernst war, solchen zu benehmen. Nicht anders verhält es sich in Künsten und Wissenschaften. Jede derselben setzt gewisse Grundbegriffe voraus, von denen sie weiter keine Rechenschaft gibt. Deswegen aber ist in dem ganzen Inbegriffe der menschlichen Erkenntnisse kein Punkt über allen Anspruch hinwegzusetzen, kein Titel, der nicht zur Untersuchung gezogen werden darf. Liegt mein Zweifel außer den Schranken dieses Gerichtshofes, so muß ich vor einen Andern verwiesen werden. Irgendwo muß ich gehört, und zurecht gewiesen werden.

Der Fall, den der Recensent zum Beispiel anführt, um

mich zu widerlegen, trifft vollends zum Ziele. Er spricht: „Wir wollen sie (die geleugneten Grundsätze) indessen auf einen bestimmten Fall anwenden. Die Judenschaft in Berlin bestellt eine Person, die nach den Gesetzen ihrer Religion die Kinder männlichen Geschlechts beschneiden soll; diese Person erhält durch ein Factum gewisse Rechte auf so viel Einkünfte, auf diesen bestimmten Rang in der Gemeinde ꝛc. Nach einiger Zeit kommen ihr Bedenklichkeiten über die Lehrmeinung oder das Gesetz von der Beschneidung bei, sie weigert sich, den Vertrag zu erfüllen. Bleiben ihr denn nun auch die Rechte, die sie durch den Vertrag erhielt? So überall." —

Und wie überall? Ich will die Möglichkeit des Falles zugeben, der sich hoffentlich nie zutragen wird*). Was soll diese mir so nahe gelegte Instanz beweisen? Doch wol nicht, daß nach der Vernunft Rechte auf Personen und Güter mit Lehrmeinungen zusammen hängen, und auf derselben beruhen? oder daß positive Gesetze und Verträge ein solches Recht möglich machen können? Auf die beiden Punkte kömmt es, nach dem eigentlichen Anführen des Recensenten hauptsächlich an, und Beide finden in dem erdichteten Falle nicht Statt; denn der Beschneider würde ja die Einkünfte und den Rang nicht für den Beifall zu genießen haben, den er der Lehrmeinung gibt, sondern für die Operation, die er an der Stelle der Hausväter verrichtet. Verhindert ihn nun sein Gewissen, diese Mühwaltung ferner zu übernehmen, so wird er allerdings auf die Belohnung Verzicht thun müssen, die er dafür sich ausbedungen. Was hat Dieses aber mit den Vorrechten gemein, die man einer Person einräumt, weil sie dieser oder jener Lehre beistimmt, diese oder jene ewige Wahrheit annimmt, oder verwirft? — Alles, womit die erdichtete Instanz einige Aehnlichkeit haben könnte, wäre etwa der

*) Man genießt unter den Juden, für das Amt der Beschneidung, weder Einkünfte, noch einen bestimmten Rang in der Gemeinde. Wer die Geschicklichkeit besitzt, verrichtet vielmehr dieses verdienstliche Werk mit Vergnügen. Ja, der Vater, dem eigentlich die Pflicht, seinen Sohn zu beschneiden, obliegt, hat mehrentheils unter verschiedenen Mitwerbern, die darum anhalten, zu wählen. Alle Belohnung, die der Beschneider für seine Verrichtung zu erwarten hat, besteht etwa darin, daß er beim Beschneidungsmahle obenan sitzt, und nach der Mahlzeit den Segen spricht. — So sollten nach meiner neu und hart scheinenden Theorie alle religiösen Aemter besetzt werden!

Fall, da der Staat Lehrer bestellt und besoldet, die gewisse Lehren so und nicht anders ausbreiten sollen, Diese aber nachher sich im Gewissen verbunden erachteten, von den ihnen vorgeschriebenen Lehren abzuweichen. Diesen Fall, der so oft zu lauten und hitzigen Streitigkeiten Gelegenheit gegeben, habe ich im vorigen Abschnitte umständlich berührt, und nach meinen Grundsätzen zu erörtern gesucht. Auf das angeführte Gleichniß aber scheint er mir eben so wenig zu passen. Man erinnere sich des Unterschiedes, den ich gemacht, zwischen Handlungen, die als Handlungen verlangt werden, und solchen, die bloß als Zeichen der Gesinnungen gelten. Eine Vorhaut ist abgeschnitten, der Beschneider mag von dem Gebrauche selbst denken und glauben, was er will, so wie ein Schuldherr, dem die Gerichte zu seiner Befriedigung verholfen, bezahlt ist, der Schuldner mag von der Pflicht zu bezahlen, denken, wie er will. Wie kann aber hievon die Anwendung auf den Lehrer der Religionswahrheiten gemacht werden, dessen Lehren sicherlich wenig Frommen bringen, wenn nicht Geist und Herz damit übereinstimmen, wenn sie nicht aus innerer Ueberzeugung fließen? — Ich habe bereits an dem angeführten Orte zu erkennen gegeben, daß ich mich nicht getraue, einem auf diese Weise in die Enge getriebenen Lehrer vorzuschreiben, wie er sich als rechtschaffener Mann zu verhalten habe; oder Vorwürfe zu machen, wenn er sich anders verhält, und daß nach meinem Bedünken alles auf Zeit, Umstände und Verfassung ankomme, in welchen er sich befindet. Wer darf hier über die Gewissenhaftigkeit seines Nächsten den Stab brechen? Wer ihr zu einer so kritischen Entscheidung eine Wage aufdringen, die sie vielleicht nicht für die richtige erkennt?

Indessen liegt diese Untersuchung nicht so ganz auf meinem Wege, und hat wenig mit den beiden Fragen gemein, auf welche Alles ankömmt, und die ich hier abermals wiederhole.

„1) Gibt es, nach dem Gesetze der Vernunft, Rechte auf Personen und Dinge, die mit Lehrmeinungen zusammenhängen, und durch das Einstimmen in dieselben erworben werden?"

„2) Können Verträge und Abkommnisse vollkommene Rechte erzeugen, Zwangspflichten hervor bringen, wo nicht, ohne allen Vertrag, schon unvollkommene Rechte und Gewissenspflichten da gewesen sind?"

Einer von diesen Sätzen muß aus dem Naturrechte erwiesen werden, wenn ich eines Irrthums überführt werden soll. Daß

man meine Behauptung neu und hart findet, thut nichts zur Sache, wenn ihr die Wahrheit nur nicht widerspricht. Noch ist mir kein Schriftsteller bekannt, der diese Fragen berührt, und in Anwendung auf Kirchenmacht und Bannrecht untersucht hätte. Sie gehen Alle von dem Punkte aus, daß es ein Jus circa sacra gebe; nur modelt es ein Jeder nach seiner Weise, und belehnet damit bald eine unsichtbare, bald diese oder jene sichtbare Person. Selbst Hobbes, der hierin sich am weitesten von den eingeführten Begriffen zu entfernen wagt, hat sich von dieser Idee nicht völlig loswinden können. Er gibt ein solches Recht zu, und sucht nur die Person auf, der man es mit dem geringsten Schaden zutrauen darf. Alle glauben, das Meteor sei sichtbar, und bemühen sich nur, nach verschiedenen Systemen die Höhe desselben zu bestimmen. Es wäre nichts Unerhörtes, wenn ein Unbefangener, der gerade auf den Ort hinschaute, wo es erscheinen soll, mit weit geringerer Fähigkeit, sich von der Wahrheit überführte: es sei überall kein solches Meteor zu sehen.

Ich komme zu einem weit wichtigern Einwurfe, der mir gemacht worden, und der hauptsächlich diese Schrift veranlaßt hat. Abermals ohne meine Gründe zu widerlegen, hat man ihnen die geheiligte Autorität der mosaischen Religion, zu welcher ich mich bekenne, entgegen gesetzt. Was sind die Gesetze Moses anders, als ein System von religiöser Regierung, von Macht und Recht der Religion? „Die Vernunft mag es gut heißen," drückt sich ein ungenannter Schriftsteller*) hierüber aus, „daß alles Kirchenrecht und die Macht eines geistlichen Gerichtes, wodurch Meinungen erzwungen, oder eingeschränkt werden, eine begrifflose Sache ist, daß kein Fall zu erdenken, wodurch so ein Gesetz gegründet sei, daß die Kunst nichts schaffen könne, wozu die Natur nicht den Keim hervorgebracht habe — aber so vernunftmäßig dieses Alles sein mag, was Sie darüber sagen," redet er mich an, so geradezu widerspricht es dem Glauben Ihrer Väter im engern Verstande, und den Grundsätzen der Kirche, welche nicht bloß von den Commentaristen angenommen, sondern selbst in den Büchern Mose ausdrücklich festgesetzt sind.

*) Das Forschen nach Licht und Recht, in einem Schreiben an Herrn M. Mendelssohn. Berlin 1782.

Nach der gesunden Vernunft findet gar kein Gottesdienst ohne Ueberzeugung Statt, und jede erzwungene gottesdienstliche Handlung hört das auf zu sein. Befolgung göttlicher Gebote aus Furcht vor der darauf gesetzten Strafe ist Sklavendienst, der nach reinen Begriffen nimmermehr Gott gefällig sein kann. Indessen ist es wahr, daß Moses Zwang und positive Strafen an Nichtbeobachtung gottesdienstlicher Pflichten bindet. Sein statutarisches Kirchenrecht befiehlt den Sabbathsübertreter, den Lästerer des göttlichen Namens und andere Abweichende von seinem Gesetze mit Steinigung und Tode zu bestrafen." —— „Das ganze Kirchensystem Mose," spricht er an einer andern Stelle, „war nicht nur Unterricht und Anweisung zu Pflichten, sondern es war zugleich mit dem strengsten Kirchenrechte verbunden. Der Arm der Kirche war mit dem Schwerte des Fluchs bewaffnet. — Verflucht, heißt es, wer nicht hält alle Worte dieses Gesetzes, daß er darnach thue u. s. w. — Und dieser Fluch war in den Händen der ersten Diener der Kirche. — Das bewaffnete Kirchenrecht ist immer einer der vorzüglichsten Grundsteine der jüdischen Religion selbst, und ein Hauptartikel in dem Glaubenssystem Ihrer Väter. In wie fern können Sie, mein theurer Herr Mendelssohn, bei dem Glauben Ihrer Väter beharren, und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern, wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten?"

Dieser Einwurf dringet an das Herz. Ich muß gestehen, daß die Begriffe, die hier vom Judenthume gegeben werden, bis auf einige Unbehutsamkeit im Ausdrucke, selbst von vielen meiner Religionsbrüder dafür angenommen werden. Wäre nun dem in Wahrheit also, und ich davon überführt, so würde ich allerdings meine Sätze mit Beschämung zurücknehmen, und die Vernunft unter dem Joche des Glaubens — doch nein! was sollte ich heucheln? Autorität kann demüthigen, aber nicht belehren; sie kann die Vernunft niederschlagen, aber nicht fesseln. Stünde das Wort Gottes mit meiner Vernunft in einem so offenbaren Widerspruche, so würde ich der letztern höchstens Stillschweigen gebieten können; aber meine nicht widerlegten Gründe würden im geheimsten Winkel meines Herzens nichts desto weniger wiederkehren, sich in beunruhigende Zweifel verwandeln, und die Zweifel sich in kindliche Gebete, in inbrünsti-

ges Flehen um Erleuchtung auflösen. Ich würde mit dem Psalmisten anrufen:

Herr, sende mir dein Licht, deine Wahrheit,
Daß sie mich leiten, und bringen,
Zu deinem heiligen Berge, zu deinem Ruhesitze!

Hart und kränkend aber ist es in allen Fällen, wenn man mit dem ungenannten Forscher nach Licht und Wahrheit, und dem sich nennenden Herrn Mörschel, der die Schrift des Forschers mit einer Nachschrift begleitet hat, mir die gehässige Absicht zuschreibt, die Religion, zu welcher ich mich bekenne, umzustoßen, und ihr, wo nicht ausdrücklich, doch gleichsam unter der Hand zu entsagen. Dergleichen Consequenzerei sollte aus dem Umgange der Gelehrten auf ewig verbannt sein. Nicht Jeder, der sich zu einer Meinung versteht, versteht sich zugleich zu allen Folgen derselben, und wenn sie auch noch so richtig aus derselben hergeleitet werden. Aufbürdungen von dieser Art sind gehässig, und führen nur zu Verbitterung und Streitsucht, dabei die Wahrheit selten gewinnt.

Ja, der Forscher geht so weit, mich folgender Gestalt anzureden: „Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an sie ergangenen Lavater'schen Wünsche sein? Unstreitig haben Sie nach jener Veranlassung der Sache des Christenthums näher nachgedacht, und den Werth der in mannichfaltigen Gestalten und Modificationen vor ihren Augen liegenden christlichen Religionssysteme mit der Unparteilichkeit eines unbestechbaren Wahrheitsforschers genauer gewogen. Vielleicht sind Sie jetzt dem Glauben der Christen näher getreten, indem Sie die Knechtschaft eiserner Kirchenbande sich entrissen und das Freiheitssystem des vernünftigern Gottesdienstes nunmehr selbst lehren, welches das eigentliche Gepräge der christlichen Gottesverehrung ausmacht, nach welchem wir dem Zwange und lästigen Ceremonien entronnen sind, und den wahren Gottesdienst weder an Samaria noch an Jerusalem binden, sondern das Wesen der Religion darin setzen, daß nach den Worten unsers Lehrers die wahrhaftigen Anbeter Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Feierlich und pathetisch genug ist diese Anfinnung vorgebracht. — Allein, Lieber! soll ich diesen Schritt thun, ohne vorher zu überlegen, ob er mich auch wirklich aus der Verwirrung ziehen wird, in welcher ich mich Ihrer Meinung nach befinde?

Wenn es wahr ist, daß die Eckſteine meines Hauſes austreten, und das Gebäude einzuſtürzen drohet, iſt es wohlgethan, wenn ich meine Habſeligkeit aus dem unterſten Stockwerke in das oberſte rette? Bin ich da ſicherer? Nun iſt das Chriſtenthum, wie Sie wiſſen, auf dem Judenthume gebauet, und muß nothwendig, wenn Dieſes fällt, mit ihm über einen Haufen ſtürzen. Sie ſagen, meine Schlußfolge untergrabe den Grund des Judenthums, und bieten mir die Sicherheit Ihres oberſten Stockwerkes an; muß ich nicht glauben, daß Sie meiner ſpotten? Sicherlich! Der Chriſt, dem es um Licht und Wahrheit im Ernſte zu thun iſt, wird beim Anſcheine eines Widerſpruches zwiſchen Wahrheit und Wahrheit, zwiſchen Schrift und Vernunft, nicht den Juden zum Kampfe auffordern, ſondern mit ihm gemeinſchaftlich den Ungrund des Widerſpruches zu entdecken ſuchen. Es gehet ihrer beiden Sache an. Was ſie unter ſich auszumachen haben, mag auf eine andere Zeit ausgeſetzt bleiben. Vorjetzt müſſen ſie mit vereinigten Kräften die Gefahr abwenden, und entweder den Fehlſchluß der Vernunft entdecken, oder zeigen, daß es bloß ein Scheinwiderſpruch ſei, der ſie erſchreckt hat.

So könnte ich nun der Schlinge ausweichen, ohne mich mit dem Forſcher in weitere Unterſuchung einzulaſſen. Allein was würde mir der Winkelzug helfen? Sein Gefährte, Herr Mörſchel, hat, ohne mich perſönlich zu kennen, mir allzutief ins Spiel geſehen. „Er hat," wie er verſichert, „in der gerügten Vorrede bloß Merkmale entdeckt, um welcher willen er mich eben ſo weit entfernt von der Religion, in welcher ich geboren worden, als von der, die er von ſeinen Vätern empfing, halten zu können glaubt." Zum Beweiſe ſeiner Vermuthung führt er aus derſelben, außer der Hinweiſung auf S. IV, Z. 21 (wo ich Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion in einer Zeile zuſammen nenne, und für Alle Toleranz fordere) — S. V, Z. 8 (in welcher ich abermals von Duldung der Naturaliſten rede) und endlich S. XXXVII, Z. 13 (wo ich von ewigen Wahrheiten rede, die die Religion lehren ſoll), folgende Stelle wörtlich an: „Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verſchloſſenen Thüren. Sie hat von Innen nichts zu verwahren, und von Außen Niemanden den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuſchauer abgeben, oder gar Antheil nehmen will, iſt dem Gottſeligen in der Stunde ſeiner Erbauung höchſt willkommen." Man ſieht, daß nach Herrn Mör-

schels Meinung, kein Anhänger der Offenbarung so laut um Duldung der Naturalisten anhalte, so laut von ewigen Wahrheiten sprechen würde, die die Religion lehren soll, und daß ein wahrer Christ oder Jude Bedenken tragen müsse, sein Bethaus ein Andachtshaus der Vernunft zu nennen. Was ihn auf diese Gedanken gebracht haben könne, begreife ich nun zwar nicht, indessen enthalten sie doch den ganzen Grund zu seiner Vermuthung, und veranlassen ihn, wie er sich ausdrückt, nicht mich aufzufordern, mich zu „der Religion zu bekennen, die er bekennt, oder sie zu widerlegen, wofern ich ihr nicht beizutreten im Stande bin, sondern mich im Namen Aller, denen Wahrheit am Herzen liegt, zu bitten, mich in Ansehung Dessen, was immer dem Menschen das Wichtigste sein muß, deutlich und bestimmt zu erklären." Er hat zwar, wie er versichert, die Absicht nicht, mich zu bekehren, möchte auch nicht gern Veranlassung zu Einwürfen gegen die Religion sein, von der er Zufriedenheit in diesem Leben, und unbegrenztes Glück nach demselben erwartet, aber er möchte doch gern — Was weiß ichs, was der liebe Mann Alles nicht möchte, und indessen doch möchte. — Vorerst also zur Beruhigung dieses gutherzigen Briefschreibers: Ich habe die christliche Religion niemals öffentlich bestritten, und werde mich auch mit wahren Anhängern derselben niemalen in Streit einlassen. Und damit man mir nicht abermals Schuld gebe, ich wolle durch dergleichen Erklärung gleichsam zu verstehen geben, ich hätte gar wol siegreiche Waffen in Händen, diesen Glauben, wenn ich wollte, zu bestreiten, die Juden besäßen etwa geheime Nachrichten, unbekannt gewordene Actenstücke, wodurch die Thatsachen in einem andern Lichte erscheinen, als sie von Christen vorgetragen werden, und dergleichen Vorspiegelungen, die man uns hat zutrauen, oder andichten wollen; um allen Verdacht von dieser Art ein für allemal zu entfernen, so bezeuge ich hiermit vor den Augen des Publicums, daß ich wenigstens nichts Neues wider den Glauben der Christen vorzubringen habe, daß wir, so viel ich weiß, keine anderen Nachrichten von der Geschichtssache wissen, keine anderen Actenstücke aufzuweisen haben, als die allgemein bekannt sind, daß ich also von meiner Seite nichts vorzubringen habe, das nicht schon unzählige Male von Juden und Naturalisten gesagt und wiederholt, und von der Gegenpartei beantwortet und wiederholt worden sei. Mich dünkt, es sei in so vielen Jahrhunderten, und insbesondere in unserm schreibseligen

Jahrhundert, genug in der Sache replicirt und duplicirt worden. Es ist einmal Zeit, da die Parteien nichts Neues mehr anzubringen haben, die Acten zu schließen. Wer Augen hat, der sehe; wer Vernunft hat, der prüfe, und lebe nach seiner Ueberzeugung. Was nützt es, daß die Rüstigen am Wege stehen, und jedem Vorübergehenden den Kampf anbieten? Allzuvieles Gerede von einer Sache klärt in derselben nichts auf, und verdunkelt vielmehr noch den schwachen Schein der Wahrheit. Ihr dürfet von welchem Satze Ihr wollet, nur oft und lange dafür und dawider reden und schreiben und streiten, und könnet versichert sein, daß er von seiner etwaigen Evidenz immer mehr und mehr verlieren wird. Das allzugroße Detail verhindert das Ueberschauen des Ganzen. Herr Mörschel hat also nichts zu besorgen. Durch mich soll er sicherlich nicht die Veranlassung zu Einwürfen gegen eine Religion werden, von der so Viele meiner Nebenmenschen Zufriedenheit in diesem Leben und unbegrenztes Glück nach demselben erwarten.

Ich muß aber auch seinem spähenden Blicke Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat zum Theil nicht unrecht gesehen. Es ist wahr: Ich erkenne keine andere ewige Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte dargethan und bewährt werden können. Nur darin täuscht ihn ein unrichtiger Begriff vom Judenthum, wenn er glaubt, ich könne Dieses nicht behaupten, ohne von der Religion meiner Väter abzuweichen. Ich halte Dieses vielmehr für einen wesentlichen Punkt der jüdischen Religion, und glaube, daß diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen ihr und der christlichen Religion ausmache. Um es mit einem Worte zu sagen: ich glaube, das Judenthum wisse von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem Dieses von den Christen genommen wird. Die Israeliten haben göttliche Gesetzgebung, Gesetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, wie sie sich zu verhalten haben, um zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu gelangen; dergleichen Sätze und Vorschriften sind ihnen durch Mosen auf eine wunderbare und übernatürliche Weise geoffenbart worden; aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbaret der Ewige uns, wie allen übrigen Menschen, allezeit durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schriftzeichen.

Ich besorge, daß Dieses auffallen, und manchem Leser abermals neu und hart scheinen dürfte. Man hat auf diesen Unterschied immer wenig Acht gehabt; man hat übernatürliche Gesetzgebung für übernatürliche Religionsoffenbarung genommen, und vom Judenthume so gesprochen, als sei es bloß eine frühere Offenbarung religiöser Sätze und Lehren, die zum Heile des Menschen nothwendig sind. Ich werde mich also etwas weitläufig zu erklären haben, und um nicht mißverstanden zu werden, zu früheren Begriffen hinaufsteigen müssen, um mit meinem Leser aus demselben Standpunkte auszugehen, und gleichen Schritt halten zu können.

Man nennt ewige Wahrheiten diejenigen Sätze, welche der Zeit nicht unterworfen sind, und in Ewigkeit dieselben bleiben. Diese sind entweder nothwendig, an und für sich selbst unveränderlich, oder zufällig; das heißt, ihre Beständigkeit gründet sich entweder auf ihr Wesen, sie sind deswegen so und nicht anders wahr, weil sie so und nicht anders denkbar sind, oder auf ihre Wirklichkeit: sie sind deswegen allgemein wahr, deswegen so und nicht anders, weil sie so und nicht anders wirklich geworden, weil sie, unter allen möglichen ihrer Art, so und nicht anders die besten sind. Mit andern Worten: Sowol die nothwendigen, als die zufälligen Wahrheiten fließen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Quelle aller Wahrheit; jene aus dem Verstande, diese aus dem Willen Gottes. Die Sätze der nothwendigen Wahrheit sind wahr, weil sie Gott so und nicht anders sich vorstellt; der zufälligen, weil sie Gott so und nicht anders gut gefunden, und seiner Weisheit gemäß betrachtet hat. Beispiele der ersteren Gattung sind die Sätze der reinen Mathematik und der Vernunftkunst; Beispiele der letzteren die allgemeinen Sätze der Physik und der Geisterlehre, die Gesetze der Natur, nach welchen dieses Weltall, Körper- und Geisterwelt regiert wird. Die ersten sind auch der Allmacht unveränderlich, weil Gott seinen unveränderlichen Verstand nicht veränderlich machen kann; die letzteren hingegen sind dem Willen Gottes unterworfen, und nur in so weit unveränderlich, als es seinem heiligen Willen gefällt; das heißt, in so weit sie seinen Absichten entsprechen. Seine Allmacht konnte andere Gesetze an ihre Stelle einführen, und kann, so oft es nützlich ist, Ausnahmen Statt finden lassen.

Außer diesen ewigen Wahrheiten gibt es noch zeitliche,

Geſchichtswahrheiten; Dinge, die ſich zu einer Zeit zugetragen, und vielleicht niemals wiederkommen; Sätze, die durch einen Zuſammenfluß von Urſachen und Wirkungen in einem Punkte der Zeit und des Raumes wahr geworden, und alſo von dieſem Punkte der Zeit und des Raumes nur als wahr gedacht werden können. Von dieſer Art ſind alle Wahrheiten der Geſchichte in ihrem weiteſten Umfange; Dinge der Vorwelt, die ſich einſt zugetragen, und uns erzählt worden, die wir aber ſelbſt nie wahrnehmen können.

So wie dieſe Klaſſen der Sätze und Wahrheiten ihrer Natur nach verſchieden ſind, ſo ſind es auch in Anſehung ihrer Ueberzeugungsmittel, oder in der Art und Weiſe, wie die Menſchen ſich und Andere davon überführen. Die Lehren der erſten Gattung, oder die nothwendigen Wahrheiten gründen ſich auf Vernunft, d. i. auf unveränderlichen Zuſammenhang und weſentliche Verbindung zwiſchen den Begriffen, vermöge welcher ſie ſich einander entweder vorausſetzen, oder ausſchließen. Von dieſer Art ſind alle mathematiſche und logiſche Beweiſe. Sie zeigen alle die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, gewiſſe Begriffe in Verbindung zu denken. Wer ſeinen Nebenmenſchen davon unterrichten will, muß ſie nicht ſeinem Glauben empfehlen, ſondern ſeiner Vernunft gleichſam aufdringen; nicht Autoritäten anführen, und ſich auf die Glaubwürdigkeit der Männer berufen, die eben Daſſelbe behauptet haben, ſondern die Begriffe ſelbſt in ihre Merkmale zerlegen, und ſeinem Lehrlinge ſtückweiſe ſo lange vorhalten, bis ſein innerer Sinn ihre Fugen und Verbindungen wahrnimmt. Der Unterricht, den wir hierin Andern geben können, beſteht, wie Sokrates gar wohl geſagt, bloß in einer Art von Geburtshülfe. Wir können nichts in ihren Geiſt hinein legen, das er nicht ſchon wirklich hat; aber wir können ihm die Anſtrengung erleichtern, die es koſtet, das Verborgene an das Licht zu bringen; das heißt, das Unbemerkte bemerkbar und anſchaulich zu machen.

Zu den Wahrheiten der zweyten Klaſſe wird, außer der Vernunft, auch noch Beobachtung erfordert. Wollen wir wiſſen, welche Geſetze der Schöpfer ſeiner Schöpfung vorgeſchrieben, nach welchen allgemeinen Regeln die Veränderungen in derſelben vorgehen, ſo müſſen wir einzelne Fälle erfahren, beobachten, verſuchen; das heißt, zuvörderſt die Evidenz der Sinne brauchen und hernach durch die Vernunft aus mehreren beſondern Fällen Das-

jenige herausbringen, was sie gemeint haben. Hier werden wir zwar Manches schon auf Glauben und Ansehen von Andern annehmen müssen. Unsere Lebenszeit reicht nicht hin, Alles selbst zu erfahren, und wir müssen in vielen Fällen uns auf glaubhafte Nebenmenschen verlassen, die Beobachtungen und Versuche, die sie angestellt zu haben vorgeben, als wahr voraussetzen. Wir trauen ihnen aber nur, in so weit wir wissen und überführt sind, daß die Gegenstände noch immer vorhanden sind, und die Versuche und Beobachtungen von uns oder von Andern, die Gelegenheit und Fähigkeit dazu haben, wiederholt und geprüft werden können. Ja, wenn das Resultat wichtig wird, und einen merklichen Einfluß auf unsere oder Anderer Glückseligkeit hat, so beruhigen wir uns schon weit weniger bei der Aussage der glaubhaftesten Zeugen, die uns die Versuche und Beobachtungen erzählen, sondern suchen Gelegenheit, sie selbst zu wiederholen und uns durch ihre eigene Evidenz von denselben überführen. So können die Siamesen z. B. allerdings dem Berichte der Europäer trauen, daß in ihrer Weltgegend das Wasser zu gewissen Zeiten hart werde, und schwere Lasten trage. Sie können Dieses auf Glauben annehmen, und allenfalls in ihren Lehrbüchern der Physik als ausgemacht vortragen, in der Voraussetzung, daß die Beobachtung noch immer wiederholt und bewährt werden kann. Wenn es indessen zur Lebensgefahr käme, wenn sie jetzt diesem hart gewordenen Elemente sich selbst oder die Ihrigen anvertrauen sollten, so würden sie sich bei dem Zeugnisse schon weit weniger beruhigen können, sondern durch mancherlei eigene Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche von der Wahrheit zu überführen haben.

Hingegen die Geschichtswahrheiten, die Stellen, die gleichsam im Buche der Natur nur einmal vorkommen, müssen durch sie selbst erläutert werden, oder bleiben unverständlich; das heißt, sie können nur von Denenjenigen vermittelst der Sinne wahrgenommen werden, die zu der Zeit und an dem Orte zugegen gewesen, als sie sich in der Natur zugetragen haben. Von jedem Andern müssen sie auf Autorität und Zeugniß angenommen werden, und zwar die zu einer andern Zeit leben, müssen sich schlechterdings auf die Glaubhaftigkeit des Zeugnisses verlassen. Denn das Bezeugte ist nicht mehr. Der Gegenstand und dessen unmittelbare Beobachtung, an die sie etwa appelliren wollen, sind in der Natur nicht mehr anzutreffen. Die Sinne können sich von der

Wahrheit nicht überführen. Das Ansehen des Erzählers und seine Glaubhaftigkeit machen die einzige Evidenz in historischen Dingen. Ohne Zeugniß können wir von keiner Geschichtswahrheit überführt werden. Ohne Autorität verschwindet die Wahrheit der Geschichte mit dem Geschehenen selbst.

So oft es nun den Absichten Gottes gemäß ist, daß die Menschen von irgend einer Wahrheit überführt sein sollen, so verleiht ihnen seine Weisheit auch die schicklichsten Mittel, zu derselben zu gelangen. Ist es eine nothwendige Wahrheit, so verleiht sie den dazu erforderlichen Grad der Vernunft. Soll ihnen ein Naturgesetz bekannt werden, so gibt sie ihnen den Geist der Beobachtung; und soll eine Geschichtswahrheit der Nachwelt aufbehalten werden, so bestätigt sie ihre historische Gewißheit, und setzt die Glaubwürdigkeit der Erzähler über alle Zweifel hinweg. Bloß in Absicht auf Geschichtswahrheiten, dünkt mich, sei es der allerhöchsten Weisheit anständig, die Menschen auf menschliche Weise, d. i. durch Worte und Schrift, zu unterrichten, und wo es zur Bewährung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erforderlich war, außerordentliche Dinge und Wunder in der Natur geschehen zu lassen. Jene ewigen Wahrheiten hingegen, in so weit sie zum Heile und zur Glückseligkeit der Menschen nützlich sind, lehrt Gott auf eine der Gottheit gemäßere Weise, nicht durch Laut und Schriftzeichen, die hier und da, Diesem und Jenem verständlich sind, sondern durch die Schöpfung selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die allen Menschen leserlich und verständlich sind. Er bestätigt sie auch nicht durch Wunder, die nur historischen Glauben bewirken, sondern erweckt den von ihm erschaffenen Geist, und gibt ihm Gelegenheit, jene Verhältnisse der Dinge zu beobachten, sich selbst zu beobachten, und von den Wahrheiten zu überzeugen, die er hienieden zu erkennen bestimmt ist.

Ich glaube also nicht, daß die Kräfte der menschlichen Vernunft nicht hinreichen, sie von den ewigen Wahrheiten zu überführen, die zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, und daß Gott ihnen solche auf eine übernatürliche Weise habe offenbaren müssen. Die Dieses behaupten, sprechen der Allmacht oder der Güte Gottes auf der andern Seite ab, was sie auf der einen Seite seiner Güte zuzulegen glauben. Er war, nach ihrer Meinung, gütig genug, den Menschen diejenigen Wahr-

heiten zu offenbaren, von welchen ihre Glückseligkeit abhängt; aber nicht allmächtig, oder nicht gütig genug, ihnen selbst die Kräfte zu verleihen, solche zu entdecken. Zudem macht man durch diese Behauptung die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung allgemeiner, als die Offenbarung selbst. Wenn denn das menschliche Geschlecht ohne Offenbarung verdorbt und elend sein müßte, warum hat denn der bei weitem größere Theil desselben von jeher ohne wahre Offenbarung gelebt, oder warum müssen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Tröster zu senden, die ihnen Botschaft bringen sollen, ohne welche sie, dieser Meinung nach, weder tugendhaft, noch glückselig leben können? ihnen Botschaft zu bringen, die sie ihren Umständen, und der Lage ihrer Erkenntniß nach, weder recht verstehen noch gehörig brauchen können?

Nach den Begriffen des wahren Judenthumes sind alle Bewohner der Erde zur Glückseligkeit berufen, und die Mittel derselben so ausgebreitet, als die Menschheit selbst, so milde ausgespendet, als die Mittel, sich des Hungers und anderer Naturbedürfnisse zu erwehren. Hier der rohen Natur überlassen, die ihre Kraft innerlich empfindet und sich derselben bedient, ohne sich in Wort und Vortrag anders, als höchst mangelhaft, und gleichsam stammelnd, auslassen zu können; dort durch Wissenschaft und Kunst unterstützt, hellglänzend durch Worte Bilder, und Gleichnisse, durch welche die Wahrnehmungen des Sinnes in deutliche Zeichenerkenntniß verwandelt und aufgestellt werden. So oft es nützlich war, hat die Vorsehung unter jeder Nation der Erde weise Männer aufstehen lassen, und ihnen die Gabe verliehen, mit hellerem Auge in sich selbst, und um sich her zu schauen, die Werke Gottes zu betrachten und ihre Erkenntnisse Andern mitzutheilen. Aber nicht zu allen Zeiten ist Dieses nöthig oder nützlich. Sehr oft reicht, wie der Psalmist sagt, das Lallen der Kinder und Säuglinge hin, den Feind zu beschämen. Der einfältig lebende Mensch hat sich die Einwürfe noch nicht erkünstelt, die den Sophisten so sehr verwirren. Ihm ist das Wort Natur, der bloße Schall, noch nicht zu einem Wesen geworden, das die Gottheit verdrängen will. Er weiß sogar noch wenig von dem Unterschiede zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wirkung, und hört und sieht vielmehr die Alles belebende Kraft der Gottheit überall, in jeder aufgehenden Sonne, in jedem Regen, der niederfällt, in jeder Blume, die

aufblühet, und in jedem Lamme, das auf der Wiese weidet und sich seines Daseins freut. Diese Vorstellungsart hat etwas Fehlerhaftes, allein sie führt unmittelbar zur Erkenntniß eines unsichtbaren, allmächtigen Wesens, dem wir alles Gute, das wir genießen, zu verdanken haben. Sobald aber ein Epikur oder Lucrez, ein Helvetius oder Hume das Unvollständige in dieser Vorstellungsart rügt, und (welches der menschlichen Schwachheit zu gute zu halten ist) auf der andern Seite ausschweift, und mit dem Worte Natur ein täuschendes Spiel treiben will, so erweckt die Vorsehung wiederum andere Männer im Volke, die Vorurtheil von Wahrheit trennen, das Uebertriebene von beiden Seiten berichtigen, und zeigen, daß die Wahrheit Bestand habe, wenn auch das Vorurtheil verworfen wird. Im Grunde ist es immer noch derselbe Stoff; dort mit allen rohen, aber kraftvollen Säften, die ihm die Natur gibt; hier mit dem verfeinerten Wohlgeschmacke der Kunst, zur Verdauung leichter, aber auch nur für Schwächliche. Das Thun und Lassen der Menschen und die Sittlichkeit ihres Lebenswandels hat sich von jener rohen Vorstellungsart, im Ganzen genommen, vielleicht eben so gute Folgen zu versprechen, als von diesen verfeinerten und gereinigten Begriffen. Manches Volk ist von der Vorsehung bestimmt, diesen Kreislauf der Begriffe durchzuwandern, ja zuweilen mehr als einmal durchzuwandern; aber vielleicht bleibt das Maaß und Gewicht seiner Sittlichkeit in allen diesen mannichfaltigen Epochen, im Ganzen genommen, ungefähr dasselbe.

Ich für meinen Theil habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechtes, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weiß nicht, welchem Geschichtsforscher der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellt sich das collective Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hierher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, saugt an der Brust, oder lebt von Rahm und Milch; dort in männlicher Rüstung und verzehrt das Fleisch der Rinder, und an einem andern Orte am Stabe und schon wieder ohne Zähne. Der Fortgang ist für den einzelnen Menschen, dem die Vorsehung beschieden, einen Theil seiner Ewigkeit hier auf

Erden zuzubringen. Jeder geht das Leben hindurch seinen eigenen Weg; Diesen führt der Weg über Blumen und Wiesen, Jenen über wüste Ebenen oder über steile Berge und gefahrvolle Klüfte. Aber Alle kommen auf der Reise weiter, und gehen ihres Weges zur Glückseligkeit, zu welcher sie beschieden sind. Aber daß auch das Ganze, die Menschheit hienieden, in der Folge der Zeiten immer vorwärts rücken und sich vervollkommnen soll, Dieses scheint mir der Zweck der Vorsehung nicht gewesen zu sein; wenigstens ist Dieses so ausgemacht, und zur Rettung der Vorsehung Gottes bei Weitem so nothwendig nicht, als man sich vorzustellen pflegt.

Daß wir doch immer wider alle Theorie und Hypothesen uns sträuben, und von Thatsachen reden, nichts als von Thatsachen hören wollen, und uns gerade da am Wenigsten nach Thatsachen umsehen, wo es am Meisten darauf ankömmt. Ihr wollet errathen, was für Absichten die Vorsehung mit der Menschheit hat? Schmiedet keine Hypothesen; schauet nur umher auf Das, was wirklich geschieht, und, wenn Ihr einen Ueberblick auf die Geschichte aller Zeiten werfen könnet, auf Das, was von jeher geschehen ist. Dieses ist Thatsache, Dieses muß zur Absicht gehört haben, muß in dem Plane der Weisheit genehmiget, oder wenigstens mit aufgenommen worden sein. Die Vorsehung verfehlt ihres Endzweckes nie. Was wirklich geschieht, muß von jeher ihre Absicht gewesen sein, oder dazu gehört haben. Nun findet Ihr, in Absicht auf das gesammte Menschengeschlecht, keinen beständigen Fortschritt in der Ausbildung, der sich der Vollkommenheit immer näherte. Vielmehr sehen wir das Menschengeschlecht im Ganzen kleine Schwingungen machen, und es that nie einige Schritte vorwärts, ohne bald nachher, mit gedoppelter Geschwindigkeit, in seinen vorigen Stand zurück zu gleiten. Die mehrsten Nationen der Erde leben viele Jahrhunderte auf derselben Stufe von Cultur, in demselben dämmernden Lichte, das unseren verwöhnten Augen viel zu schwach scheint. Je zuweilen entzündet sich ein Punkt in der großen Masse, wird zum glänzenden Gestirne, und durchwandelt eine Laufbahn, die ihn nach einer bald kurzen, bald längern Periode zurück führt, und wiederum an seinen Ort des Stillstandes, oder nicht weit davon, absetzt. Der Mensch geht weiter, aber die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken, auf und nieder, behält aber im Ganzen betrachtet, in allen Perioden der Zeit ungefähr

dieſelbe Stufe der Sittlichkeit, daſſelbe Maaß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laſter, von Glückſeligkeit und Elend; daſſelbe Reſultat, wenn Gleiches mit Gleichem in Berechnung gebracht wird; von allen dieſen Gütern und Uebeln ſo viel, als zum Durchgange der einzelnen Menſchen erforderlich war, damit dieſe hienieden erzogen werden, und ſich der Vollkommenheit ſo viel nähern mögen, als einem Jeden beſchieden und zugetheilt worden.

Ich komme wieder zu meiner vorigen Bemerkung. Das Judenthum rühmt ſich keiner ausſchließenden Offenbarung ewiger Wahrheiten, die zur Seligkeit unentbehrlich ſind; keiner geoffenbarten Religion, in dem Verſtande, in welchem man dieſes Wort zu nehmen gewohnt iſt. Ein Anderes iſt geoffenbarte Religion; ein Anderes geoffenbarte Geſetzgebung. Die Stimme, die ſich an jenem großen Tage auf Sinai hören ließ, rief nicht: „Ich bin der Ewige, dein Gott! das nothwendige, ſelbſtändige Weſen, das allmächtig iſt und allwiſſend, das den Menſchen in einem zukünftigen Leben vergilt, nach ihrem Thun.“ Dieſes iſt allgemeine Menſchenreligion, nicht Judenthum, und allgemeine Menſchenreligion, ohne welche die Menſchen weder tugendhaft ſind, noch glückſelig werden können, ſollte hier nicht geoffenbart werden, konnte im Grunde nicht; denn wen ſollte die Donnerſtimme und der Poſaunenklang von jenen ewigen Heilslehren überführen? Sicherlich den gedankenloſen Thiermenſchen nicht, den ſeine eigene Betrachtung noch nicht auf das Daſein eines unſichtbaren Weſens geführt hat, das dieſes Sichtbare regiert. Dieſem würde die Wunderſtimme keine Begriffe eingegeben, alſo nicht überzeugt haben. Den Sophiſten noch weniger, dem ſo viele Zweifel und Grübeleien vor dem Gehöre ſauſen, daß er die Stimme des geſunden Menſchenverſtandes nicht mehr wahrnimmt. Dieſer fordert Vernunftgründe, keine Wunderdinge. Und wenn der Religionslehrer alle Todten aus dem Staube erweckt, die jemals auf demſelben geſtanden haben, um eine ewige Wahrheit dadurch zu beſtätigen: der Zweifler ſpricht: Der Lehrer hat viele Todten erweckt, aber von der ewigen Wahrheit weiß ich nicht mehr als vorhin. Ich weiß nunmehr, daß Jemand außerordentliche Dinge thun und hören laſſen kann, aber dergleichen Weſen kann es mehrere geben, die ſich eben jetzt zu offenbaren, nicht für gut finden, und wie weit iſt alles Dieſes noch von der unendlich erhabenen Idee einer

einzigen, ewigen Gottheit, die dieses ganze Weltall, nach ihrem unumschränkten Willen regiert, und die geheimsten Gedanken der Menschen durchschauet, um ihre Handlungen, wo nicht hier, doch in jener Zukunft, nach Verdienst zu belohnen? — Wer Dieses nicht wußte, wer von diesen zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlichen Wahrheiten nicht durchdrungen, und so vorbereitet zum heiligen Berge hintrat, den konnten die großen wundervollen Anstalten betäuben und niederschlagen, aber nicht eines Bessern belehren. — Nein! alles Dieses ward vorausgesetzt, ward vielleicht in den Vorbereitungstagen gelehrt, erörtert und durch menschliche Gründe außer Zweifel gesetzt, und nun rief die göttliche Stimme: „Ich bin der Ewige, dein Gott! der dich aus dem Lande Mizraim geführt, aus der Sklaverei befreiet hat" u. s. w. Eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung dieses Volkes gründen sollte, und Gesetze sollten hier geoffenbaret werden; Gebote, Verordnungen, keine ewigen Religionswahrheiten. „Ich bin der Ewige, dein Gott, der mit deinen Vätern Abraham, Isaak und Jacob einen Bund gemacht, und ihnen zugeschworen hat, aus ihrem Saamen eine mir eigene Nation zu bilden. Der Zeitpunkt ist endlich gekommen, da diese Verheißung in Erfüllung gehen soll. Ich habe Euch zu dem Ende aus der Sklaverei der Aegyptier erlöset, mit unerhörten Wundern und Zeichen erlöset. Ich bin Euer Erretter, Euer Oberhaupt und König, mache auch mit Euch einen Bund, und gebe Euch Gesetze, nach welchen Ihr in dem Lande, das ich Euch eingeben werde, leben und eine glückliche Nation sein sollet." Alles Dieses sind Geschichtswahrheiten, die ihrer Natur nach auf historischer Evidenz beruhen, durch Autorität bewährt werden müssen, und durch Wunder bekräftiget werden können.

Wunder und außerordentliche Zeichen sind nach dem Judenthume, keine Beweismittel für oder wider ewige Vernunftwahrheiten. Daher sind wir in der Schrift selbst angewiesen, wenn ein Prophet Dinge lehrt oder anräth, die ausgemachten Wahrheiten zuwider sind, und wenn er seine Sendung auch durch Wunder bekräftiget, ihm nicht zu gehorchen; ja den Wunderthäter zum Tode zu verurtheilen, wenn er zur Abgötterei verleiten will. Denn Wunder können nur Zeugnisse bewähren, Autoritäten unterstützen, Glaubhaftigkeit der Zeugen und Ueberlieferer bekräftigen; aber alle Zeugnisse und Autoritäten können keine

ausgemachte Vernunftwahrheit umstoßen, keine zweifelhafte über Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu setzen.

Ob nun gleich dieses göttliche Buch, das wir durch Mosen empfangen haben, eigentlich ein Gesetzbuch sein, und Verordnungen, Lebensregeln und Vorschriften enthalten soll, so schließt es gleichwol, wie bekannt, einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren mit ein, die mit den Gesetzen so innigst verbunden sind, daß sie nur Eins ausmachen. Alle Gesetze beziehen, oder gründen sich auf ewige Vernunftwahrheiten, oder erinnern und erwecken zum Nachdenken über dieselben, so daß unsere Rabbinen mit Recht sagen: Die Gesetze und Lehren verhalten sich gegen einander, wie Körper und Seele. Ich werde hiervon weiter unten ein Mehrers zu sagen Gelegenheit haben, und begnüge mich Dieses hier bloß als eine Thatsache voraus zu setzen, davon sich ein Jeder überführen kann, der die Gesetze Moses auch nur in irgend einer Uebersetzung zu dieser Absicht in die Hand nimmt. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehret auch, daß dieses göttliche Gesetzbuch, einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes Quelle des Erkenntnisses geworden, aus welcher sie neue Begriffe schöpfen, oder die alten berichtigen. Je mehr Ihr in demselben forschet, desto mehr erstaunet Ihr, über die Tiefe der Erkenntnisse, die darin verborgen liegen. Die Wahrheit bietet sich zwar in demselben, in der einfachsten Bekleidung gleichsam ohne Anspruch auf den ersten Anblick dar. Allein je näher Ihr hinzudringet, je reiner, unschuldiger, liebe- und sehnsuchtsvoller der Blick ist, mit welchem Ihr auf sie hinschauet, desto mehr entfaltet sie Euch von ihrer göttlichen Schönheit, die sie mit leichtem Flor verhüllt, um nicht von gemeinen unheiligen Augen entweihet zu werden. Allein alle diese vortrefflichen Lehrsätze werden dem Erkenntnisse dargestellt, der Betrachtung vorgelegt, ohne dem Glauben aufgedrungen zu werden. Unter allen Vorschriften und Verordnungen des mosaischen Gesetzes, lautet kein einziges: Du sollst glauben! oder nicht glauben, sondern Alle heißen: Du sollst thun, oder nicht thun! Dem Glauben wird nicht befohlen; denn der nimmt keine andere Befehle an, als die den Weg der Ueberzeugung zu ihm kommen. Alle Befehle des göttlichen Gesetzes sind an den Willen, an die Thatkraft der Menschen gerichtet. Ja, das Wort in der Grundsprache, das man durch den Glauben zu übersetzen pflegt, heißt an den mehrsten Stellen eigentlich

Vertrauen, Zuversicht, getroste Versicherung auf Zusage und Verheißung. Abraham vertraute dem Ewigen, und es ward ihm zur Gottseligkeit gerechnet (1 B. M. 15, 6). Die Israeliten sahen und hatten Zutrauen zu dem Ewigen und zu Mosen, seinem Diener (2. B. M. 14, 31). Wo von ewigen Vernunftwahrheiten die Rede ist, heißt es nicht glauben, sondern erkennen und wissen. Damit du erkennest, daß der Ewige wahrer Gott und außer ihm keiner sei (5. B. M. 4, 39). Erkenne also und nimm dir zu Sinne, daß der Herr allein Gott sei, oben im Himmel, so wie unten auf der Erde, und sonst Niemand (daselbst). Vernimm Israel! der Ewige, unser Gott ist ein einziges ewiges Wesen! (5. B. M. 6, 4). Nirgend wird gesagt: Glaube Israel, so wirst du gesegnet sein; zweifle nicht, Israel! oder diese und jene Strafe wird dich verfolgen. Gebot und Verbot, Belohnung und Strafen sind nur für Handlungen, für Thun und Lassen, die in des Menschen Willkür stehen, und durch Begriffe vom Guten und Bösen, also auch von Hoffnung und Furcht gelenkt werden. Glaube und Zweifel, Beifall und Widerspruch hingegen, richten sich nicht nach unserem Begehrungsvermögen, nicht nach Wunsch und Verlangen, nicht nach Fürchten und Hoffen, sondern nach unsrer Erkenntniß von Wahrheit und Unwahrheit.

Daher hat auch das alte Judenthum keine symbolischen Bücher, keine Glaubensartikel. Niemand durfte Symbola beschwören, Niemand ward auf Glaubensartikel beeidiget; ja, wir haben von Dem, was man Glaubenseide nennt, gar keinen Begriff, und müssen sie, nach dem Geiste des echten Judenthums für unstatthaft halten. Majemonides kam zuerst auf den Gedanken, die Religion seiner Väter auf eine gewisse Anzahl von Grundsätzen einzuschränken, damit die Religion, wie er zu verstehen gibt, so wie alle Wissenschaften, ihre Grundbegriffe habe, aus welchen alles Uebrige hergeleitet wird. Aus diesem bloß zufälligen Gedanken sind die dreizehn Artikel des jüdischen Katechismus entstanden, denen wir das Morgenlied Jigdal, und einige gute Schriften von Chisdai, Albo und Abarbanell zu verdanken haben. Dieses sind auch alle Folgen, die sie bisher gehabt haben. Zu Glaubensfesseln sind sie, Gottlob! noch nicht geschmiedet worden. Eisdai bestreitet sie und schlägt Abänderungen

vor; Albo schränkt ihre Anzahl ein, und will nur von drei Grundartikeln wissen, die mit denen, welche Herbert von Cherbury in spätern Zeiten zum Katechismus vorgeschlagen, ziemlich übereintreffen, und noch Andere, hauptsächlich Loria und seine Schüler, die neuern Kabbalisten, wollen gar keine bestimmte Anzahl von Fundamentallehren gelten lassen, und sprechen: In unserer Lehre ist alles fundamental. Indessen ward dieser Streit geführt, wie alle Streitigkeiten dieser Art geführt werden sollten; mit Ernst und Eifer, aber ohne Haß und Bitterkeit; und obschon die dreizehn Artikel des Maimonides von dem größten Theile der Nation angenommen worden sind, so hat doch meines Wissens noch niemand den Albo verketzert, daß er sie hat einschränken und auf weit allgemeinere Vernunftsätze zurückführen wollen. Hierin haben wir den wichtigen Ausspruch unserer Weisen noch nicht aus der Acht gelassen: „Obgleich Dieser löset, Jener bindet; so lehren sie doch beide Worte des lebendigen Gottes*)."

Im Grunde kömmt auch hier Alles auf den Unterschied zwischen Glauben und Wissen, Religionslehren und Religionsgeboten, an. Alles menschliche Wissen läßt sich allerdings auf wenige Fundamentalbegriffe einschränken, die zum Grunde gelegt werden. Je weniger, desto fester steht das Gebäude. Aber Gesetze leiden keine Abkürzung. In ihnen ist alles fundamental, und in so weit können wir mit Grunde sagen: Uns sind alle Worte der Schrift, alle Gebote und Verbote Gottes fundamental. Wollet ihr gleichwohl die Quintessenz daraus haben, so höret, wie jener größere Lehrer der Nation, Hillel der Aeltere, der vor der Zerstörung des zweiten Tempels lebte, sich dabei genommen. Ein Heide sprach, Rabbi, lehret mich das ganze Gesetz, indem ich auf einem Fuße stehe! Samai, an den er diese Zumuthung vorher ergehen ließ, hatte ihn mit Verachtung abgewiesen; allein der durch seine unüberwindliche

*) Ich habe so manchen Pedanten diesen Spruch zum Beweise anführen sehen, daß die Rabbinen den Satz des Widerspruches nicht glauben. Ich wünsche die Tage zu erleben, da alle Völker der Erde diese Ausnahme von dem allgemeinen Satze des Widerspruches werden gelten lassen: Der Fasttag des vierten und der Fasttag des zehnten Monats mag in Wonne- und Freudentag verwandelt werden, nur liebet Wahrheit und Frieden. (Zachar. 8. 19).

Gelassenheit und Sanftmuth berühmte Hillel sprach: Sohn! liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses ist der Text des Gesetzes; alles Uebrige ist Commentar. Nun gehe hin und lerne!

Ich habe nunmehr, zum Grundrisse des alten, ursprünglichen Judenthums, wie ich mir solches vorstelle, die Außenlinien entworfen; Lehrbegriffe und Gesetze, Gesinnungen und Handlungen. Jene waren nicht an Worte und Schriftzeichen gebunden, die für alle Menschen und Zeiten, unter allen Revolutionen der Sprachen, Sitten, Lebensart und Verhältnisse immer dieselben bleiben, uns immer dieselben steife Formen darbieten sollen, in welche wir unsere Begriffe nicht einzwängen können, ohne sie zu zerstümmeln. Sie wurden dem lebendigen, geistigen Unterrichte anvertrauet, der mit allen Veränderungen der Zeiten und Umstände gleichen Schritt halten, und nach dem Bedürfnisse, nach der Fähigkeit und Fassungskraft des Lehrlings abgeändert und gemodelt werden kann. Die Veranlassung zu diesem väterlichen Unterrichte fand man in dem geschriebenen Gesetzbuche, und in den Ceremonialhandlungen, die der Bekenner des Judenthums unaufhörlich zu beobachten hatte. Es war anfangs ausdrücklich verboten, über die Gesetze mehr zu schreiben, als Gott der Nation durch Mosen hat verzeichnen lassen. „Was mündlich überliefert worden," sagen die Rabbinen, „ist dir nicht erlaubt, niederzuschreiben." Mit vielem Widerwillen entschlossen sich die Häupter der Synagoge in den folgenden Zeiten zu der nothwendig gewordenen Erlaubniß, über die Gesetze schreiben zu dürfen. Sie nannten diese Erlaubniß eine Zerstörung des Gesetzes, und sagten mit dem Psalmisten: „Es ist eine Zeit, da man um des Ewigen willen das Gesetz zerstören muß." So sollte es aber, der ursprünglichen Verfassung nach, nicht sein. Das Ceremonialgesetz selbst ist eine lebendige, Geist und Herz erweckende Art von Schrift, die bedeutungsvoll ist, und ohne Unterlaß zu Betrachtungen erweckt, und zum mündlichen Unterrichte Anlaß und Gelegenheit gibt. Was der Schüler vom Morgen bis Abend that und thun sah, war ein Fingerzeig auf religiöse Lehren und Gesinnungen, trieb ihn an, seinem Lehrer zu folgen, ihn zu beobachten, alle seine Handlungen zu bemerken, den Unterricht zu holen, dessen er durch seine Anlagen fähig war, und sich durch sein Betragen würdig gemacht hatte. Die Ausbreitung der Schriften und

Bücher, die durch die Erfindung der Buchdruckerei in unſern Tagen ins Unendliche vermehrt worden ſind, hat den Menſchen ganz umgeſchaffen. Die große Umwälzung des ganzen Syſtems der menſchlichen Erkenntniſſe und Geſinnungen, die ſie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar erſprießliche Folgen für die Ausbildung der Menſchheit, dafür wir der wohlthätigen Vorſehung nicht genug danken können; indeſſen hat ſie, wie alles Gute, das dem Menſchen hienieden werden kann, ſo manches Uebel nebenher zur Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der nothwendigen Bedingung der Menſchlichkeit zuzuſchreiben iſt. Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und die Menſchen kennen, nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberei, der Prediger unterhält ſich nicht mit ſeiner Gemeinde, er lieſt oder declamirt ihr eine aufgeſchriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem Katheder lieſt ſeine geſchriebenen Hefte ab. Alles iſt todter Buchſtabe; nirgends Geiſt der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unſer ganzer Umgang iſt Briefwechſel, und wenn wir zuſammenkommen, ſo kennen wir keine andere Unterhaltung, als ſpielen oder vorleſen.

Daher iſt es gekommen, daß der Menſch für den Menſchen faſt ſeinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weiſen wird nicht geſucht; denn wir finden ſeine Weisheit in Schriften. Alles, was wir thun, iſt, ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken laſſen. Das graue Alter hat ſeine Ehrwürdigkeit verloren; denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, als jenes aus der Erfahrung. Wohlverſtanden, oder übelverſtanden, darauf kömmt es nicht an; genug er weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreiſter an den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr die Begriffe, als die Worte zu Gebote ſtehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein ſo erſchreckliches Uebel halten können, daß der Jüngling ſich erhebe über den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeihen können, weil in einer öffentlichen Verſammlung ſich eine muthwillige Jugend über einen Alten luſtig gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrenen Mannes nicht, wir brauchen nur

seine Schriften. Mit einem Worte, wir sind litterati, Buchstabenmenschen. Vom Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können kaum begreifen, wie ein Gedenkender sich bilden und vervollkommnen kann, ohne Buch.

So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. Kann man nun schon nicht sagen, es war besser, so war es doch sicherlich anders. Man schöpfte aus andern Quellen, sammelte und erhielt in andern Gefäßen, und vereinzelte das Aufbewahrte durch ganz andere Mittel. Der Mensch war dem Menschen nothwendiger; die Lehre war genauer mit dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung verbunden. Der Unerfahrene mußte dem Erfahrenen, der Schüler seinem Lehrer auf dem Fuße nachfolgen, seinen Umgang suchen, ihn beobachten, und gleichsam ausholen, wenn er seine Wißbegierde befriedigen wollte. Um deutlicher zu zeigen, was dieser Umstand für Einfluß auf Religion und Sitten gehabt, muß ich mir abermals eine Abschweifung von meinem Wege erlauben, von der ich aber gar bald wieder einlenken werde. Meine Materie grenzet an so mannigfache andere Materien an, daß ich mich nicht immer auf demselben Gange erhalten kann, ohne in Nebenwege auszuweichen.

Mich dünkt, die Veränderung, die in den verschiedenen Zeiten der Cultur mit den Schriftzeichen vorgegangen, habe von jeher an den Revolutionen der menschlichen Erkenntnisse überhaupt, und insbesondere an den mannigfaltigen Abänderungen ihrer Meinungen und Begriffe in Religionssachen sehr wichtigen Antheil, und wenn sie dieselben nicht völlig allein verursacht, doch wenigstens mit andern Nebenursachen auf eine merkliche Weise mitgewirkt. Kaum höret der Mensch auf, sich mit den ersten Eindrücken der äußern Sinne zu begnügen, und welcher Mensch kann es lange dabei bewenden lassen? Kaum fühlet er den seiner Seele eingesenkten Sporn, aus diesen äußern Eindrücken sich Begriffe zu bilden, so wird er die Nothwendigkeit gewahr, sie an sinnliche Zeichen zu binden; nicht nur, um sie Andern mittheilen, sondern um sie für sich selbst festhalten, und so oft es nöthig ist, wieder beachten zu können. Die ersten Schritte zur Absonderung allgemeiner Merkmale wird er zwar ohne Zeichen thun können, und thun mäffen; denn noch jetzt müssen alle neue abstracte Begriffe ohne Hülfe der Zeichen gebildet, und sodann erst mit einem Namen belegt werden.

Das gemeinsame Merkmal muß zuvörderst durch die Kraft der Aufmerksamkeit aus dem Gewebe, in welchem es verflochten ist, herausgehoben, und hervorstechend gemacht werden. Hierzu verhilft von der einen Seite die objective Gewalt des Eindrucks, den dieses Merkmal auf uns zu machen fähig ist; so wie von unserer Seite das subjective Interesse, das wir an demselben haben. Aber dieses Herausheben und Beachten des gemeinsamen Merkmals kostet der Seele einige Anstrengung. Nicht lange, so verschwindet das Licht wieder, das die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt des Gegenstandes gesammelt hatte, und er verlieret sich in den Schatten der ganzen Masse, mit welcher er vereinigt ist. Die Seele ist nicht im Stande viel weiter zu kommen, wenn diese Anstrengung eine Zeit lang anhalten, und gar zu oft wiederholt werden muß. Sie hat angefangen abzusondern; aber sie kann nicht denken. Wie ist ihr zu rathen? — Die weise Vorsehung hat ihr ein Mittel sehr nahe gelegt, dessen sie sich zu allen Zeiten bedienen kann. Sie heftet das abgezogene Merkmal, entweder durch eine natürliche oder willkührliche Ideenverbindung an ein sinnliches Zeichen, das, so oft sein Eindruck erneuert wird, auch zugleich dieses Merkmal rein und unvermischt wieder hervorbringt und beleuchtet. So sind, wie bekannt, die aus natürlichen und willkührlichen Zeichen zusammengesetzten Sprachen der Menschen entstanden, ohne welche sie sich nur wenig vom unvernünftigen Thiere hätten unterscheiden können, weil der Mensch, ohne Hülfe der Zeichen, sich kaum um einen Schritt vom Sinnlichen entfernen kann.

So wie die ersten Schritte zur vernünftigen Erkenntniß gethan werden mußten, auf eben die Weise werden die Wissenschaften noch jetzt erweitert und mit Erfindungen bereichert, und daher ist zuweilen die Erfindung eines Wortes in den Wissenschaften von großer Wichtigkeit. Der Erste, der das Wort Natur erfunden, scheint eben keine große Entdeckung gemacht zu haben. Gleichwol hatten es seine Zeitgenossen ihm zu verdanken, daß sie den Gaukler, der sie eine Erscheinung in der Luft sehen ließ, beschämen, und sagen konnten, sein Spiel sei nichts Uebernatürliches, sondern eine Wirkung der Natur. Gesetzt, sie wußten noch nichts Deutliches von den Eigenschaften gebrochener Strahlen, und wie durch dieselben ein Bild in der Luft hervorgebracht werden könne, — und wie weit reicht denn noch jetzt unsere Erkenntniß hierin? kaum um einen Schritt

weiter; denn von der Natur des Lichtes selbst und von seinen innern Bestandtheilen sind wir noch wenig unterrichtet; — so wußten sie doch wenigstens eine einzelne Erscheinung auf ein allgemeines Naturgesetz zurückzubringen, und waren nicht genöthigt, jedem Spiele eine besondere, freiwillige Ursache zuzuschreiben. So war es auch mit der neueren Entdeckung, daß die Luft eine Schwere habe. Wissen wir schon nicht die Schwere selbst zu erklären, so sind wir doch wenigstens im Stande, die Beobachtung, daß die flüssigen Materien in luftleeren Röhren in die Höhe steigen, auf das allgemeine Gesetz der Schwere zu reduciren, das dem ersten Anscheine nach vielmehr die Flüssigkeit sinken machen sollte. Wir können begreiflich machen, wie durch das allgemeine Sinken, das wir nicht erklären können, in diesem Falle hat ein Steigen hervorgebracht werden müssen; und auch Dieses ist ein Schritt weiter in der Erkenntniß. Es ist also nicht jedes Wort in den Wissenschaften sogleich für leeren Schall zu erklären, wenn es nicht aus frühern Elementarbegriffen hergeleitet werden kann. Genug, wenn es eine allgemeine Eigenschaft der Dinge nur in ihrem wahren Umfange bezeichnet. Der Ausdruck fuga vacui würde nicht zu tadeln gewesen sein, wenn er nicht allgemeiner gewesen wäre, als die Beobachtung. Man fand, daß es Fälle gebe, wo die Natur nicht sogleich das Leere auszufüllen eile; daher die Redensart nicht als leer, sondern als falsch zu verwerfen gewesen. — So bleiben die Wörter: Cohäsion der Körper und allgemeine Gravitation in den Wissenschaften noch immer von großer Wichtigkeit; ob wir sie gleich noch nicht aus frühern Grundbegriffen abzuleiten wissen.

Bevor der Herr von Haller das Gesetz der Reizbarkeit entdeckte, wird so mancher Beobachter die Erscheinung selbst in der organischen Natur lebendiger Geschöpfe wahrgenommen haben. Allein sie verschwand in dem ersten Augenblicke wieder, und zeichnete sich nicht genug von Nebenerscheinungen aus, um die Aufmerksamkeit des Beobachters fest zu halten. So oft die Bemerkung wiederkam, war sie ihm eine einzelne Wirkung der Natur, die ihn an die Menge der Fälle nicht erinnern konnte, in welchen er Dasselbe wahrgenommen hatte; sie verlor sich also gar bald wieder, so wie die vorhergegangenen, und ließ weiter kein merkliches Andenken in der Seele zurück. Nur Hallern gelang es, diesen Umstand aus der Verbindung heraus

zuheben, seine Allgemeinheit gewahr zu werden, ihn mit einem Worte zu bezeichnen, und nunmehr hat er unsere Aufmerksamkeit rege gemacht, und wir wissen jeden besondern Fall, in welchem wir etwas Aehnliches inne werden, auf ein allgemeines Naturgesetz hinzuleiten.

Die Bezeichnung der Begriffe ist also doppelt nothwendig; einmal für uns selbst, gleichsam als ein Gefäß, worinnen sie verwahrt, und zum Gebrauch bei der Hand bleiben mögen, und sodann um unsere Gedanken Anderen mittheilen zu können. Nun haben die Laute oder die hörbaren Zeichen, in letzterer Rücksicht einigen Vorzug; denn wenn wir unsere Gedanken Andern mittheilen wollen, so sind die Begriffe schon in der Seele gegenwärtig, und wir können, nach Erfordern, die Laute hervorbringen, durch welche sie bezeichnet und unsern Nebenmenschen vernehmlich werden. So aber nicht in Absicht auf uns selbst. Wollen wir die abgesonderten Begriffe zu einer andern Zeit wieder in der Seele erwecken und vermittelst der Zeichen in Erinnerung bringen können, so müssen die Zeichen sich von selbst darbieten, und nicht erst auf unsere Willkühr warten, die sie hervorrufe, indem diese schon die Ideen voraussetzt, deren wir uns erinnern wollen. Diesen Vortheil verschaffen die sichtbaren Zeichen, weil sie fortdauernd sind, und nicht immer wieder hervorgebracht werden müssen, um Eindruck zu machen.

Die ersten sichtbaren Zeichen, deren sich die Menschen zu Bezeichnung ihrer abgesonderten Begriffe bedient haben, werden vermuthlich die Dinge selbst gewesen sein. Wie nämlich jedes Ding in der Natur einen eigenen Charakter hat, mit welchem es sich von allen übrigen Dingen auszeichnet, so wird der sinnliche Eindruck, den dieses Ding auf uns macht, unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf dieses Unterscheidungszeichen lenken, die Idee desselben rege machen, und also zur Bezeichnung desselben gar füglich dienen können. So kann der Löwe ein Zeichen der Tapferkeit, der Hund ein Zeichen der Treue, der Pfau ein Zeichen der stolzen Schönheit geworden sein, und so haben die ersten Aerzte lebendige Schlangen mit sich geführt, zum Zeichen, daß sie das Schädliche unschädlich zu machen wüßten.

Mit der Zeit kann man es bequemer gefunden haben, anstatt der Dinge selbst, ihre Bildnisse in Körpern oder auf Flächen zu nehmen; endlich der Kürze halber sich der Umrisse

zu bedienen, sodann einen Theil des Umrisses statt des Ganzen gelten zu lassen, und endlich aus heterogenen Theilen ein unförmliches, aber bedeutungsvolles Ganze zusammenzusetzen; und diese Bezeichnungsart ist die Hieroglyphik.

Alles Dieses hat, wie man sieht, sich ganz natürlich so entwickeln können; aber von der Hieroglyphik bis zu unserer alphabetischen Schrift — dieser Uebergang scheint einen Sprung, und der Sprung mehr als gemeine Menschenkräfte zu erfordern.

Daß zwar, wie Einige glauben, unsere alphabetische Schrift bloß Zeichen der Laute, und nicht anders, als vermittelst der Laute, auf Sachen und Begriffe anzuwenden sein sollte, ist völlig ohne Grund. Uns, die wir von den hörbaren Zeichen lebhaftere Vorstellungen haben, bringt allerdings die Schrift auf die vernehmlichen Worte zuerst. Uns also geht der Weg von Schrift auf Sache über und durch die Sprache; aber deswegen ist es nicht nothwendig also. Dem Taubgebornen ist die Schrift unmittelbar Bezeichnung der Sachen, und wenn er sein Gehör erlangt, werden ihn in den ersten Zeiten sicherlich die Schriftzeichen zuerst auf die unmittelbar mit ihnen verbundenen Dinge, und sodann erst vermittelst derselben auf die Laute bringen, die ihnen entsprechen. Die Schwierigkeit, die ich mir beim Uebergange auf unsere Schrift vorstelle, ist eigentlich diese, daß man ohne Vorbereitung und Anlaß hat den überdachten Vorsatz fassen müssen, durch eine geringe Anzahl von Elementarzeichen und ihre möglichen Versetzungen eine Menge von Begriffen zu bezeichnen, die weder zu übersehen, noch dem ersten Anscheine nach in Klassen zu bringen, und dadurch zu umfassend scheinen mußten.

Indessen ist auch hier der Gang des Verstandes nicht ganz ohne Leitung gewesen. Da man sehr oft Gelegenheit gehabt, Schrift in Rede und Rede in Schrift zu verwandeln, und also die hörbaren Zeichen mit den sichtbaren zu vergleichen, so kann man gar bald bemerkt haben, daß sowol in der Redesprache dieselben Laute, als in verschiedenen hieroglyphischen Bildern dieselben Theile öfters wiederkommen, aber immer in anderer Verbindung, wodurch sie ihre Bedeutung vervielfältigen. Endlich wird man gewahr worden sein, daß die Laute, die der Mensch hervorbringen und vernehmlich machen kann, so unendlich an der Zahl nicht sind, als die Dinge, welche durch sie bezeichnet werden; daß man den ganzen Umfang aller vernehm-

lichen Laute gar bald umfaſſen und in Klaſſen abtheilen könne. Und ſonach kann man dieſe Eintheilung Anfangs unvollſtändig verſucht, mit der Zeit ergänzt und immer verbeſſert, und jeder Klaſſe ein ihr entſprechendes Schriftzeichen aus der Hieroglyphik zugeeignet haben. Es bleibt zwar auch ſo noch eine der herrlichſten Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes; allein man ſieht doch wenigſtens, wie die Menſchen haben allmählig, ohne Flug der Erfindungskraft, darauf geführt werden können, ſich das Unermeßliche als meßbar zu denken, gleichſam den geſtirnten Himmel in Figuren abzutheilen, und ſo jedem Sterne ſeinen Ort anzuweiſen, ohne die Anzahl der Sterne zu wiſſen. Ich glaube, bei den hörbaren Zeichen war die Spur leichter zu entdecken, der man nur nachgehen durfte, um die Figuren wahrzunehmen, in welche ſich das unermeßliche Heer der menſchlichen Begriffe bringen ließe; und ſodann war es ſo ſchwer nicht mehr, die Anwendung davon auf die Schrift zu machen, und auch dieſe zu ſchichten, und in Klaſſen abzutheilen. Mich dünkt daher, ein Volk von Taubgebornen würde mehr Erfindungskraft anzuſtrengen haben, von der Hieroglyphik auf die alphabetiſche Schrift zu kommen; weil ſichs bei den Schriftzeichen nicht ſo leicht einſehen läßt, daß ſie einen faßlichen Umfang haben, und in Klaſſen zu bringen ſeien.

Ich bediene mich des Worts Klaſſen, ſo oft von den Elementen der lautbaren Sprachen die Rede iſt; denn noch jetzt in unſern lebendigen ausgebildeten Sprachen, iſt die Schrift bei weitem ſo mannigfaltig nicht, als die Rede, und wird daſſelbe Schriftzeichen in verſchiedener Verbindung und Stellung verſchiedentlich geleſen und ausgeſprochen. Gleichwol iſt es offenbar, daß wir durch den häufigen Gebrauch der Schrift unſere Redeſprache eintöniger, und nach Anleitung und Bedürfniß der Schrift elementariſcher gemacht haben. Daher die Nationen, die der Schrift nicht kundig ſind, eine weit größere Mannigfaltigkeit in ihrer Redeſprache haben, und viele Laute in derſelben ſo unbeſtimmt ſind, daß wir ſie durch unſere Schriftzeichen nur ſehr unvollkommen anzudeuten im Stande ſind. Man wird alſo Anfangs die Sachen haben im Ganzen nehmen und eine Menge ähnlicher Laute durch ein und eben daſſelbe Schriftzeichen bezeichnen müſſen. Mit der Zeit aber werden feinere Unterſchiede wahrgenommen, und zu ihrer Bezeichnung mehrere Buchſtaben angenommen worden ſein. Daß aber unſer Alpha-

bet aus einer Art von hieroglyphischer Schrift entlehnt worden, ist noch jetzt an den mehrsten Zügen und Namen des hebräischen Alphabets *) zu erkennen, und aus diesen sind, wie aus der Geschichte offenbar ist, alle übrige uns bekannte Schriftarten entstanden. Ein Phönicier war es, der die Griechen in der Kunst zu schreiben unterrichtete.

Alle diese verschiedenen Modificationen der Schrift und Bezeichnungsarten müssen auch auf den Fortgang und Verbesserung der Begriffe, Meinungen und Kenntnisse verschiedentlich gewirkt haben. Von der einen Seite zu ihrem Vortheile. Die Beobachtungen, Versuche und Betrachtungen in astronomischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Dingen wurden vervielfältiget, ausgebreitet, erleichtert und den Nachkommen aufbehalten. Sie sind die Zellen, in welche die Bienen ihren Honig sammeln, und zum Genusse für sich und andere aufbewahren. — Allein, wie es in menschlichen Dingen allzeit geht; was die Weisheit hier bauet, suchet die Thorheit dort schon wieder einzureißen, und mehrentheils bedient sie sich derselben Mittel und Werkzeuge. Mißverstand von der einen, und Mißbrauch von der andern Seite verwandelten Das, was Verbesserung des menschlichen Zustandes sein sollte, in Verderben und Verschlimmerung. Was Einfalt und Unwissenheit war, ward nunmehr Verführung und Irrthum. Von der einen Seite Mißverstand; der große Haufen war von den Begriffen, die mit diesen sinnlichen Zeichen verbunden sein sollten, gar nicht oder nur halb unterrichtet. Sie sahen die Zeichen nicht als bloße Zeichen an, sondern hielten sie für die Dinge selbst. So lange man sich noch der Dinge selbst, oder ihrer Bildnisse und Umrisse statt der Zeichen bediente, war dieser Irrthum leicht möglich. Die Dinge hatten außer ihrer Bedeutung, auch ihre eigene Realität. Die Münze war zugleich Waare, die ihren eigenen Gebrauch und Nutzen hat; daher der Unwissende desto leichter ihren Werth als Münze verkennen und unrichtig angeben konnte. Die hieroglyphische Schrift konnte zwar zum Theil diesen Irrthum benehmen, oder begünstigte ihn wenigstens

*) Als א Rind, ב Haus, ג Kamel, ד Thüre, ה Hacken, ו Schwert, כ Faust, Löffel, ל Stimulus, ז Fisch, ח Stütze, Unterlage, ע Auge, פ Mund, ק Affe, ש Zähne.

so sehr nicht, als die Umrisse; denn diese waren aus heterogenen und übel passenden Theilen zusammengesetzt; unförmliche und widersinnige Gestalten, die kein eigenes Dasein in der Natur haben, und also, wie man denken sollte, nicht für Schrift genommen werden konnten. Allein dieses Räthselhafte und Fremde in der Zusammensetzung selbst gab dem Aberglauben Stoff zu mancherlei Erdichtung und Fabel. Heuchelei und muthwilliger Mißbrauch waren von der andern Seite geschäftig, und gaben ihm Mährchen an die Hand, die er zu erfinden nicht sinnreich genug war. Wer einmal Gewicht und Ansehen sich erworben, möchte solches, wo nicht vermehren, doch wenigstens gern erhalten. Wer einmal auf eine Frage eine befriedigende Antwort gegeben, möchte solche gern niemals schuldig bleiben. Da ist keine Fratze so ungereimt, keine Posse so possenhaft, zu der man nicht seine Zuflucht nimmt, keine Fabel so vernunftlos, die man der Einfalt nicht einzubilden suchet, um nur auf jedes Warum? alsofort mit einem Darum zur Hand sein zu können. Unaussprechlich bitter wird das Wort: Ich weiß nicht! wenn man sich erst als ein Vielwissender, oder gar Alleswissender angekündigt hat, insbesondere, wenn Stand und Amt und Würde von uns zu fordern scheine, daß wir wissen sollen. Ach! wie Manchem mag das Herz schlagen, wenn er jetzt auf dem Punkte ist, Gewicht und Ansehen zu verlieren, oder an der Wahrheit zum Verräther zu werden; und wie Wenige besitzen die Klugheit des Sokrates, selbst in den Fällen, wo man etwas mehr weiß als sein Nächster, immer noch die erste Antwort sein zu lassen: Ich weiß nichts! damit man sich selbst Verlegenheit erspare, und auf den Fall, da ein solches Bekenntniß nöthig sein würde, die Selbstdemüthigung zum Voraus leichter gemacht habe.

Indessen sieht man, wie hieraus Thierdienst und Bilderdienst, Götzen- und Menschendienst, Fabeln und Mährchen entstehen können; und wenn ich Dieses schon nicht für die einzige Quelle der Mythologie ausgebe, so glaube ich doch, daß es zur Entstehung und Fortpflanzung aller dieser Albernheiten sehr Viel hat beitragen können. Insbesondere läßt sich hieraus eine Bemerkung erklären, die Hr. Pr. Meiners irgendwo in seinen Schriften gemacht hat. Er will durchgehends bemerkt haben, daß bei den ursprünglichen Nationen, solchen nämlich, die sich selbst gebildet, und ihre Cultur keiner andern Nation

zu verdanken haben, mehr Thierdienst als Menschendienst im Schwange gewesen, ja leblose Dinge weit eher als Menschen göttlich verehrt und angebetet worden seien. Ich setze die Richtigkeit der Bemerkung voraus, und lasse den philosophischen Geschichtsforscher dafür die Gewähr leisten. Ich will versuchen sie zu erklären!

Wenn die Menschen die Dinge selbst, oder ihre Bildnisse und Umrisse Zeichen der Begriffe sein lassen, so können sie zu Bezeichnung moralischer Eigenschaften keine Dinge bequemer und bedeutender finden, als die Thiere. Die Ursachen sind eben dieselben, die mein Freund Lessing in seiner Abhandlung von der Fabel, angibt, warum Aesop die Thiere zu seinen handelnden Wesen in der Apologue gewählt hat. Jedes Thier hat seinen bestimmten, auszeichnenden Charakter, und kündigt sich dem ersten Anblicke gleich von dieser Seite an, indem die ganze Bildung desselben mehrentheils auf dieses eigenthümliche Unterscheidungszeichen hinweiset. Dieses Thier ist behende, jenes scharfsichtig; dieses stark, jenes gelassen; dieses treu, und den Menschen ergeben, jenes falsch, oder liebt die Freiheit u. s. w. Ja die leblosen Dinge selbst haben in ihrem Aeußern mehr Bestimmtheit, als der Mensch dem Menschen. Dieser sagt, dem ersten Anblicke nach, nichts, oder vielmehr Alles. Er besitzt diese Eigenschaften alle, schließt keine derselben wenigstens völlig aus, und das Mehr oder Weniger davon zeigt er nicht sogleich an der Oberfläche. Sein unterscheidender Charakter fällt also nicht in die Augen, und er ist zu Bezeichnung moralischer Begriffe und Eigenschaften das unbequemste Ding in der Natur.

Noch jetzt können in den bildenden Künsten die Personen der Götter und Helden nicht besser angedeutet werden, als vermittelst der thierischen oder leblosen Bilder, die man ihnen zugesellt. Ist schon eine Minerva von einer Juno der Bildung nach unterschieden, so zeichnen sie sich gleichwol durch die thierischen Merkmale, die ihnen zugegeben werden, weit besser aus. Auch der Dichter, wenn er von sittlichen Eigenschaften in Metaphern und Allegorien reden will, nimmt mehrentheils seine Zuflucht zu den Thieren. Löwe, Tiger, Adler, Stier, Fuchs, Hund, Bär, Wurm, Taube, alles Dieses spricht, und die Bedeutung springt in die Augen. Daher wird man zuerst auch die Eigenschaften des Anbetungswürdigsten durch dergleichen

Zeichen haben anzudeuten und sinnlich zu machen gesuche. In der Nothwendigkeit, diese abgezogensten Begriffe an sinnliche Dinge zu heften, und an solche sinnliche Dinge, die am wenigsten vieldeutig sind, wird man thierische Bilder haben wählen, oder aus ihnen welche zusammensetzen müssen. Und wir haben gesehen, wie ein so unschuldiges Ding, eine bloße Schriftart, in den Händen der Menschen gar bald ausarten, und in Abgötterei übergehen kann. Natürlich also wird alle ursprüngliche Abgötterei mehr Thierdienst, als Menschendienst sein. Menschen konnten zur Bezeichnung göttlicher Eigenschaften gar nicht gebraucht werden, und die Vergötterung derselben mußte von einer ganz andern Seite kommen. Es mußten etwan Helden und Eroberer, oder Weise, Gesetzgeber und Propheten aus einer glücklichen und früher gebildeten Weltgegend herüber gekommen sein, und sich durch außerordentliche Talente so hervorgethan, so erhaben gezeigt haben, daß man sie als Boten der Gottheit, oder als die Gottheit selbst verehrte. Daß Dieses aber weit füglicher bei Nationen eintreffen kann, die ihre Cultur nicht sich selbst, sondern Andern zu verdanken haben, läßt sich leicht begreifen, weil, wie das gemeine Sprichwort lautet, ein Prophet in seiner Heimat selten zu außerordentlichem Ansehen gelanget. — Und sonach wäre die Bemerkung des Herrn Meiners, eine Art von Bestätigung für meine Hypothese, daß das Bedürfniß der Schriftzeichen die erste Veranlassung zur Abgötterei gewesen.

Bei Beurtheilung der Religionsbegriffe einer sonst noch unbekannten Nation muß man sich, aus eben der Ursache, hüten, nicht Alles mit eigenen heimischen Augen zu sehen, um nicht Götzendienst zu nennen, was im Grunde vielleicht nur Schrift ist. Man stelle sich vor, ein zweiter Omhya, der von dem Geheimniß der Schreibekunst nichts wüßte, würde plötzlich, ohne sich nach und nach an unsere Ideen zu gewöhnen, aus seinem Welttheile in irgend einen der bilderfreiesten Tempel von Europa — um das Beispiel auffallender zu machen — in den Tempel der Providenz versetzt. Er fände Alles leer von Bildern und Verzierung; nur dort auf der weißen Wand einige schwarze Züge*) die vielleicht das Ungefähr dahin

*) Die Worte: Gott, allweise, allmächtig, allgütig, belohnt das Gute.

gestrichen. Doch nein! die ganze Gemeine schauet auf diese Züge mit Ehrfurcht, faltet die Hände zu ihnen, richtet zu ihnen die Anbetung. Nun führet ihn eben so schnell und eben so plötzlich nach Otahiti zurück, und lasset ihn seinen neugierigen Landesleuten von den Religionsbegriffen des D. Philantropins Bericht abstatten. Werden sie den abgeschmackten Aberglauben ihrer Mitmenschen nicht zugleich belachen und bedauern, die so tief gesunken sind, schwarzen Zügen auf weißem Grunde göttliche Ehre zu erzeigen? — Aehnliche Fehler mögen unsere Reisenden sehr oft begehen, wenn sie uns von der Religion entfernter Völker Nachricht ertheilen. Sie müssen sich die Gedanken und Meinungen einer Nation sehr genau bekannt machen, bevor sie mit Zuverlässigkeit sagen können, ob die Bilder bei ihr noch den Geist der Schrift haben, oder schon in Abgötterei ausgeartet sind. Die Eroberer Jerusalems fanden bei Plünderung des Tempels die Cherubim auf der Lade des Bundes, und hielten sie für die Götzenbilder der Juden. Sie sahen Alles mit barbarischen Augen, und aus ihrem Gesichtspunkte. Ein Bild der göttlichen Vorsehung und obwaltenden Gnade nahmen sie, ihrer Sitte nach, für Bild der Gottheit, für Gottheit selber, und freuten sich ihrer Entdeckung. So lachen die Leser noch jetzt über die indianischen Weltweisen, die dieses Weltall von Elephanten tragen lassen; die Elephanten auf eine große Schildkröte stellen, diese von einem ungeheuren Bären halten, und den Bären auf einer unermeßlichen Schlange ruhen lassen. Die guten Leute haben wohl an die Frage nicht gedacht: Worauf ruhet denn die unermeßliche Schlange?

Nun leset in der Schasta der Gentoos selbst die Stelle, in welcher ein Sinnbild dieser Art beschrieben wird, das wahrscheinlicher Weise zu dieser Sage Gelegenheit gegeben hat. Ich entlehne sie aus dem zweiten Theile der Nachrichten von Bengalen und dem Kaiserthume Indostan von J. Z. Hollwell, der sich in den heiligen Büchern der Gentoos hat unterrichten lassen, und im Stande war mit den Augen eines eingeborenen Braminen zu sehen. So lauten die Worte im achten Abschnitte:

„Modu und Kptu (zwei Ungeheuer, Zwietracht und Aufruhr), waren überwunden, und nun trat der Ewige aus der Unsichbarkeit hervor, und Glorie umgab ihn von allen Seiten."

„Der Ewige ſprach: Du Birma (Schöpfungskraft)! erſchaffe und bilde alle Dinge der neuen Schöpfung mit dem Geiſte, den ich dir einhauche. — Und du, Biſtnu (Erhaltungskraft)! beſchütze und erhalte die erſchaffenen Dinge und Formen, nach meiner Vorſchrift. — Und du, Sie, (Zerſtörung, Umbildung) verwandle die Dinge der neuen Schöpfung, und bilde ſie um, mit der Kraft, die ich dir verleihen werde.“

„Birma, Biſtnu und Sie vernahmen die Worte des Ewigen, bückten ſich und bezeigten Gehorſam.“

„Alſofort ſchwamm Birma auf die Oberfläche des Johala (Meerestiefe), und die Kinder Modu und Kytu flohen und verſchwanden, als er erſchien.“

„Als durch den Geiſt des Birma die Bewegungen der Tiefen ſich legten, verwandelte ſich Biſtnu in einen mächtigen Bären (Zeichen der Stärke bei den Gentoos, weil er in Verhältniß ſeiner Größe das ſtärkſte Thier iſt), ſtieg hinab in die Tiefen des Johala, und zog mit ſeinen Hauern Murto (die Erde) ans Licht. — Sodann entſprangen aus ihm freiwillig eine mächtige Schildkröte (Zeichen der Beſtändigkeit bei den Gentoos) und eine mächtige Schlange (derſelben Zeichen der Weisheit). Und Biſtnu richtete die Erde auf dem Rücken der Schildkröte auf, und ſetzte Murto auf das Haupt der Schlange u. ſ. w.“

Alles Dieſes findet man bei ihnen auch in Bildern vorgeſtellt, und man ſieht, wie leicht ſolche Sinnbilder und Bilderſchrift zu Irrthümern verleiten können.

Die Geſchichte der Menſchheit hat wirklich, wie bekannt, einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten zurückgelegt, in welchen ein wirklicher Götzendienſt faſt auf dem ganzen Erdboden zur herrſchenden Religion geworden. Die Bilder hatten ihren Werth als Zeichen verloren. Der Geiſt der Wahrheit, der in ihnen aufbewahrt werden ſollte, war verduftet, und das ſchale Vehiculum, das zurückblieb, in verderblichen Gift verwandelt. Die Begriffe von der Gottheit, die in den Volksreligionen ſich noch erhielten, waren von Aberglauben ſo entſtellt, von Heuchelei und Pfaffenliſt ſo verderbt, daß man mit Grunde zweifeln konnte: ob nicht Ohngötterei der menſchlichen Glückſeligkeit weniger ſchädlich, ob ſo zu ſagen, die Gottloſigkeit ſelbſt nicht weniger gottlos ſei, als eine ſolche Religion. Menſchen, Thiere,

Pflanzen, die scheußlichsten und verächtlichsten Dinge in der Natur wurden angebetet und als Gottheiten verehrt, oder vielmehr als Gottheiten gefürchtet. Denn von der Gottheit hatten die öffentlichen Volksreligionen der damaligen Zeiten keinen andern Begriff, als von einem furchtbaren Wesen, das uns Erdbewohnern an Macht überlegen, leicht zum Zorne zu reizen, und schwer zu versöhnen ist. Zur Schmach des menschlichen Verstandes und Herzens wußte der Aberglaube die unverträglichsten Begriffe mit einander zu verbinden, Menschenopfer und Thierdienst neben einander gelten zu lassen. In den prächtigsten, nach allen Regeln der Kunst erbauten und ausgezierten Tempeln, sah man, wie Plutarch sich ausdrückt, zur Schande der Vernunft, sich nach der Gottheit um, die hier angebetet würde, und fand auf dem Altare eine scheußliche Meerkatze; und diesem Unthiere wurden blühende Jünglinge und Mädchen geschlachtet. So tief hatte die Abgötterei die menschliche Natur erniedriget! Man schlachtete Menschen, wie der Prophet in einer emphatischen Antithese sich ausdrückt, man schlachtete Menschen, um sie dem angebeteten Viehe zu opfern.

Hier und da wagten es zuweilen die Philosophen, sich dem allgemeinen Verderbnisse zu widersetzen, und öffentlich, oder durch geheime Anstalten, die Begriffe zu reinigen und aufzuklären. Sie versuchten es, den Bildern ihre alte Bedeutung wieder zu geben, oder auch neue unterzulegen, und dadurch dem todten Leichnam gleichsam seinen Geist wieder einzuhauchen. Aber vergeblich! Auf die Religion des Volks hatten ihre vernünftigen Erklärungen keinen Einfluß. So gierig der ungebildete Mensch nach Erklärung zu sein scheint, so unzufrieden ist er, wenn sie ihm in ihrer wahren Einfalt gegeben wird. Was ihm verständlich ist, wird ihm gar bald zum Ueberdrusse, und verächtlich, und er geht immer nach neuen, geheimnißvollen, unerklärbaren Dingen aus, die er mit verdoppeltem Wohlgefallen beherziget. Seine Wißbegier will immer gespannt, niemals befriediget sein. Der öffentliche Vortrag fand also bei den größten Haufen kein Gehör, oder vielmehr von Seiten des Aberglaubens und der Heuchelei den hartnäckigsten Widerstand, und empfing seinen gewöhnlichen Lohn, Verachtung, oder Haß und Verfolgung. Die geheimen Anstalten und Vorkehrungen,

in welchen die Rechte der Wahrheit einigermaßen aufrecht erhalten werden sollten, gingen zum Theil selbst den Weg der Corruption, und wurden zu Pflanzschulen alles Aberglaubens, aller Laster und aller Abscheulichkeiten. — Eine gewisse Schule der Weltweisen faßte den kühnen Gedanken, die abgesonderten Begriffe der Menschen von allem Bildlichen und Bildähnlichen zu entfernen, und an solche Schriftzeichen zu binden, die ihrer Natur nach, für nichts Anders genommen werden können; an Zahlen. Da die Zahlen an und für sich selbst nichts vorstellen, mit keinem sinnlichen Eindrucke in natürlicher Verbindung stehen, so sollte man glauben, sie wären keiner Mißdeutung fähig; man müßte sie für willkührliche Schriftzeichen der Begriffe nehmen, oder als unverständlich dahin gestellt sein lassen. Hier, sollte man meinen, kann der roheste Verstand nicht Zeichen mit Sachen verwechseln, und aller Mißbrauch wäre durch diesen feinen Kunstgriff verhütet. Wem die Zahlen nicht verständlich sind, Dem sind sie leere Figuren. Wen sie nicht aufklären, Den können sie wenigstens nicht verführen.

So konnte sich der große Stifter dieser Schule bereden. Allein gar bald ging in dieser Schule selbst der Unverstand seinen alten Gang. Unzufrieden mit Dem, was man so verständlich, so begreiflich fand, suchte man in den Zahlen selbst eine geheime Kraft, in den Zeichen abermals eine unerklärbare Realität, wodurch abermals ihr Werth als Zeichen verloren ging. Man glaubte, oder machte wenigstens andere glauben, daß in diesen Zahlen alle Geheimnisse der Natur und der Gottheit verborgen lägen, schrieb ihnen wunderthätige Kraft zu, und wollte durch und vermittelst derselben nicht nur die Neu- und Wißbegierde der Menschen, sondern ihre ganze Eitelkeit, ihr Streben nach hohen unerreichbaren Dingen, ihren Vorwitz und ihre Habsucht, ihren Geiz und ihren Wahnsinn befriedigen. Mit einem Worte, die Thorheit hatte abermals die Anschläge der Weisheit vereitelt, und Das wieder vernichtet, oder gar zu ihrem Gebrauche verwendet, was diese zu besserem Endzwecke angeschafft hatte.

Und nun bin ich im Stande meine Vermuthung von der Bestimmung des Ceremonialgesetzes im Judenthume deutlicher zu machen. — Die Stammväter unserer Nation, Abraham, Isaak und Jacob, sind dem Ewigen treu geblieben, und haben

lautere, von aller Abgötterei entfernte Religionsbegriffe bei ihren Familien und Nachkommen zu erhalten gesucht. Und nun waren diese ihre Nachkommen von der Vorsehung ausersehen, eine priesterliche Nation zu sein; das ist, eine Nation, die durch ihre Einrichtung und Verfassung, durch ihre Gesetze, Handlungen, Schicksale und Veränderungen immer auf gesunde unverfälschte Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften hinweise, solche unter den Nationen gleichsam durch ihr bloßes Dasein unaufhörlich lehre, rufe, predige und zu erhalten suche. Sie lebten unter Barbaren und Götzendienern im äußersten Druck und das Elend hatte sie beinahe gegen die Wahrheit so fühllos gemacht, als ihre Unterdrücker der Uebermuth. Gott befreite sie aus diesem sclavischen Zustande durch außerordentliche Wunderthaten, ward der Erretter, Anführer, König, Gesetzgeber und Gesetzverweser dieser von ihm gebildeten Nation, und legte ihre ganze Verfassung so an, wie es die weisen Absichten seiner Vorsehung erforderten. Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen, ich bin in das Heiligthum Gottes gekommen, habe seinen Plan ganz übersehen, weiß seine Absichten, Maß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Aber erlaubt ist dem bescheidenen Forscher zu muthmaßen, aus dem Erfolge zu schließen, wenn er nur beständig eingedenk ist, das er nichts als vermuthen kann.

Wir haben gesehen, was für Schwierigkeiten es hat, die abgesonderten Begriffe der Religion unter den Menschen durch fortdauernde Zeichen zu erhalten. Bilder und Bilderschrift führen zu Aberglauben und Götzendienst, und unsere alphabetische Schreiberei macht den Menschen zu speculativ. Sie legt die symbolische Erkenntniß der Dinge und ihrer Verhältnisse gar zu offen auf der Oberfläche aus, überhebt uns der Mühe des Eindringens und Forschens, und macht zwischen Lehre und Leben eine gar zu weite Trennung. Diesen Mängeln abzuhelfen, gab der Gesetzgeber dieser Nation das Ceremonialgesetz. Mit dem alltäglichen Thun und Lassen der Menschen sollten religiöse und sittliche Erkenntnisse verbunden sein. Das Gesetz trieb sie zwar nicht zum Nachdenken an, schrieb ihnen bloß Handlungen, bloß Thun und Lassen vor. Die große Maxime dieser Verfassung scheint gewesen zu sein: Die Menschen müssen zu Handlungen getrieben und zum Nachdenken nur

veranlaßt werden. Daher jede dieſer vorgeſchriebenen Handlungen, jeder Gebrauch, jede Ceremonie ihre Bedeutung, ihren gediegenen Sinn hatte, mit der ſpeculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genauer Verbindung ſtand, und dem Wahrheitsforſcher eine Veranlaſſung war, über jene geheiligten Dinge ſelbſt nachzudenken, oder von weiſen Männern Unterricht einzuholen. Die zur Glückſeligkeit der Nation ſowol als der einzelnen Glieder derſelben nützlichen Wahrheiten ſollten von allem Bildlichen äußerſt entfernt ſein; denn Dieſes war Hauptzweck und Grundgeſetz der Verfaſſung. An Handlungen und Verrichtungen ſollten ſie gebunden ſein, und dieſe ihnen ſtatt der Zeichen dienen, ohne welche ſie ſich nicht erhalten laſſen. Die Handlungen der Menſchen ſind vorübergehend, haben nichts Bleibendes, nichts Fortdauerndes, das, ſo wie die Bilderſchrift, durch Mißbrauch oder Mißverſtand zur Abgötterei führen kann. Sie haben aber auch den Vorzug vor Buchſtabenzeichen, daß ſie den Menſchen nicht iſoliren, nicht zum einſamen, über Schriften und Bücher brütenden Geſchöpfe machen. Sie treiben vielmehr zum Umgange, zur Nachahmung und zum mündlichen, lebendigen Unterricht. Daher waren der geſchriebenen Geſetze nur wenig, und auch dieſe ohne mündlichen Unterricht und Ueberlieferung nicht ganz verſtändlich, und es war verboten, über dieſelben mehr zu ſchreiben. Die ungeſchriebenen Geſetze aber, die mündliche Ueberlieferung, der lebendige Unterricht von Menſch zu Menſch, vom Mund ins Herz, ſollte erklären, erweitern, einſchränken und näher beſtimmen, was in dem geſchriebenen Geſetze, aus weiſen Abſichten und mit weiſer Mäßigung, unbeſtimmt geblieben iſt. In Allem, was der Jüngling thun ſah, in allen öffentlichen ſowol als Privatverhandlungen, an allen Thoren und an allen Thürpfoſten, wohin er die Augen oder die Ohren wendete, fand er Veranlaſſung zum Forſchen und Nachdenken, Veranlaſſung, einem ältere und weiſeren Manne auf allen ſeinen Tritten zu folgen, ſeine kleinſten Handlungen und Verrichtungen mit kindlicher Sorgfalt zu beobachten, mit kindlicher Gelehrigkeit nachzuahmen, nach dem Geiſte und der Abſicht dieſer Verrichtungen zu forſchen, und den Unterricht einzuholen, deſſen ſein Meiſter ihn fähig und empfänglich hielt. So war Lehre und Leben, Weisheit und Thätigkeit, Speculation und Umgang auf das Innigſte

verbunden, oder so sollte es vielmehr, der ersten Einrichtung und Absicht des Gesetzgebers nach, sein; aber unerforschlich sind die Wege Gottes! auch hier ging es, nach einer kurzen Periode, den Weg des Verderbnisses. Nicht lange, so war auch dieser glänzende Zirkel durchlaufen, und die Sachen kamen wieder nicht weit von der Tiefe zurück, von welcher sie ausgegangen waren, wie leider! seit vielen Jahrhunderten am Tage liegt.

Schon in den ersten Tagen der so wundervollen Gesetzgebung fiel die Nation in den sündlichen Wahn der Aegyptier zurück, und verlangte ein Thierbild; ihrem Vorgeben nach, wie es scheint, nicht eigentlich als eine Gottheit zum Anbeten; hierin würde der Hoheprieſter und Bruder des Gesetzgebers nicht gewillfahrt haben, und wenn sein Leben noch so sehr in Gefahr gewesen wäre. — Sie sprachen bloß von einem göttlichen Wesen, das sie anführen und die Stelle Moses vertreten sollte, von dem sie glaubten, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aron vermochte dem Andringen des Volkes nicht länger zu widerstehen, goß ihnen ein Kalb, und um sie bei dem Vorsatze festzuhalten, dieses Bild nicht, sondern den Ewigen allein göttlich zu verehren, rief er: Morgen sei dem Ewigen zu Ehren ein Fest! Aber am Festtage, beim Tanz und Schmause, ließ der Pöbel ganz andere Worte hören: Dieses sind deine Götter, Israel! die dich aus Aegypten geführt haben! Nun war das Fundamentalgesetz übertreten, das Band der Nation aufgelöset. Vernünftige Vorstellungen fruchten selten bei einem aufgewiegelten Pöbel, wenn die Unordnung erst eingerissen, und man weiß, zu welchen harten Maßregeln der göttliche Gesetzgeber sich hat entschließen müssen, das aufrührische Gesindel wieder zum Gehorsam zu bringen. Es verdient indessen angemerkt und bewundert zu werden, was die Vorsehung Gottes aus diesem unglücklichen Vorfalle selbst für Vortheil zu ziehen, zu welcher erhabenen und ganz ihrer würdigen Absicht sie ihn anzuwenden gewußt hat.

Ich habe bereits oben angeführt, daß das Heidenthum von der Macht der Gottheit noch erträglichere Begriffe gehabt, als von ihrer Güte. Der gemeine Mann hält Güte und Leichtversöhnlichkeit für Schwachheit. Er beneidet jeden um den mindesten Vorzug an Macht, Reichthum, Schönheit, Ehre u. s. w., nur nicht um den Vorzug an Gütigkeit. Und wie

kann er auch Dieses, da es doch größtentheils nur von ihm selbst abhängt, den Grad von Sanftmuth zu erlangen, den er beneidenswerth findet? Es gehört Nachsinnen dazu, wenn wir begreifen sollen, daß Haß und Rachsucht, Neid und Grausamkeit, im Grunde nichts Anderes als Schwachheit, lediglich Wirkungen der Furcht sind. Furcht, mit zufälliger, unsicherer Ueberlegenheit verbunden, ist die Mutter aller dieser barbarischen Gesinnungen. Nur die Furcht macht grausam und unversöhnlich. Wer sich seiner Ueberlegenheit mit Sicherheit bewußt ist, findet weit größere Glückseligkeit in Nachsicht und Verzeihung.

Hat man erst Dieses einsehen gelernt, so kann man nicht länger Anstand nehmen, Liebe für einen wenigstens eben so erhabenen Vorzug zu halten als Macht, und dem allerhöchsten Wesen, dem man Allmacht zuschreibt, auch Allgütigkeit zuzutrauen, den Gott der Stärke auch für den Gott der Liebe zu erkennen. Aber wie weit war das Heidenthum von dieser Verfeinerung entfernt! Ihr findet in ihrer ganzen Götterlehre, in allen Gedichten und andern Ueberbleibseln der früheren Zeit keine Spur, daß sie irgend einer ihrer Gottheiten auch Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschenkinder zugeschrieben hätten. „Sowol das Volk," sagt Herr Meiners *) von dem weisesten Staate der Griechen, „sowol das Volk, als der größte Theil seiner tapfersten Heerführer und weisesten Staatsmänner, hielten die Götter, die sie anbeteten, zwar für Wesen, die mächtiger als Menschen wären, die aber mit ihnen einerlei Bedürfnisse, Leidenschaften, Schwachheiten und sogar Laster hätten. — Alle Götter schienen den Athenienſern, so wie den übrigen Griechen, so bösartig, daß sie sich einbildeten, ein außerordentliches oder lange dauerndes Glück ziehe den Zorn und die Mißgunst der Götter auf sich, und werde durch ihre Veranstaltungen über den Haufen geworfen. Sie dachten sich ferner eben diese Götter so reizbar, daß sie alle Unglücksfälle für göttliche Strafen ansahen, die ihnen nicht um allgemeiner Sittenverderbniß, oder einzelner großen Verbrechen willen, sondern wegen unbedeutender, meistens unwillkührlicher Nachlässigkeiten bei gewissen Gebräuchen und Feierlichkeiten zugeschickt wurden." Im Homer selbst, in dieser

*) Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, 2. Band. S. 77.

sanften, liebevollen Seele, war der Gedanke noch nicht aufgeblüht, daß die Götter aus Liebe verzeihen, daß sie ohne Wohlwollen in ihrem himmlischen Wohnsitze nicht selig sein würden.

Und nun sehe man, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber der Israeliten sich ihrer schrecklichen Vergehung gegen die Majestät bedient, um eine so wichtige Lehre dem menschlichen Geschlechte bekannt zu machen, und ihm eine Quelle des Trostes zu eröffnen, aus welcher wir noch jetzt schöpfen und uns erquicken. — Welch erhabene und schauervolle Vorbereitung! Der Aufruhr war gedämpft, die Sünder zur Erkenntniß ihres sträflichen Vergehens gebracht, die Nation in Bestürzung, und der Gesandte Gottes, Moses selbst, ließ fast den Muth sinken: „Ach, Herr! so lange Dein Unwille sich nicht legt, laß uns nicht von dannen ziehen! Wodurch sollte wol erkannt werden, daß ich und Deine Nation Wohlgewogenheit in Deinen Augen gefunden? Ist es nicht, wenn Du mit uns gehest? Nur dadurch werden wir uns, ich und Deine Nation, von jeder andern unterscheiden, welche auf dem Erdboden ist."

„Gott. Auch darin will ich Dir willfahren; denn Du hast Gnade gefunden in meinen Augen, und ich habe Dich namentlich zu meinem Liebling ausersehen."

„Moses. Durch diese trostreichen Worte aufgerichtet, wage ich noch eine kühnere Bitte! Ach, Herr! laß mich Deine Herrlichkeit schauen!"

„Gott. Ich will meine Allgütigkeit vor Dir vorüberziehen lassen *), und mit dem Namen des Ewigen Dir bekannt machen, welchergestalt ich gewogen bin, dem ich gewogen bin, und mich erbarme, dessen ich mich erbarme. — Meine Erscheinung sollst Du von hinten nachschauen; denn mein Antlitz kann nicht gesehen werden." — Darauf zog die Erscheinung vor Mose vorüber, und ließ eine Stimme hören: „Der Herr (ist, war und wird sein), ewiges Wesen, allmächtig, allbarmherzig und allgnädig; langmüthig, von großer Huld und Treue; der seine Huld dem tausendsten

*) Welch großer Sinn! Du willst meine ganze Herrlichkeit schauen; ich werde meine Güte vorüberziehen lassen. — Du wirst sie hinten nach erkennen. Von vorne her ist sie sterblichen Augen nicht sichtbar.

Geschlechte noch aufbehält; der Missethat, Sünde und Abfall verzeihet; aber nichts ohne Ahndung hingehen läßt!"*) — Wer ist so abgehärteten Sinnes, daß er Dieses mit trockenen Augen lese; wer so unmenschlichen Herzens, daß er seinen Bruder noch hassen, gegen seinen Bruder unversöhnlich bleiben kann?

Zwar spricht der Ewige, daß er nichts ohne Ahndung wolle hingehen lassen, und es ist bekannt, daß diese Worte schon zu mancherlei Mißverstand und Mißdeutung Gelegenheit gegeben. Wenn sie aber das Vorige nicht völlig wieder aufheben sollen, so führen sie unmittelbar auf den großen Gedanken, den unsere Rabbinen darin gefunden, daß auch Dieses eine Eigenschaft der göttlichen Liebe sei, dem Menschen nichts ohne alle Ahndung hingehen zu lassen.

Ein verehrungswürdiger Freund, mit dem ich mich einst in Religionssachen unterhielt, legte mir die Frage vor, ob ich nicht wünschte, durch eine unmittelbare Offenbarung die Versicherung zu haben, daß ich in der Zukunft nicht elend sein würde? Wir stimmten beide darin überein, daß ich keine ewige Höllenstrafe zu fürchten hätte; denn Gott kann keines seiner Geschöpfe unaufhörlich elend sein lassen. So kann auch kein Geschöpf durch seine Handlungen die Strafe verdienen, ewig elend zu sein. Daß die Strafe für die Sünde der beleidigten Majestät Gottes angemessen, und also unendlich sein müsse, diese Hypothese hatte mein Freund, mit vielen großen Männern seiner Kirche, längst aufgegeben, und hierüber hatten wir uns nicht mehr zu streiten. Der nur zur Hälfte richtige Begriff von Pflichten gegen Gott hat den eben so schwankenden Begriff von Beleidigung der Majestät Gottes veranlaßt, und dieser, im buchstäblichen Verstande genommen, jene unstatthafte Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen zur Welt gebracht, deren fernerer Mißbrauch nicht viel weniger Menschen in diesem Leben wirklich elend gemacht, als sie der Theorie nach, in jener Zukunft unglückselig macht. Mein philosophischer Freund kam mit mir darin überein, daß Gott den Menschen erschaffen zu seiner, d. i. des Menschen,

*) II. B. M. C. 33. V. 15. u. f. nach meiner mit hebräischen Lettern erschienenen Uebersetzung.

Glückseligkeit, und daß er ihm Gesetze gegeben zu seiner, d. i. des Menschen, Glückseligkeit. Wenn die mindeste Uebertretung dieser Gesetze nach Verhältniß der Majestät des Gesetzgebers bestraft werden, und also ewiges Elend zur Folge haben soll, so hat Gott diese Gesetze dem Menschen zum Verderben gegeben. Ohne diese Gesetze eines so unendlich erhabenen Wesens würde der Mensch nicht haben ewig elend sein dürfen. O, wenn die Menschen, ohne göttliche Gesetze, weniger elend sein könnten, wer zweifelt daran, daß sie Gott mit dem Feuer seiner Gesetze verschont haben würde, da es sie so unwiederbringlich verzehren muß? — Dieses vorausgesetzt, wurde die Frage meines Freundes näher bestimmt, ob ich nicht wünschen müßte, durch eine Offenbarung versichert zu sein, daß ich im zukünftigen Leben auch vom endlichen Elende befreit sein werde?

Nein, antwortete ich; dieses Elend kann nichts Anderes, als eine wohlverdiente Züchtigung sein, und ich will in der väterlichen Haushaltung Gottes die Züchtigung gerne leiden, die ich verdiene.

Wie aber, wenn der Allbarmherzige den Menschen auch die wohlverdiente Strafe erlassen wolle?

Er wird es sicherlich thun, sobald die Strafe zur Besserung des Menschen nicht mehr unentbehrlich sein wird. Hiervon überführt zu sein, bedarf ich keiner unmittelbaren Offenbarung. Wenn ich die Gesetze Gottes übertrete, so macht das moralische Uebel mich unglückselig, und die Gerechtigkeit Gottes, d. i. seine allweise Liebe, sucht mich durch physisches Elend zur sittlichen Besserung zu leiten. Sobald dieses physische Elend, die Strafe für die Sünde, zu meiner Sinnesänderung nicht mehr unentbehrlich ist, bin ich, ohne Offenbarung, so gewiß als von meinem eigenen Dasein überführt, daß mein Vater mir die Strafe erlassen werde. — Und im Gegenfalle, wenn diese Strafe zu meiner moralischen Besserung noch nützlich ist, wünsche ich auf keine Weise davon befreit zu werden. In dem Staate dieses väterlichen Regenten leidet der Uebertreter keine andere Strafe, als die er selbst zu leiden wünschen muß, wenn er die Wirkung und Folgen davon in ihrem wahren Lichte sehen könnte.

Kann aber, versetzte mein Freund, kann Gott nicht gut

finden, den Menschen Andern zum Beispiele leiden zu lassen, und ist die Befreiung von dieser exemplarischen Strafe nicht wünschenswerth?

Nein, erwiderte ich. In dem Staate Gottes leidet kein Individuum bloß Andern zum Besten. Wenn Dieses geschehen soll, so muß diese Aufopferung zum Besten Anderer dem Leidenden selbst einen höhern sittlichen Werth geben, so muß es, in Absicht auf den innern Zuwachs seiner Vollkommenheit, ihm selbst wichtig sein, durch seine Leiden so viel Gutes befördert zu haben. Und wenn Dieses ist, so kann ich einen solchen Zustand nicht fürchten, so kann ich keine Offenbarung wünschen, daß ich niemals in diesen Zustand des großmüthigen, meine Mitgeschöpfe und mich selbst beglückenden Wohlwollens versetzt werden sollte. Was ich zu fürchten habe, ist die Sünde selbst. Habe ich die Sünde begangen, so ist die göttliche Strafe eine Wohlthat für mich, eine Wirkung seiner väterlichen Allbarmherzigkeit. So bald sie aufhört, Wohlthat für mich zu sein, so bin ich versichert, sie wird mir erlassen. Kann ich wünschen, daß mein Vater seine züchtigende Hand von mir abwende, bevor sie gewirkt, was sie hat wirken sollen? Wenn ich bitte, daß mir Gott ein Vergehen soll ohne alle Ahndung hingehen lassen, weiß ich wol selbst was ich bitte? Ach! sicherlich, auch Dieses ist eine Eigenschaft der unendlichen Liebe Gottes, daß er kein Vergehen der Menschen ohne alle Ahndung hingehen läßt! — Sicherlich

Allmacht ist nur Gottes;
Und Dein ist auch die Liebe, Herr!
Wenn Jedem Du nach seinem Thun vergeltest.
(Ps. 62, 12. 13.)

Daß die Lehre von der Barmherzigkeit Gottes bei dieser wichtigen Veranlassung zuerst der Nation durch Mosen bekannt gemacht worden sei, bezeugt selbst der Psalmist ausdrücklich an einem andern Orte, wo er dieselben Worte aus der Schrift Moses anführt, von welchen hier die Rede ist:

Mosen zeigt er seine Wege,
Den Israeliten sein Thun.
Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig,
Langmüthig und von großer Güte.

Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.
Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden;
Vergilt uns nicht nach unsrer Missethat.
So hoch der Himmel ist über der Erde,
Waltet seine Liebe über seine Verehrer.
So fern der Morgen ist vom Abend,
Entfernt er von uns unsere Schuld.
Wie Väter ihrer Kinder sich erbarmen,
Erbarmt der Herr sich seiner Verehrer;
Denn er kennet unsere Bildung;
Ist eingedenk, daß wir nur Staub sind, u. s. w.*)
(Ps. 103.)

Nunmehr kann ich meine Begriffe vom Judenthume der vorigen Zeit kurz zusammenfassen und in einen Gesichtspunkt vereinigen. Das Judenthum bestand oder sollte, der Absicht des Stifters nach, bestehen, in

1) Religionslehren und Sätzen, oder ewigen Wahrheiten von Gott, und seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche der Mensch nicht aufgeklärt und glücklich sein kann. Diese sind nicht dem Glauben der Nation, unter Androhung ewiger oder zeitlicher Strafen, aufgedrungen; sondern, der Natur und Evidenz ewiger Wahrheit gemäß, zur vernünftigen Erkenntniß empfohlen worden. Sie durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, durch Wort und Schrift, die nur jetzt, nur hier verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbart, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist. Daher singt der öfters angeführte Sänger:

Die Himmel erzählen die Majestät Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste.
Ein Tag strömt diese Lehr' dem andern zu,
Und Nacht gibt Unterricht der Nacht.
Keine Lehre, keine Worte,
Deren Stimme nicht vernommen werde.
Ueber den ganzen Erdball tönet ihre Saite,
Ihr Vortrag dringet bis an der Erden Ende,
Dorthin, wo er der Sonn' ihr Zelt aufschlug u. s. w.

*) Dieser ganze Psalm ist überhaupt von äußerst wichtigem Inhalte. Leser, denen daran gelegen ist, werden wohl thun, ihn ganz mit Aufmerk-

Ihre Wirkung ist so allgemein, als der wohlthätige Einfluß der Sonne, der, indem sie ihren Kreislauf durcheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet; wie derselbe Sänger sich an einem andern Orte noch deutlicher erklärt:

Vom Sonnenaufgange bis zum Niedergange
Preis't man des Ew'gen Namen;

oder wie der Prophet im Namen des Herrn spricht: Von Aufgang der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name unter Heiden berühmt, und an allen Orten wird meinem Namen geräuchert, dargebracht auch reine Speisegabe; denn mein Name ist berühmt unter Heiden.

2) Geschichtswahrheiten, oder Nachrichten von dem Schicksale der Vorwelt, hauptsächlich von den Lebensumständen der Stammväter der Nation; von ihrer Erkenntniß des wahren Gottes, ihrem Wandel vor Gott; von ihren Vergehungen selbst und der väterlichen Züchtigung, die darauf gefolgt ist; von dem Bunde, den Gott mit ihnen errichtet, und von der Verheißung, die er ihnen so oft wiederholt, aus ihren Nachkommen dereinst eine ihm geweihte Nation zu machen. Diese historische Nachrichten enthielten den Grund der Nationalverbindung, und als Geschichtswahrheiten können sie, ihrer Natur nach, nicht anders, als auf Glauben angenommen werden. Autorität allein gibt ihnen die erforderliche Evidenz; auch wurden diese Nachrichten der Nation durch Wunder bestätigt, und durch eine Autorität unterstützt, die hinreichend war, den Glauben über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu setzen.

---

samkeit durchzulesen, und mit obiger Betrachtung zu vergleichen. Er scheint mir offenbar durch diese merkwürdige Stelle in der Schrift veranlaßt, und nichts Anderes zu sein, als ein Ausbruch lebhafter Rührung, in welche der Sänger durch Betrachtung dieses außerordentlichen Vorfalles gerathen ist. Er fordert daher im Eingange des Psalms seine Seele zur feierlichsten Danksagung wegen der göttlichen Verheißung seiner Gnade und so väterlichen Barmherzigkeit auf: Benedeie, meine Seele, den Herrn! vergiß nicht aller seiner Wohlthaten! Er vergibt dir alle deine Sünden; er heilet deine Krankheiten alle; er erlöset dein Leben vom Untergange; er krönet dich mit Liebe und Barmherzigkeit u. s. w.

3) Gesetze, Vorschriften, Gebote, Lebensregeln, die dieser Nation eigen sein, und durch deren Befolgung sie sowol zur Nationalglückseligkeit, als jedes Glied derselben zur persönlichen Glückseligkeit gelangen sollte. Der Gesetzgeber war Gott, und zwar Gott, nicht in dem Verhältnisse als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, sondern Gott, als Schutzherr und Bundesfreund ihrer Vorfahren, als Befreier, Stifter und Anführer, als König und Oberhaupt dieses Volkes; und er gab seinen Gesetzen die feierlichste Sanction, öffentlich und auf eine nie erhörte, wundervolle Weise, wodurch sie der Nation und allen ihren Nachkommen als unabänderliche Pflicht und Schuldigkeit auferlegt worden sind.

Diese Gesetze wurden geoffenbart, d. i. von Gott durch Worte und Schrift bekannt gemacht. Jedoch ist nur das Wesentlichste davon den Buchstaben anvertraut worden; und auch diese niedergeschriebenen Gesetze sind, ohne die ungeschriebenen, mündlich überlieferten und durch mündlichen, lebendigen Unterricht fortzupflanzenden Erläuterungen, Einschränkungen und näheren Bestimmungen, größtentheils unverständlich, oder mußten es mit der Zeit werden, weil alle Worte und Schriftzeichen kein Menschenalter hindurch ihren Sinn unverändert behalten.

Sowol die geschriebenen, als die ungeschriebenen Gesetze haben unmittelbar, als Vorschriften der Handlungen und Lebensregeln, die öffentliche und Privatglückseligkeit zum Endzwecke. Sie sind aber auch größtentheils als eine Schriftart zu betrachten, und haben als Ceremonialgesetze Sinn und Bedeutung. Sie leiten den forschenden Verstand auf göttliche Wahrheiten; theils auf ewige, theils auf Geschichtswahrheiten, auf die sich die Religion dieses Volkes gründete. Das Ceremonialgesetz war das Band, welches Handlung mit Betrachtung, Leben mit Lehre verbinden sollte. Das Ceremonialgesetz sollte zwischen Schule und Lehrer, Forscher und Unterweiser, persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen, zu Wetteifer und Nachfolge reizen und ermuntern; und diese Bestimmung hat es in den ersten Zeiten wirklich erfüllt, bevor die Verfassung ausartete, und die Thorheit der Menschen sich abermals ins Spiel mischte, durch Mißverstand und Mißleitung das Gute in Böses, das Nützliche in Schädliches zu verwandeln.

Staat und Religion war in dieser ursprünglichen Verfassung

nicht vereinigt, sondern Eins; nicht verbunden, sondern Ebendasselbe. Verhältniß des Menschen gegen die Gesellschaft und Verhältniß des Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen, und konnten nie in Gegenstoß gerathen. Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, war zugleich der König und Verweser dieser Nation, und er ist ein einiges Wesen, das so wenig im Politischen, als im Metaphysischen, die mindeste Trennung, oder Vielheit zuläßt. Auch hat dieser Regent keine Bedürfnisse und heischt nichts von der Nation, als was zu ihrem Besten dient, die Glückseligkeit des Staates befördert; so wie von der andern Seite der Staat nichts fordern konnte, das den Pflichten gegen Gott zuwider, das nicht vielmehr von Gott, dem Gesetzgeber und Gesetzverweser der Nation, befohlen sei. Daher gewann das Bürgerliche bei dieser Nation ein heiliges und religiöses Ansehen, und jeder Bürgerdienst ward zugleich ein wahrer Gottesdienst. Die Gemeine war eine Gemeine Gottes, ihre Angelegenheiten waren Gottes, öffentliche Steuern waren Hebe Gottes, und bis auf die geringste Polizeianstalt war alles gottesdienstlich. Die Leviten, die von den öffentlichen Einkünften lebten, hatten ihren Unterhalt von Gott. Sie sollten kein Eigenthum im Lande haben, denn Gott ist ihr Eigenthum. Wer außerhalb Landes herumtreiben muß, der dient fremden Göttern. Dieses kann in verschiedenen Stellen der Schrift nicht im buchstäblichen Verstande genommen werden, und bedeutet im Grunde nicht mehr, als er ist fremden politischen Gesetzen unterworfen, die nicht, wie die vaterländischen, zugleich gottesdienstlich sind.

Und nun auch die Verbrechen. Jeder Frevel wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, war ein Verbrechen wider die Majestät, und also ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder; wer den Sabbath freventlich entheiligte, hob, in so weit es an ihm lag, ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung dieses Tages beruhete ein wesentlicher Theil der Verfassung. „Der Sabbath sei ein ewiger Bund zwischen mir und den Kindern Israels," spricht der Herr, ein immerwährendes Zeichen, daß der Ewige in sechs Tagen," u. s. w. Diese Verbrechen also konnten, ja sie mußten in dieser Verfassung bürgerlich bestraft werden, nicht als irrige Meinung, nicht

als Unglaube, sondern als Unthaten, als freventliche Staatsverbrechen, die darauf abzielen, das Ansehen des Gesetzgebers aufzuheben, oder zu schwächen, und dadurch den Staat selbst zu untergraben. Und gleichwol, mit welcher Gelindigkeit wurden diese Hauptverbrechen selbst bestraft! Mit welcher überschwenglichen Nachsicht gegen menschliche Schwachheit! Nach einem ungeschriebenen Gesetze konnte keine Leib- und Lebensstrafe verhängt werden, wenn der Verbrecher nicht von zween unverdächtigen Zeugen, mit Anführung des Gesetzes, und unter Bedrohung der verordneten Strafe gewarnt worden; ja bei Leib- und Lebensstrafen mußte der Verbrecher mit ausdrücklichen Worten die Strafe anerkannt, übernommen, und unmittelbar darauf im Beisein derselben Zeugen, das Verbrechen begangen haben. Wie selten mußten die Blutgerichte bei einer solchen Einrichtung sein, und wie mancherlei Gelegenheit hatten die Richter nicht, der traurigen Nothwendigkeit auszuweichen, über ihr Mitgeschöpf und Mitebenbild Gottes den Stab zu brechen! Ein Hingerichteter ist, nach dem Ausdrucke der Schrift, eine Geringschätzung Gottes. Wie sehr mußten die Richter anstehen, untersuchen und auf Entschuldigung bedacht sein, bevor sie ein Halsgerichts-Urtheil unterzeichneten! Ja, wie die Rabbinen sagen, hat jedes Halsgericht, das für seinen guten Namen besorgt ist, darauf zu sehen, daß in einem Zeitraume von siebenzig Jahren nicht mehr als eine Person am Leben gestraft werde.

Hieraus erhellet, wie wenig man die mosaischen Gesetze und die Verfassung des Judenthums kennen muß, um zu glauben, daß nach derselben Kirchenrecht und Kirchenmacht autorisirt, oder Unglaube und Irrglaube mit zeitlichen Strafen zu belegen sei. Der Forscher nach Licht und Wahrheit sowol als Herr Mörschel, sind also weit von der Wahrheit entfernt, wenn sie glauben, ich habe durch meine Vernunftgründe wider Kirchenrecht und Kirchenmacht, das Judenthum aufgehoben. Wahrheit kann nicht mit Wahrheit streiten. Was das göttliche Gesetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben.

Nicht Unglaube, nicht falsche Lehre und Irrthum, sondern freventliches Vergehen wider die Majestät des Gesetzgebers, freche

Unthaten wider die Grundgesetze des Staates und der bürgerlichen Verfassung wurden gezüchtiget, und nur alsdann gezüchtiget, wenn der Frevel in seiner Ausgelassenheit alles Maaß überschritt, und dem Aufruhr nahe kam; wenn sich der Verbrecher nicht scheute, von zween Mitbürgern sich das Gesetz vorhalten, die Strafen androhen zu lassen, ja die Strafe zu übernehmen und in ihrem Angesichte das Verbrechen zu begehen. Hier wird der religiöse Böswicht ein freventlicher Majestätsschänder, ein Staatsverbrecher. Auch haben, wie die Rabbinen ausdrücklich sagen, mit Zerstörung des Tempels, alle Leib- und Lebensstrafen, ja auch Geldbußen, in so weit sie bloß national sind, aufgehört Rechtens zu sein. Vollkommen nach meinen Grundsätzen, und ohne dieselben unerklärbar! Die bürgerlichen Bande der Nation waren aufgelöset, religiöse Vergehungen waren keine Staatsverbrechen mehr, und die Religion als Religion kennt keine Strafen, keine andere Buße, als die der reuevolle Sünder sich freiwillig auferlegt. Sie weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Geist und Herz. Man versuche es, diese Behauptung der Rabbinen, ohne meine Grundsätze, vernünftig zu erklären!

Wozu nun, höre ich manche Leser fragen, wozu diese Weitläufigkeit, uns etwas sehr Bekanntes zu sagen? Das Judenthum war eine Hierokratie, eine kirchliche Regierung, ein Priesterstaat, eine Theokratie, wenn ihr wollet. Wir kennen die Anmaßungen schon, die sich eine solche Verfassung erlaubt.

Nicht doch! alle diese Kunstnamen werfen auf die Sache ein falsches Licht, das ich vermeiden mußte. Wir wollen immer nur classificiren, in Fächer abtheilen. Wenn wir nur wissen, in welches Fach ein Ding einzutragen sei, so sind wir zufrieden, so unvollständig der Begriff auch übrigens sein mag, den wir davon haben. Warum suchet Ihr ein Geschlechtswort für ein einzelnes Ding, das kein Geschlecht hat, das mit Nichts schichtet, mit Nichts unter eine Rubrik zu bringen ist? Diese Verfassung ist ein einziges Mal da gewesen; nennet sie die mosaische Verfassung, bei ihrem Einzelnamen. Sie ist verschwunden, und ist dem Allwissenden allein bekannt, bei welchem Volke und in welchem Jahrhunderte sich etwas Aehnliches wieder wird sehen lassen.

So wie es, nach dem Plato, einen irdischen und auch

einen himmlischen Amor geben soll, so gibt es auch, könnte man sagen, eine irdische und eine himmlische Politik. Nehmet einen flatterhaften Abenteurer, einen Gunsteroberer, wie ihn das Pflaster jeder Hauptstadt darbeut, und unterhaltet ihn von dem Liede der Lieder Salomons, oder von der Liebe der ersten Unschuld im Paradiese, wie sie Milton beschreibt. Er wird glauben, ihr schwärmet, oder wollet eure Lection aufsagen, wie ihr das Herz einer Spröden durch platonische Liebkosungen zu bestürmen verstehet. Eben so wenig wird Euch ein Politiker nach der Mode verstehen, wenn Ihr von der Einfalt und sittlichen Großheit jener ursprünglichen Verfassung redet. Wie Jener in der Liebe nur die Befriedigung der gemeinen Lüsternheit kennt, so spricht Dieser in der Staatsklugheit bloß von Macht, Geldumlauf, Handlung, Gleichgewicht, Volksmenge, und die Religion ist ihm ein Mittel, dessen sich der Gesetzgeber bedient, den unbändigen Menschen im Zaume zu halten, und der Priester, um ihn auszusaugen, um sein Mark zu verzehren.

Diesen falschen Gesichtspunkt, aus welchem wir das wahre Interesse der menschlichen Gesellschaft zu betrachten gewohnt sind, mußte ich meinem Leser aus den Augen rücken. Ich habe ihm dieserhalb den Gegenstand bei keinem Namen genannt, sondern selbst mit seinen Eigenschaften und Bestimmungen darzustellen gesucht. Wenn wir mit geradem Blicke auf denselben hinschauen, werden wir, wie jener Weltweise von der Sonne sagte, in der ächten Politik eine Gottheit erblicken, wo gemeine Augen einen Stein sehen.

Ich habe gesagt, daß die mosaische Verfassung nicht lange in ihrer ersten Lauterkeit bestanden. Schon zu den Zeiten des Propheten Samuel gewann das Gebäude einen Riß, der sich immer weiter aufthat, bis die Theile völlig zerfielen. Die Nation verlangte einen sichtbaren fleischlichen König zum Regenten. Es sei nun, daß die Priesterschaft, wie von den Söhnen des Hohenpriesters in der Schrift erzählt wird, schon angefangen, ihr Ansehen bei dem Volke zu mißbrauchen, oder daß der Glanz einer benachbarten Hofhaltung die Augen geblendet; genug, sie forderten einen König, wie alle andere Völker haben. Der Prophet, den Dieses kränkte, stellte ihnen vor, was ein menschlicher König sei, der seine eigenen Bedürfnisse hat, und sie nach Wohlgefallen erweitern kann, und wie schwer ein

schwacher Sterblicher zu befriedigen sei, dem man das Recht der Gottheit einräumet. Umsonst, das Volk bestand auf seinem Vorsatze, erhielt seinen Wunsch, und erfuhr, was ihnen der Prophet angedrohet hatte. Nun war die Verfassung untergraben, die Einheit des Interesse aufgehoben; Staat und Religion nicht mehr Ebendasselbe, und Collision der Pflichten war schon nicht mehr unmöglich. Indessen mußte sie noch immer selten sein, so lange der König selbst nicht nur von der Nation war, sondern auch den Gesetzen des Vaterlandes gehorchte. Aber nun verfolge man die Geschichte, durch mancherlei Schicksale und Veränderungen, durch manche gute und böse, gottesfürchtige und gottvergessene Regierung hindurch, bis auf jene traurigen Zeiten herunter, in welchen der Stifter der christlichen Religion den vorsichtigen Bescheid ertheilte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Offenbarer Gegensatz, Collision der Pflichten! Der Staat stand unter fremder Botmäßigkeit, empfing seine Befehle gleichsam von fremden Göttern, und die einheimische Religion mit einem Theile ihres Einflusses auf das bürgerliche Leben, hatte sich noch erhalten. Hier ist Forderung gegen Forderung, Anspruch gegen Anspruch. „Wem sollen wir geben? wem gehorchen?" — So ertraget denn beide Lasten, fiel der Bescheid aus, so gut Ihr könnet; dienet zween Herren in Geduld und Ergebenheit; gebet dem Kaiser und gebet auch Gott! Jedem das Seine, nachdem die Einheit des Interesse nun zerstört ist!

Und noch jetzt kann dem Hause Jacobs kein weiserer Rath ertheilt werden, als eben Dieser. Schicket Euch in die Sitten und in die Verfassung des Landes, in welches Ihr versetzt seid; aber haltet auch standhaft bei der Religion Eurer Väter. Traget beider Lasten, so gut Ihr könnet! Man erschweret Euch zwar von der einen Seite die Bürde des bürgerlichen Lebens, um der Religion willen, der ihr treu bleibet, und von der andern Seite macht das Clima und die Zeiten die Beobachtung Eurer Religionsgesetze, in mancher Betrachtung, lästiger, als sie sind. Haltet nichts desto weniger aus, stehet unerschüttert auf dem Standorte, den Euch die Vorsehung angewiesen, und lasset Alles über Euch ergehen, wie Euch Euer Gesetzgeber lange vorher verkündiget hat.

In der That sehe ich nicht, wie Diejenigen, die in dem

Hause Jacobs geboren sind, sich auf irgend eine gewissenhafte Weise, vom Gesetze entledigen können. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen zu geben; so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu erkennen zu geben, als Er das Gesetz selbst gegeben hat. So lange Dieses nicht geschieht, so lange wir keine so authentische Befreiung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünftelei nicht von dem strengen Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schuldig sind, und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwischen Speculation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf. Darum wiederhole ich meine vorausgeschickte Protestation: Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: Ich bin in das Heiligthum Gottes gekommen, habe das System seiner Absichten ganz durchschauet, und weiß ihnen Maaß und Ziel und Grenze zu bestimmen? Ich kann vermuthen, aber nicht entscheiden, aber nicht nach meiner Vermuthung handeln. — Darf ich doch in menschlichen Dingen mich nicht erdreisten, aus eigener Vermuthung und Gesetzdeutelei, ohne Autorität des Gesetzgebers oder Gesetzverwesers, dem Gesetze zuwider zu handeln; um wie viel weniger in göttlichen Dingen? Gesetze, die mit Landeigenthum und Landeseinrichtung in nothwendiger Verbindung stehen, führen ihre Befreiung mit sich. Ohne Tempel und Priesterthum und außerhalb Judäa, finden weder Opfer noch Reinigungsgesetz, noch priesterliche Abgabe Statt, in so weit sie vom Landeigenthume abhängen. Aber persönliche Gebote, Pflichten, die dem Sohne Israels, ohne Rücksicht auf Tempeldienst und Landeigenthum in Palästina, auferlegt worden sind, müssen, so viel wir einsehen können, strenge nach den Worten des Gesetzes beobachtet werden, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, unser Gewissen zu beruhigen, und die Abstellung derselben laut und öffentlich bekannt zu machen.

Hier heißt es offenbar: Was Gott gebunden hat, kann der Mensch nicht lösen. Wenn auch einer von uns zur christlichen

Religion übergeht, so begreife ich nicht, wie er dadurch sein Gewissen zu befreien, und sich von dem Joche des Gesetzes zu entledigen glauben kann? Jesus von Nazareth hat sich nie verlauten lassen, daß er gekommen sei, das Haus Jacob von dem Gesetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil gesagt; und was noch mehr ist, hat selbst das Gegentheil gethan. Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses, sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen Dem zuwider zu sein scheinet, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein. Genau untersucht, stimmt Alles, nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Ueberlieferung völlig überein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Gesetz durch Beispiel autorisirt haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte. Aus seinem ganzen Betragen, so wie aus dem Betragen seiner Jünger in der ersten Zeit, leuchtet vielmehr der rabbinische Grundsatz augenscheinlich hervor. Wer nicht im Gesetze geboren ist, darf sich an das Gesetz nicht binden; wer aber im Gesetze geboren ist, muß nach dem Gesetze leben, und nach dem Gesetze sterben. Haben seine Nachfolger in spätern Zeiten anders gedacht, und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.

Und Ihr, lieben Brüder und Mitmenschen! die Ihr der Lehre Jesu folget, solltet uns verargen, wenn wir das thun, was der Stifter Eurer Religion selbst gethan, und durch sein Ansehen bewährt hat? Ihr solltet glauben, uns nicht bürgerlich wieder lieben, Euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, so lange wir uns durch das Ceremonialgesetz äußerlich unterscheiden, nicht mit Euch essen, nicht von Euch heirathen, das, so viel wir einsehen können, der Stifter Eurer Religion selbst weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? — Wenn Dieses, wie wir von christlich gesinnten Männern nicht vermuthen können, Eure wahre Gesinnung sein und bliben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten, so thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für

nöthig erachten; so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben, und Alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es jetzt ist, oder in welchen es Eure Menschenliebe zu versetzen für gut findet. Es steht nicht bei uns, hierin nachzugeben; aber es steht bei uns, wenn wir rechtschaffen sind, Euch dennoch brüderlich zu lieben, und brüderlich zu flehen, unsere Lasten, so viel Ihr könnet, erträglich zu machen. Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeiget uns Wege und gebet uns Mittel an die Hand, wie wir bessere Miteinwohner werden können, und lasset uns, so viel es Zeit und Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mit genießen. Von dem Gesetze können wir mit gutem Gewissen nicht weichen, und was nützen Euch Mitbürger ohne Gewissen?

„Wie kann aber auf diese Weise die Prophezeiung in Erfüllung kommen, daß dereinst nur ein Hirt und eine Heerde sein soll?

Lieben Brüder! die Ihr es mit den Menschen wohlmeinet, lasset Euch nicht bethören! Um dieses allgegenwärtigen Hirten zu sein, braucht weder die ganze Heerde auf Einer Flur zu weiden, noch durch Eine Thür in des Herrn Haus ein- und auszugehen. Dieses ist weder dem Wunsche des Hirten gemäß, noch dem Gedeihen der Heerde zuträglich. Ob man die Begriffe vertauscht, oder geflissentlich zu verwirren sucht? Man stellet Euch vor, Glaubensvereinigung sei der nächste Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung, die ihr Gutherzigen so sehnlich wünschet. Wenn wir Alle nur Einen Glauben haben, wollen Verschiedene Euch einbilden, so können wir uns einander des Glaubens, der Verschiedenheit der Meinungen halber, nicht mehr hassen; so ist Religionshaß und Verfolgungssucht bei der Wurzel gefaßt und ausgerottet; so ist der Heuchelei die Geißel, und dem Fanatismus das Schwert aus der Hand gewunden, und die glücklichen Tage treten ein, da es heißt: Der Wolf wird mit dem Lamme wohnen, und der Leopard neben der Ziege u. s. w. — Sie, die Sanftmüthigen, die Dieses in Vorschlag bringen, sind bereit, Hand ans Werk zu legen; sie wollen als Unterhändler zusammentreten und sich die menschenfreundliche Mühe geben, einen Glaubensvergleich zu Stande

zu bringen, um Wahrheiten wie um Rechte, wie um feiles Kaufmannsgut, zu handeln; wollen fordern, bieten, dingen, abdrohen und abbitten, übereilen und überlisten, bis die Parteien sich einander in die Hände schlagen, und der Vertrag zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes niedergeschrieben werden kann. Viele, die ein solches Vorhaben zwar als chimärisch und unausführbar verwerfen, sprechen doch von der Glaubenseinigkeit, als von einem sehr wünschenswerthen Zustande, und bedauern das menschliche Geschlecht mit Leidwesen, daß dieser Gipfel der Glückseligkeit, durch menschliche Kräfte, nicht zu erreichen stehe. — Hütet Euch, Menschenfreunde! solchen Gesinnungen, ohne die genaueste Prüfung, Gehör zu geben. Es können Fallstricke sein, die der ohnmächtig gewordene Fanatismus der Gewissensfreiheit legen will. Ihr wisset, dieser Feind des Guten ist von mancherlei Gestalt und Form; Löwenwuth und Lammesart, Taubeneinfalt und Schlangenlist, keine Eigenschaft ist ihm so fremd, daß er sie nicht entweder besitze, oder anzunehmen verstehe, um seine blutdürstigen Absichten zu erreichen. Da ihm durch Eure wohlthätigen Bemühungen, die offene Gewalt benommen ist, so nimmt er vielleicht die Maske der Sanftmuth an, um Euch zu hintergehen, heuchelt Bruderliebe, gleißet Menschenduldung, und schmiedet heimlich die Ketten schon, die er der Vernunft anzulegen gedenkt, um sie unversehens wieder in den Pfuhl der Barbarei zu stürzen, aus der Ihr sie zu ziehen angefangen*).

Man glaube nicht, daß Dieses eine bloß eingebildete Furcht sei, die etwa Hypochondrie zur Mutter hat. Im Grunde kann

*) Auch die Ohngötterei hat, wie eine leidige Erfahrung lehrt, ihren Fanatismus. Zwar hat Dieser vielleicht nie, ohne eine Vermischung von innerer Ohngötterei wüthend werden können. Daß aber auch äußerer offenbarer Atheismus fanatisch werden könne, ist so unleugbar als schwer zu begreifen. So sehr der Atheist, wenn er bündig sein will, Alles aus Eigennutz thun muß, und so wenig es Diesem gemäß zu sein scheinet, wenn der Atheist Partei zu machen, und das Geheimniß nicht für sich zu behalten sucht: so hat man ihn doch seine Lehren mit dem hitzigsten Enthusiasmus predigen, und wüthend werden, ja verfolgen gesehen, wenn seine Predigt nicht Eingang finden wollte. Und schrecklich ist der Eifer, wenn er einen erklärten Atheisten beseelt; wenn die Unschuld einem Wütherich in die Hände fällt, der Alles fürchtet, nur keinen Gott.

eine Glaubensvereinigung, wenn sie zu Stande kommen sollte, keine anderen als die unseligsten Folgen für Vernunft und Gewissensfreiheit haben. Denn gesetzt, man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt; man bringe Symbole zu Stande, wider welche keine von den jetzt in Europa herrschenden Religionsparteien Etwas einzuwenden findet: was ist dadurch ausgerichtet? Etwa, daß Ihr Alle über Religionswahrheiten Ebendasselbe denket? — Wer von der Natur des menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat, kann sich Dieses nicht beikommen lassen. Also bloß in den Worten, in der Formel läge die Uebereinstimmung. Dazu wollen die Glaubensvereiniger sich zusammenthun; sie wollen hier und da von den Begriffen Etwas abzwacken, hier und da die Maschen der Worte so lange erweitern, sie so unbestimmt und weitschichtig machen, daß sich die Begriffe, ihrer innern Verschiedenheit ungeachtet, noch zur Noth hineinzwängen lassen. Ein Jeder verbände alsdann im Grunde mit denselben Worten eine andere ihm eigene Meinung; und Ihr rühmet Euch, den Glauben der Menschen vereiniget, die Heerde unter ihren einigen Hirten gebracht zu haben? O wenn diese allgemeine Gleißnerei überall einen Endzweck haben soll, so fürchte ich, man will den freigewordenen Geist der Menschen nur vorerst wieder in Schranken eingesperrt haben. Das scheue Wild wird sich alsdann schon fangen, und den Kappzaum umwerfen lassen. Bindet den Glauben nur erst an Symbole, die Meinung an Worte, so bescheiden und nachgebend Ihr immer wollet; setzet nur ein für allemal die Artikel fest; wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag später kömmt, und auch an diesen bescheidenen, geläuterten Worten Etwas auszusetzen findet! Er ist ein Friedensstörer! Zum Scheiterhaufen mit ihm!

Brüder! ist es Euch um wahre Glückseligkeit zu thun, so lasset uns keine Uebereinstimmung lügen, wo Mannichfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorsehung ist. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen so, wie sein Nebenmensch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Thun wir Dieses schon leider! in unserm täglichen Umgange, in unsern Unterhaltungen, die von keiner sonderlichen Bedeutung sind: warum denn noch in solchen Dingen, die unser zeitliches und ewiges Wohl, unsere ganze Bestimmung angehen.

Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einem Jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat? Heißt Dieses nicht, so viel an uns liegt, sich der Vorsehung widersetzen, den Zweck der Schöpfung, wenn es möglich ist, vereiteln; unserm Berufe, unsrer Bestimmung in diesem und jenem Leben geflissentlich zuwider handeln? — Regenten der Erde! Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner derselben vergönnt ist, seine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet, und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen Euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unsrer Aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! Um Eurer und unsrer Glückseligkeit willen, gebet Euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgend eine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche Glückseligkeit bestehen kann, in ein Gesetz; irgend eine dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in Landesverordnung zu verwandeln! Haltet auf Thun und Lassen der Menschen, ziehet Dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze, und überlasset uns das Denken und Reden, wie es unser Aller Vater, zum unveräußerlichen Erbgute beschieden, als ein unwandelbares Recht eingegeben hat. Ist etwa die Verbindung zwischen Recht und Meinung zu verjährt, und der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß sie, ohne besorglichen Schaden, völlig aufgehoben werden könne: so suchet wenigstens ihren verderblichen Einfluß, so viel an Euch ist, zu mildern, dem zu grau gewordenen Vorurtheile*) weise Schranken zu setzen. Bahnet einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet! Belohnet und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze,

*) Leider! hören wir auch schon den Congreß in Amerika das alte Lied anstimmen, und von einer herrschenden Religion sprechen.

gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den lasse sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset Niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein; Niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebet Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!

Kleine Schriften.

1. Bereits gedruckte.

Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung des ersten Theils von Dohm, über die bürgerliche Verbesserung der Juden.

(Aus dem 2ten Bde. von „Dohms Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden".)

Der Herr Ritter Michaelis scheint keine andere Laster zu kennen, als Betrug und Spitzbüberei. Wenn aber die Lasterhaftigkeit eines Volks geschätzt werden soll, so kommen wie ich glaube, Mörder, Straßenräuber, Landverräther, Mordbrenner, Ehebrecher, Hurerei, Kindermord ꝛc. mit in den Anschlag.

Selbst wenn die Lasterhaftigkeit bloß nach der Menge der Diebe und Diebeshehler geschätzt werden soll, müssen diese nicht mit der Volksmenge überhaupt in Vergleichung gesetzt, sondern Kleinhändler und Tröbler unter den Juden mit Leuten dieses Gewerbs unter Andern verglichen werden. Ich wette, daß nach dieser Vergleichung die Proportion ganz anders ausfallen soll. Ich berufe mich keck auf die nämlichen juristischen Acten, ob nicht nach dieser Rechnungsart 25 Mal so viel Deutsche Diebe und Diebeshehler unter den Tröblern sind, als Jüdische. Nicht zu gedenken, daß der Jude diese Lebensart aus Noth ergreift; die Andern aber Feldmarschälle und Minister werden können, und aus freier Wahl Kleinhändler, Tröbler, Mausfallträger, Schattenspiel- und Raritätenkrämer, geworden sind.

Diebeshehler finden sich allerdings unter den jüdischen Tröblern nicht wenige, aber eigentliche Diebe sehr wenige, und Diese sind größtentheils Leute ohne Schutz, die nirgend auf dem Erdboden unterkommen können. So bald sie zu einigem Vermögen ge-

kommen sind, kaufen sie sich von dem Landesfürsten ein Schutzprivilegium, und verlassen ihr bisheriges Gewerbe. Dieses ist notorisch, und mir selbst sind in meinen jüngern Jahren Manche bekannt gewesen, die in meiner väterlichen Heimat ein ganz unbescholtenes Leben geführt haben, nachdem sie einige Jahre mitgelaufen, und so viel zusammen gescharrt hatten, als zu Erkaufung eines Schutzes erfordert wird. Ein Unwesen, das man bloß der feinen Politik zu verdanken hat, den armen Juden allen Schutz und Aufenthalt zu verweigern, und sie mit offenen Armen aufzunehmen, wenn sie sich reich gestohlen haben. So sehr auch Herr Ritter Michaelis wider die Armuth, nach Anleitung der Schrift, eingenommen ist, so habe ich bei meiner Nation wenigstens unter den Armen vergleichungsweise noch weit mehr Tugend gefunden, als bei den Reichen.

Die gehoffte Rückkehr nach Palästina, die Herr M. so besorgt macht, hat auf unser bürgerliches Verhalten nicht den geringsten Einfluß. Dieses hat die Erfahrung von jeher gelehrt, an allen Orten, wo Juden bisher Duldung genossen, und es ist eines Theils der Natur des Menschen gemäß, der, wenn er nicht Enthusiast ist, den Boden liebt, auf welchem ihm wohl ist, und wenn seine religiöse Meinungen dawider sind, diese für die Kirche und die Gebetsformeln verspart, und weiter nicht daran denkt, andern Theils aber der Vorsorge unsrer Weisen zuzuschreiben, die uns den Verbot im Talmud sehr oft eingeschärft, an keine gewaltsame Rückkehr zu denken; ja ohne die in der Schrift verheißene große Wunder und außerordentliche Zeichen, nicht den geringsten Schritt zu thun, der eine gewaltsame Rückkehr und Wiederherstellung der Nation zur Absicht hätte. Diesen Verbot haben sie auf eine etwas mystische, doch sehr einnehmende Weise, durch den Vers im Hohenliede ausgedrückt (Cap. 2, V. 7, und Cap. 3, V. 5).

Ich beschwöre Euch,
Töchter Jerusalems!
Bei den Hirschen,
Bei den Hinden des Waldes.
Daß Ihr nicht wecket
Und nicht rege machet
Die Liebe,
Bis es ihr gefällt.

Daher sind auch alle Anschläge, die die Projectmacher, Langallerie u. a. seines Gelichters auf die Beutel der reichen

Juden gehabt haben, noch immer ohne Wirkung, und wenn sie selbst auch Anderes ausgesagt haben, leerer Wind gewesen.

Was Herr Michaelis von unsrer Untauglichkeit zum Kriegsdienste sagt, lasse ich dahin gestellt sein. Will er, daß die Religion den Trutzkrieg gut heiße; so nenne er mir die unselige, die es thut. Die christliche sicherlich nicht. Und werden nicht Quäker und Menoniten geduldet, und mit weit andern Vorrechten und Freiheiten geduldet, als wir?

Anstatt Christen und Juden bedient sich Herr Michaelis beständig des Ausdrucks Deutsche und Juden. Er entsiehet sich wohl, den Unterschied bloß in Religionsmeinungen zu setzen, und will uns lieber als Fremde betrachtet wissen, die sich die Bedingungen gefallen lassen müssen, welche ihnen von den Landeigenthümern eingeräumt werden. Allein erstlich ist Dieses ja die vorliegende Frage: ob den Landeigenthümern nicht besser gerathen ist, wenn sie diese Geduldeten als Bürger aufnehmen, als daß sie mit schweren Kosten andere Fremden ins Land ziehen? — Sodann möchte ich auch erörtert wissen: wie lange, wie viel Jahrtausende dieses Verhältniß, als Landeigenthümer und Fremdling fortdauern soll? Ob es nicht zum Besten der Menschheit und ihrer Cultur gereiche, diesen Unterschied in Vergessenheit kommen zu lassen?

Mich dünkt ferner, die Gesetze sollen überhaupt keine Rücksicht auf besondere Meinungen nehmen. Sie sollten ihren Weg unaufhaltsam fortgehen, und Das vorschreiben, was dem allgemeinen Besten zuträglich ist, und wer zwischen seinen besonderen Meinungen und den Gesetzen eine Collision findet, mag zusehen, wie er diese heben kann. Soll das Vaterland vertheidiget werden, so muß Jeder hinzueilen, dessen Beruf es ist. Die Menschen wissen in solchen Fällen schon ihre Meinungen zu modificiren, und so zu wenden, daß sie mit ihrem bürgerlichen Berufe übereinstimmen. Man suche ihnen nur diesen Widerspruch nicht zu auffallend zu machen. In einigen Jahrhunderten hebt, oder vergißt er sich von selbst. Auf diese Weise sind die Christen, der Lehre ihres Stifters ungeachtet, Weltbezwinger, Unterdrücker und Sklavenhändler geworden, und so können auch Juden zum Dienste tauglich gemacht werden, — es versteht sich, daß sie das Maaß haben müssen, wie Herr Michaelis weislich erinnert, wo man sie nicht etwa bloß gegen feindliche Pygmäen oder Juden brauchen will.

Aus der berliniſchen Monatsſchrift.

1. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit. K. an Nicolai.

Neulich las ich eine Recenſion in der allgemeinen Bibliothek von den Briefen über die Freiheit. Dieſe veranlaßt mich, mit Ihnen ein paar Worte von der Sache zu reden, die mir ſchon ſeit vielen Jahren verzweifelte Unruhe und Plage im Kopf und Herzen gemacht hat.

Die Wolfiſche Diſtinktion: Motiva non necessitant sed stricte determinant, begreife ich nicht mehr, ſo deutlich ſie auch mir war, als ich die Metaphyſik bei unſerm Bohm hörte. Darieſens Spontaneität, vermöge der ſich die Seele ohne alle Motive ſoll entſchließen können, will mir auch nicht mehr in den Kopf. Jeruſalem ſetzt die Freiheit, in das Vermögen eine Handlung zu ſuspendiren, bis man den Gegenſtand auf allen Seiten bedächtig geprüft habe. Allein der Entſchluß, die Handlung zu ſuspendiren, iſt ſelbſt eine Handlung, die auch aus Motiven geſchiehet; und die Frage iſt alſo wieder die, ob er frei iſt? Einige neuere Weltweiſen, die von dem Willen geſchrieben, gehen eklektiſch um den Brei fein ſäuberlich herum, ohne Etwas zu entſcheiden; eine Methode, die übrigens ihren guten Werth hat, mit der mir aber gerade itzt nicht gedient iſt. Nun hätte ich ſchon lange gern geglaubt, daß die Beweggründe uns wirklich zur Handlung nöthigen, wenn ich nicht geſürchtet hätte, daß alle Sittlichkeit, Zurechnung, Tugend, Laſter

u. s. w. dadurch über den Haufen fallen. Endlich kam ich über die Urbegriffe von der Beschaffenheit der Natur; und ward erleuchtet, wie die Jünger des Herrn am Pfingsttage. Der Verfasser behauptet, daß die Beweggründe uns so gut necessitiren, als Feder und Gewicht die Maschine; und zeigt, daß dieß Imputation und Moralität der Handlungen nicht aufhebe. Der Verfasser der obgedachten Recension scheint eben Das zu behaupten.

Ich wünschte doch sehr zu wissen, wie Moses Mendelssohn und Eberhard*) über diesen freilich seit den ältesten Zeiten her so unendlich oft bearbeiteten und doch nicht ergründeten, vielleicht selbst unergründlichen Gegenstand, denken.

Freilich erscheint Einem bei jenem System die ganze Moral in einem andern Licht, sie wird eine Art von Mechanik. Es macht toleranter, als alle gewöhnliche Toleranzpredigten, und Tugend verlieret zwar ihren Werth nicht, aber allen Stolz. — Schreiben Sie mir doch, liebster Freund, Ihr Glaubensbekenntniß über diese Sache, und der vorhin genannten Männer Gedanken, die Ihnen ohne Zweifel bekannt sind. — Der Zorn Gottes über die Sünde, von dem unsre Geistlichen so Viel sagen, kann nach diesem System eben so groß nicht sein; aber künftige ewige Strafen lassen sich doch wohl dabei behaupten, in einem gewissen Sinne nämlich: in sofern die Erinnerung schlechter Handlungen ewig sein wird, und Der, welcher hier schon

*) Herr Prof. Eberhard wird seine Gedanken über diesen für jeden denkenden Menschen so äußerst wichtigen Gegenstand ebenfalls nächstens in dieser Monatsschrift bekannt machen, und er hat uns erlaubt, Dieses unsern Lesern vorläufig zu versprechen. Es kann nicht anders als sehr interessant sein, die Meinungen mehrerer Philosophen über diesen Gegenstand neben einander zu sehen, um sie mit einander vergleichen zu können. Der verehrungswürdige Mendelssohn drückt sich in seinem Schreiben an uns, womit er den folgenden Aufsatz begleitet, hierüber also aus: „Die Sache muß, wie mich dünkt, so oft als möglich zur Sprache gebracht werden. Kann schon vielleicht in derselben nichts Neues mehr gesagt werden, so ist auch Das gut, wenn Jeder die Begriffe nach seiner Art zu entwickeln sucht, und die Dinge aus dem Augenpunkte vorstellt, aus welchem er sie ansieht. Auf solche Weise können die abstractesten Begriffe mit der Zeit populair werden, und die Vorurtheile vertreiben, die man mit eben dem Kunstgriff populair zu machen gewußt hat. Ich wünschte, daß auch Sie Ihre Meinung darüber sagten, sie möchte für oder wider mich ausfallen.“ N.

auf einer höheren Stufe der moralischen Vollkommenheit stand, immer einen Vorsprung vor Dem haben wird, der hier wie ein Narr und Schurke lebte. Uebrigens möchte ich dieß Evangelium nicht auf den Dächern predigen, weil es gar zu leicht gemißbraucht werden kann, und die Wenigsten es recht verstehen würden.

M. Mendelssohn an Nicolai.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforscher, Stimmen sammeln will, um sie zu zählen. Sie wollen gewogen und nicht gezählt sein.

Die Meinung, die der Verfasser der Urbegriffe vertheidigt, hat Thurneiser (ein Freund, und wo ich nicht irre, Lehrer Bonnets) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: sur le fatalisme vorgetragen, und nachher Basedow in verschiedenen seiner Schriften ziemlich weitläufig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unsre Sprache ist zu schwankend, die Worte zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu passen. Die Natur hat die Umrisse der Begriffe sanft verschmelzet; wir tappen gleichsam mit breiten Tatzen hinein, und verwischen sie.

Das Wort nöthigen würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menschen nicht brauchen. Wie kann ich genöthiget sein, so zu handeln, wenn ich nur deßwegen so und nicht anders handle, weil ich so und nicht anders will? und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthiget, so und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen."

Genöthiget, zu wollen, kann nicht anders wollen. Diese Redensarten begreife ich nicht. Was verstehet man dann unter Freiheit des Willens, wie soll denn der Wille frei sein?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch Dasjenige wollen, was ich, Ihnen zufolge, nicht wollen muß."

Wenn ich Sie recht verstehe, so nennen Sie es nur alsdann Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtschnur folgen darf, wenn er sich dem blinden Ungefähr überlassen kann. Ob Sie einer Richtschnur folgen, oder nicht folgen, soll abhängen von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkür, von Ihrem Eigensinn. — Sie sehen, alle diese Wörter helfen den Knoten nicht lösen, und, so wie die Wörter nöthigen und können, verwirren sie die Begriffe nur noch mehr. Ich will es versuchen, die Sache, ohne diese durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, ins Reine zu bringen.

Meine Hand schreibet, meine Hand dünstet aus. Beides nicht ohne zureichende Ursache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkürliche und zum Theil freiwillige, das Ausdünsten aber eine unwillkürliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und also auch in dem menschlichen Körper, hat ihre wirkende Ursache und ihre Endursache. Bei Einigen sind diese Ursachen verschieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieser Art sind alle unwillkürliche Veränderungen des menschlichen Körpers: sie erfolgen aus wirkenden Ursachen; harmoniren zwar mit einem gewissen System der Endursachen, sind aber keine unmittelbare Wirkung der menschlichen Endursachen und Absichten. Ich verdaue, mache Blut, dünste aus, nicht weil und in soweit Dieses meine Absicht ist, sondern aus physischen wirkenden Ursachen. Andere Veränderungen aber erfolgen entweder unmittelbar aus Endursachen selbst, oder aus nächsten wirkenden Ursachen, welche unmittelbare Folgen der Endursachen sind. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, zum Theil unmittelbar, aus dem System meiner Absichten, weil ich die Absicht habe, für gut finde, beliebe, zu schreiben. Dieses sind willkürliche Handlungen. Willkürlich ist also jede Handlung, jede Veränderung, welche die Wirkung irgend einer Endursache ist, oder bei deren Entstehung die Endursache zur wirkenden Ursache geworden.

Ich handle willkürlich, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß sie zu meinen Absichten gehört, daß sie mir gefallen, daß ich sie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle unwillkürlich, oder (wenn wir uns dieses nunmehr genau bestimmten Worts

bedienen wollen) nothwendig, wenn der Inbegriff meiner Endursachen zur Existenz einer Veränderung nichts beigetragen, wie beim Ausdünsten, Blutmachen u. s. w. Meine Handlung ist vermischter Natur, oder nur zum Theil willkürlich, wenn die Endursachen nicht die einzigen, vollständigen, wirkenden Ursachen der Veränderung, sondern nur eine Miturſache derselben sind; wie beim Athemholen, Gähnen, Husten u. s. w.

Da ich mir meiner Endursachen dunkel, klar oder deutlich bewußt sein kann; so kann ich auch zur Handlung durch Instinkt, Triebfedern, oder Bewegungsgründe angespornt werden. In dem letzten Falle handle ich freiwillig.

Vorhergesehene Vergeltung wirkt auf das System der Endursachen, und vermittelst derselben auf unsere freiwillige Entschließung. Ich kenne kein System, nach welchem sich der Einfluß der Belohnung und Bestrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe. Wie kann ein Gut, das mir versprochen, ein Uebel, das mir angedrohet wird, mich meinen gefaßten Entschluß ändern machen? Wenn keine Wirkung der Bewegungsgründe auf den Willen unausbleiblich ist, woran liegt es denn, daß sie zuweilen wirklich erfolgt, daß sie nicht immer ausbleibt?

Die Moral, sagt Ihr Freund, wird eine Art von Mechanik. Ja, wenn man sich so ausdrücken will; aber, mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, in ihrem ganzen Umfange und nach allen Graden der Erleuchtung, das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist. Das Gute, das ich begehre, verlange, wünsche, erwarte, ist die Federkraft; und mein Wille, meine Neigung, mein Instinkt das Räderwerk, das durch Vorstellung oder Empfindung von Jenem in Spiel gesetzt wird.

Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz. Diese Consequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant sein, als auf ein bloßes, eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünde läßt sich gar

wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führet zu bloßen Wortgrübeleien.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, Böses thun weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkürliche Strafen! — Auf allen Dächern muß wider diese Ungeheuer geprediget werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Ersprießliche, das Wohlthätige aufwöge, das der Mensch hier in der Wahrheit findet? Ich für meinen Theil danke für alles Gute, was aus der Lehre von der rächenden, ewigen Bestrafung entstanden sein soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonymen? In einem gewissen Verstande. Die Rabbinen sagen: Der Mensch sündiget nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn gefahren ist. Aber wie alle Synonymen, sind sie deßwegen nicht völlig einerlei. Mangel des Erkenntnisses ist es im Grunde bei Beiden; Jenem fehlts an Erkenntniß des Wahren, Diesem an Erkenntniß des Guten. Dieses macht einen Unterschied in den Gesinnungen, die wir gegen sie haben.

Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem System seiner Begehrungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabscheuungen zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen: — wenn er ein guter Narr ist. Beim Schurken liegt Disharmonie in dem System der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwischen Trieben und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft: — Unvollkommenheit, welche Mißbilligung, Verachtung u. s. w. erregt.

Beide haben unser Mitleiden. Wir bedauern den Narren, daß er ein Narr, und den Schurken, daß er ein Schurke sei; und, wenn sie leiden, so sympathisiren wir mit ihnen; aber unser Erbarmen hat nur der Narr, nicht allezeit der Schurke. Diesen suchen wir nicht immer von dem Uebel zu befreien, das er leidet. Die Empfindung sagt uns zuweilen, daß er es verdiene, und die Vernunft erklärt diese Worte dahin, daß das Leiden zu seiner Besserung gereichen könne, indem es auf das

Erkenntniß des Guten und Böſen Einfluß hat, wo der Sitz ſeiner Seelenkrankheit iſt. So wird der Wundarzt mit ſeinem Patienten Mitleiden haben, und vielleicht Thränen vergießen über die Schmerzen, die er ihm verurſacht; aber erbarmen darf er ſich ſeiner nicht, wenn er durch dieſe Schmerzen ihn zu heilen hoffet. Der Narr hingegen kann nicht durch Leiden kurirt werden. Der Sitz ſeines Seelenübels iſt nicht das Erkenntniß des Guten und Böſen; ſondern des Wahren und Falſchen, worauf Luſt und Unluſt keinen Einfluß haben. Daher hat er zu aller Zeit auch unſer Erbarmen, und wir ſuchen ihn von dem Uebel zu befreien, das ihn drückt, ohne ihn zu beſſern. Quälet ihn, wie Ihr wollet, er kann ſeiner Größe keine Spanne zulegen.

Sobald aber das Leiden kein Mittel zur Beſſerung mehr iſt, gebührt dem Schurken unſer Erbarmen. Kein Böſes geſchehe, weil Böſes geſchah! Die Unordnung, die ein ſittliches, Uebel nicht in der Welt hervorgebracht, wird durch das phyſiſche Uebel aufgehoben, wenn Dieſes nicht etwas Sittlichgutes zurFolge hat.

---

2. Ueber die neun und dreißig Artikel der engliſchen Kirche und deren Beſchwörung.

(In Beziehung auf Nro. 326 und 332 in des Herrn Ritter Michaelis orientaliſcher Bibliothek, 22. Theils.)

Was ich hier über die an beſagtem Ort vorkommende Recenſion meiner Schrift Jeruſalem zu ſagen habe, iſt nicht der gewöhnliche Hader des Schriftſtellers mit ſeinem Recenſenten; es iſt nicht Klage über Mißverſtand oder gefliſſentliche Verdrehung, ungerechte Anmaßung, liebloſes Urtheil, unbillige Schätzung u. dgl.; Zänkereien, bei denen die Parteien ſich immer mehr erhitzen, das Publikum aber ſich auf beiderſeitige Unkoſten zu beluſtigen pflegt. Der Herr Ritter Michaelis hat in der eigentlichen Recenſion mich zu keiner Beſchwerde dieſer Art veranlaſſet, und wenn Dieſes auch wäre, ſo würde ich mich doch ſehr hüten, dem muthwilligen Theile der Leſer ein Poſſenſpiel dieſer Art zu geben. Alſo nicht ein Wort von Allem, was der Herr Ritter über, wider oder für meine Schrift geurtheilt oder erinnert hat. Ich laſſe alles Dieſes an ſeinen Ort geſtellt ſein, und erſpare mir Das, was ich etwa darüber zu ſagen habe, auf

eine andere Gelegenheit, wo es ohne Streitsucht und Anschein von Rechthaberei wird geschehen können. Ich habe mich bloß gegen eine Anklage zu rechtfertigen, die der Herr Ritter wo nicht selbst führet, doch Andere zu führen veranlasset hat. Ich, der ich mich so sehr hüte, irgend einen meiner Nebenmenschen zu kränken, ich soll einen ganzen, in aller Absicht über mich erhabenen Stand, ohne alle Ursache und Veranlassung verunglimpft und eines Verbrechens beschuldiget haben, dessen man den verworfensten Menschen ohne die gültigsten Beweise zu zeihen sich ein Gewissen machen sollte? Und ich soll Dieses bloß in der Absicht gethan haben, um eine Beschuldigung, die man meinen Mitbrüdern zu machen pflegt, auf einen edlern Theil des menschlichen Geschlechtes zu schieben? Die Sache ist eigentlich diese:

Ich habe, S. 192*) meiner Schrift, von den Männern auf Lehrstühlen und Kanzeln gesprochen, die so manchen Satz, den sie bei Uebernehmung des Amts beschworen, in Zweifel ziehen, auch von den englischen Bischöfen gesagt, daß sie die 39 Artikel des englischen Glaubensbekenntnisses beschworen, und die Vermuthung geäußert, daß sie solche wol nicht mehr so unbedingt annehmen mögen, als sie ihnen vorgelegt worden. — Die Gelehrten Deutschlands, oder, wie sie der Herr Ritter beschreibt, gewisse Lehrer einer, wie sie wollen, verbesserten und vernünftigen neuen Religion, überläßt er ihrer eigenen Vertheidigung. Nur Dasjenige, was die Engländer angehet, hat ihn zu folgenden Fragen veranlaßt: „Ist es auch historisch wahr, daß sie die 39 Artikel beschwören? Vom Unterschreiben weiß ich, ob sie aber beschwören, hiernach erkundige ich mich eben. Zwischen Nichthalten eines Versprechens und Meineid ist doch wol ein Unterschied? 2) Ist nicht in England deutlich und öffentlich in Schriften erklärt worden, was eigentlich diese Unterschrift sagt, und wie sie verstanden werde? Ich sage hier nichts gerade zu, sondern erkundige mich darnach, und gebe die Antwort vielleicht in einer Nachschrift."

Nun, die Antwort? Sie ist glücklicher Weise noch zu rechter Zeit angekommen, daß sie in denselben Theil als eine Nachschrift, hat eingerückt werden können. Sie ist, wie der

*) Dieser Ausgabe.

Herr Ritter Michaelis versichert, von Einem aus der hohen englischen Geistlichkeit selbst, der ihm erlaubt, Dieses zu sagen: „aber aus einer Ursache, setzt Herr Michaelis hinzu, die zu erwähnen für Herrn Mendelssohn empfindlich sein möchte, seinen Namen zu nennen verbittet.“ Ein wahres Räthsel für mich. Wie kann Das mir empfindlich sein zu wissen, wer der Mann ist, der mich eines Bessern belehret? Würde die Hochachtung, die ich ihm in irgend einer Betrachtung etwa schuldig sein könnte, wol dadurch vermindert werden? Daß doch bei so manchem vernünftigen Manne immer noch Sache und Person, Wahrheit und bürgerliches Verhältniß so nahe beisammen stehen! Damit indeß Niemand auf den Unrechten rathe, versichert Herr Michaelis, es sei nicht der Bischof von London, mit dem er wol ehemals über die Unterschrift der 39 Artikel Briefe gewechselt habe. Es ist also ein andres Mitglied dieses in aller Betrachtung verehrungswürdigen Standes; und damit man auch die vierte Antwort besser versteht, sagt Herr Michaelis, er habe unter andern Fragen auch die vorgelegt: wie sich bei dem Vorschlage (motion), die Unterschrift der 39 Artikel abzuschaffen, die Bischöfe im Oberhause selbst über den Sinn dieser Unterschrift erklärt hätten? Und nun liefert er die Antwort selbst, in der Note englisch, im Texte aber deutsch, weil nicht alle Leser englisch verstehen möchten. Sie lautet, wie folget:

„1) Keiner von der Geistlichkeit unsrer Kirche, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, schwört auf die 39 Artikel. Die Bischöfe schwören nicht, sie unterschreiben nicht einmal; aber da alle Geistliche in den niedern Stufen bei der Ordination unterschreiben, so ist freilich gewiß, daß jeder Bischof auch ein Mal in seinem Leben unterschrieben hat.“

„2) Daß alle Bischöfe von den 39 Artikeln abgehen, ist so weit von der klaren Wahrheit entfernt, daß ich, der ich sie alle kenne, doch nicht mit gutem Gewissen sagen kann, daß auch nur ein Einziger von ihnen abgeht. (Dieß ist sehr viel mehr, setzt Herr Michaelis hinzu, als ich S. 71 geschrieben hatte; ich konnte nur von solchen Bischöfen reden, die ich kannte).“

„3) Die Meinungen sind ehedem verschieden gewesen: ob die Unterschrift der 39 Artikel bloß den Kirchenfrieden zum Zweck habe, und zu dessen Erhaltung die Verpflichtung auflege, keine neuen davon abweichenden Lehren vorzutragen, oder ob sie als volle Erklärung des innern Glaubens und Beistimmung mit

jedem Artikel zu nehmen sei? Beide Meinungen haben große Männer zu Vertheidigern gehabt, die erste aber scheint die allgemeinste zu sein."

„4) Der Vorschlag im Parlamente, die Unterschrift abzuschaffen, geschah nicht im Oberhause; und so konnte auch von den darin sitzenden Bischöfen, als einem Theil der gesetzgebenden Macht, keine Erklärung gegeben werden, die als der Sinn von Kirche und Staate angesehen werden könnte. Im Unterhause hingegen, wo die Sache behandelt ward, sehen die geschicktesten Sprecher die Unterschrift bloß als eine Einschränkung polemischer Schriftsteller und Prediger, zu Erhaltung des Kirchenfriedens, an."

„Ich muß zu diesen Antworten noch hinzusetzen, daß Herr Mendelssohn vielleicht durch eine anonymische Schrift verleitet sein könnte, die zu einer Zeit herauskam, da einigen Geistlichen ihre Unterschrift beschwerlich ward. Diese trägt dieselbe Entschuldigung der anders denkenden Geistlichen vor, die Herr Mendelssohn anführt. Man glaubte, sie wäre von einem alten würdigen Bischof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte."

„Aber, was soll ich von Herrn Mendelssohn denken, der aus einem so schwachen Grunde (wenn er anders auch nur *diesen* Grund hatte) alle Bischöfe, von denen er vermuthlich nicht einen Einzigen kennt, als *Meineidige* brandmarkt?"

Endlich setzt Herr Michaelis hinzu: „Ich glaube, Herr Mendelssohn ist deutschen Schriftstellern gefolgt, die dergleichen vorhin gesagt hatten, und das ist für ihn Entschuldigung; nur ist diese harte und unbillige Recrimination gegen das Volk, das dem Jüdischen Bürgerrechte geben sollte, und vorher gewiß sein will: was lehren die Juden vom Eide? eben keine Empfehlung."

Man siehet, Beide, der englische sowol als der deutsche Gelehrte, setzen als ausgemacht zum voraus, ich habe alle Bischöfe Englands als *Meineidige* brandmarken wollen; der Engländer, weil es ihm vermuthlich vorgegeben worden, und der Deutsche? ich weiß nicht aus welcher Ursache; aber offenbar wider Besserwissen, wie ich in der Folge zeigen werde. Dieser will sogar von der Härte und Unbilligkeit, die ich, als einzelnes Mitglied der Judenschaft, bei meiner Recrimination gezeigt, mißliche Folgen für meine ganze Nation besorgen.

Gesetzt nun, ich hätte mir eine solche Unbesonnenheit zu

Schulden kommen lassen, was wollen diese Herren mit ihrem Unterschiede zwischen beschwören und unterschreiben. Würde ich mich wol durch diesen Schein einer Entschuldigung haben beschämen und zurückweisen lassen? Sicherlich nicht. Jeder englische Geistliche, der ordinirt sein will, muß nach Vorschrift der vaterländischen Gesetze bei öffentlichem Gottesdienst die 39 Artikel der englischen Kirche lesen, und daß er deren Inhalt einen untrüglichen Beifall, ohne einige Ausnahme, gebe, mit lauter Stimme bezeugen; da denn einer oder zween der Eingepfarrten mit ihm zugleich lesen, damit sie bezeugen können, daß er nichts ausgelassen habe. Dieses Glaubensbekenntniß muß er hernach, als einen Contract, den er mit dem Vaterlande eingehet, und als eine Bedingung, unter welcher ihm das Vaterland Sold, Amt, Ehre und Würden verleihen kann, förmlich unterschreiben. Was fehlt einer so feierlichen Bekräftigung noch zu einem Eide? Etwa die gewöhnliche Formel: So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum? — Wahrlich! so hätte der Herr Ritter Michaelis, ohne nach London zu schreiben, um eine hohe Geistlichkeit zu beschweren, immer auf den gesunden Menschenverstand hin, voraussetzen können, daß man die Glaubensartikel mit dieser Formel nicht beschwören werde. Jedermann weiß, daß der Glaube an Gott und an Jesum Christum mit zu den 39 Artikeln gehören, und also wäre nichts lächerlicher, als diesen Glauben durch die Anrufung Gottes und seines Sohnes zu bekräftigen. Das hieße nach London schreiben, um zu erfahren, ob ein London wirklich vorhanden sei. Das hieße durch einen Eid bekräftigen, daß man die Eide für unverletzlich halte; in einem Contracte festsetzen, daß Contracte gültig sein sollen. Man nennet Dieß in der Schule einen Zirkel im Beweisen, und eine weise gesetzgebende Macht wird sich wohl gehütet haben, eine solche Ungereimtheit vorzuschreiben.

Man setze nun, es sei irgend ein Geistlicher gewissenlos genug, ein so feierliches Glaubensbekenntniß abzulegen, Amt, Ehre und Sold von seinem Vaterlande darauf anzunehmen, in dem Augenblicke selbst, da er dem Bekenntniß in seinem Herzen widerspricht; würde dieses Verbrechen geringer sein, als das Verbrechen eines Juden, der des Wuchers oder der Diebshehlerei angeklagt worden, und sich durch einen falschen Eid zu reinigen

sucht? Wird sich Jener noch mit der Entschuldigung retten können, daß er nicht geschworen, sondern bloß bekräftiget und unterschrieben habe? Ich muß gestehen, daß meine Casuistik auf die Nadelspitze nicht treffen kann, die hier noch einen Unterschied machen soll. Wie kann eine Sache beschworen werden, ohne welche jeder Schwur nichts bedeutet, ein wahres non ens ist? Wenn also die Gesetze Diesen nicht des Meineides schuldig erklären, so müssen sie sicherlich ganz andern Grund haben, als die Hinweglassung einer Formel, die in diesem Falle offenbar ungereimt sein würde.

Daß nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, ist freilich sehr viel mehr, als Herr Michaelis (S. 71.) geschrieben. Daselst heißt es nur von manchen englischen Bischöfen, daß sie sehr orthodox sind; und daran habe ich wol selbst nie gezweifelt. Wenn ich sage: Zählet die Bischöfe alle, die von den 39 Artikeln abgehen; so ist Dieses doch nicht so viel, als: die Bischöfe alle gehen von den 39 Artikeln ab. Warum stellet denn Herr Michaelis die Sache vor, als wenn ich das Letztere behauptet hätte, und wies nicht vielmehr den englischen Gelehrten zurecht, wenn mich dieser etwa mißverstanden hat? Ich glaube allerdings, daß manche Bischöfe des Oberhauses sehr orthodox sind; ja, ich glaube zur Ehre der Menschheit, daß sie es Alle damals gewesen sind, als sie eingesetzt worden, und ihr Bekenntniß in den Schooß ihres Vaterlandes abgelegt haben. Daß aber in der ganzen Folge von Jahren, nach dieser Einsetzung, bei dem von solchen Männern vorauszusetzenden, unabläßigen Untersuchen und Forschen nach Wahrheit noch jetzt nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, daß sie alle noch jetzt so unbedingt annehmen, als sie ihnen damals vorgelegt worden; Dieses hatte ich, mit so manchem rechtschaffenen Engländer selbst, aus wahrer Hochachtung für das Amt und den Untersuchungsgeist dieser verehrungswürdigen Männer geradezu verneinen zu müssen geglaubt. Ein Glück für die englische Kirche, daß man Dieses anzunehmen nicht zum vierzigsten Glaubensartikel gemacht hat. Mancher würde weniger Bedenken finden, die übrigen neun und dreißig, als diesen vierzigsten zu unterschreiben.

Daß einige Schriftsteller in England behaupten, die 39 Artikel haben den Kirchenfrieden zum Zwecke, und dienen bloß zur Einschränkung polemischer Schriftsteller, ist mir nicht unbekannt

gewesen. Allein, ich wußte auch, was andere große Männer von diesem Vorgeben geurtheilt; wie nachdrücklich sie sich wider eine sogenannte Alliance between church and state erklärt haben. Reime dieß Vorgeben, wer da kann, mit der feierlichen und wirklich eidlichen Versicherung, die jeder englische Geistliche bei der Einsetzung von sich geben muß:

> He promises, the lord being his helper, that he will be ready, with all faithfull diligence, to banish and drive away all erroneous and strange doctrines, contrary to God's word.

Räume Dieses, wer da kann, mit der ausdrücklichen Erklärung des fünften Canonis, in welcher es heißt:

> those to be excommunicated ipso facto who shall affirmany of these articles to be erroneous, or such as he may noth with a good conscience subscribe to.

Wenn die Meinung, daß die Unterschrift keine Annahme und volle Erklärung des innern Beistimmens, sondern bloß den Kirchenfrieden zum Zwecke habe, wie der englische Geistliche behauptet, die Oberhand zu gewinnen scheinet; wenn die geschicktesten Sprecher des Unterhauses selbst dieser Meinung sind, und deßwegen den Vorschlag zur Abänderung des Tests von der Hand gewiesen haben; und wenn eine hohe Geistlichkeit sich nicht für verpflichtet hält, die Sprecher des Unterhauses eines Bessern zu belehren, oder eine ähnliche Bill von ihrer Seite in Bewegung zu bringen: so wird man wahrscheinlicher Weise auch diese anscheinende Widersprüche sich zu erklären nicht schwer gefunden haben.

Ich kenne die namenlose Schrift nicht, die mich zu falschen Meinungen in Ansehung der englischen Kirchenverfassung verleitet haben soll. Wenn aber in England selbst diese Schrift einem alten würdigen Bischof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte, zugeschrieben wird, warum will man es denn einem Laien auf dem Continent, der auch die Abschaffung der Unterschrift wünscht, warum will man es Diesem nicht vergönnen, auf ähnliche Gedanken gekommen zu sein?

Und nun zu der Frage: „was man von mir denken soll, daß ich alle Bischöfe, von denen ich vermuthlich nicht einen Einzigen kenne, als Meineidige brandmarke?" Wenn ich auch diese hämische Vermessenheit gehabt hätte, alle Glieder

dieses erlauchten Standes mit dem schwärzesten der Laster zu brandmarken, und hierauf eine so gehässige Recrimination zu gründen; so würde ich dennoch weit entfernt sein, mit Herrn Ritter Michaelis zu besorgen, daß meine Thorheit meiner ganzen Nation zu einer übeln Empfehlung gereichen könne. Die großen Männer jener Nation, jedes Mitglied der gesetzgebenden Macht, das einst die Bill, meiner Mitbrüder zu naturalisiren, in Bewegung brachte und durchzuführen bemüht war, müssen über eine so triviale Denkungsart hinweg sein, müssen ohnehin den Grundsatz angenommen haben, daß die Fehler einzelner Glieder nicht der ganzen Nation anzurechnen seien; sonst würden sie der meinigen nimmermehr haben das Wort reden können.

Allein, ist es denn auch historisch richtig, frage ich nun auf meiner Seite, daß ich alle Bischöfe Englands, daß ich nur einen Einzigen von der hohen oder niedern Geistlichkeit, irgend eine unter der Last der beschworenen oder unterschriebenen Glaubensartikel seufzende, vernünftige Seele mit dem Meineide habe brandmarken wollen? Würde es nicht offenbar der ganzen Absicht meiner Schrift zuwider sein, wenn ich mir diese Liebloſigkeit hätte zu Schulden kommen lassen, und wie kann ich mir auf eine so handgreifliche Weise widersprochen haben?

Der Inhalt meiner Schrift, ersten Abschnittes gehet völlig dahin, zu beweisen, daß in Absicht auf Glauben und Nichtglauben keine Verbindlichkeit, kein Contract, und folglich keine Beeidigung schlechterdings Statt finde; daß die Freiheit zu denken, und das Recht, seine Meinungen zu ändern, auf keine Weise veräußert und einem Andern übertragen werden könne. „Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen, heißt es unter andern S. 294," sind unzuläßig, und wenn sie geleistet werden, so verbinden sie zu nichts, als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn. Wenn ich jetzt eine Meinung beschwöre, so bin ich Augenblicks darauf nicht deſto weniger frei, sie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen Eides ist begangen, wenn ich sie auch beibehalte; und Meineid ist nicht geschehen, wenn ich sie auch verwerfe." Man siehet, daß ich mit ausdrücklichen Worten den Mann, welcher von beschworenen Meinungen abgehen zu müssen glaubt, (denn von dem Gewissenlosen, der in währender Betheuerung ihnen im Herzen widerspricht, ist gar die Rede nicht,) von der Schuld des Meineides schlechterdings losspreche, und ihm bloß den Leicht-

sinn eines vergeblichen Eides anrechne, dem er aber nicht entgehet, wenn er auch seine Meinungen nicht abändert. Ich habe Dieses im Vorhergehenden aus Gründen der Vernunft zu erweisen gesucht; und sage sogar ausdrücklich, daß ich meiner Seits nicht vermessen genug wäre, über meinen Nebenmenschen den Stab zu brechen, selbst wenn er, bei veränderten Meinungen, noch fortfähret, die beschworenen Grundsätze öffentlich zu lehren; daß ich mir gar wohl Umstände denken könnte, unter welchen dieses sträflich scheinende Betragen vor dem Richterstuhle Gottes gerechtfertiget werden könne. Ich berufe mich hier auf so manche würdige Männer auf Lehrstühlen und Kanzeln, auf so manche Bischöfe des Oberhauses, die mit mir gleicher Meinung sein müssen, indem sie sonst ihr Amt niedergelegt haben würden, um sich nicht selbst des gebrochenen Eides anzuklagen. Und eben diese Betrachtung gibt mir Gelegenheit, von einer andern Seite in Klagen über die Oscitanz auszubrechen, mit welcher man ein veraltetes Gesetz noch immer fortwalten läßt, ob man gleich die Unstatthaftigkeit desselben einsiehet, und die traurigsten Folgen, zu welchen es führet, nicht nur vor Augen hat, sondern innerlich im Geist und Gewissen selbst empfindet. Ich sage: „Um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter den gesittetsten Menschenkindern gehabt hat. Zählet die Männer alle, die Eure Lehrstühle und Eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der Uebernehmung ihres Amtes beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen; die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würden bekleiden, und jene neun und dreißig Artikel, die sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie ihnen vorgelegt worden; zählet sie, und saget alsdann noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so Viele unte ihnen die Eide gering achteten!"

Man siehet, daß hier selbst, bei der sogenannten Recrimination, nicht von Meineid (noch hat kein Eisenmenger selbst meine Mitbürger geradezu des Meineides beschuldiget,) sondern bloß von Geringachtung der Eidschwüre die Rede sei; und diese Beschuldigung der Geringschätzung, Unwerthachtung und Herabwürdigung der feierlichsten Versicherungen und Zusagen, diese Beschuldigung, sage ich, trifft allerdings Diejenigen, welche es einsehen, daß ein Bund auf Glauben und Nicht-

glauben, ein Eid auf Glaubensartikel vergeblich, und also unzulässig sei, und sich dennoch nicht weigern ihn abzulegen; fällt mit gedoppelter Schwere auf Diejenigen, welche den Druck eines beklemmten Gewissens selbst empfinden, und nicht alle Maßregeln unterstützen, ja wol gar alle Maßregeln hintertreiben, durch welche man ihre Nebenmenschen von dieser innerlichen Unruhe zu befreien sucht. Zu einer solchen Rückklage glaube ich allerdings berechtiget zu sein; und hier rettet kein Unterschied zwischen Beschwören und Unterschreiben, wenn auch dieser in andrer Absicht bedeutender sein sollte, als er meiner Einsicht nach sein kann; rettet kein Behelf von Erhaltung des Kirchenfriedens, der mit der Chimäre von Erhaltung des Gleichgewichts in Europa von gleichem Werth sein, und so, wie dieser, nur das Gesetz des Stärkeren begünstigen dürfte. Denn leugnen wird man es doch wol nicht, daß diese Einrichtung, die Beeidigung und Unterschreibung vorgeschriebener Glaubensartikel, wenigstens in unsern Tagen, die schädlichsten Folgen nach sich ziehe, daß sie den sogenannten Kirchenfrieden nur im Aeußern gleißnet, im Innern aber, in Geist und Wahrheit, den unseligsten Unfrieden hegt und nähret, und immer weiter unter dem besten Theil der Menschen ausbreiten muß.

Also, nicht Meineid, sondern Mißbrauch und Geringschätzung des Eides war es, was ich auf alle Männer auf Kanzeln und Kathedern zurückschob, die sich in dieser ängstlichen Lage selbst befinden und nicht mit allen Kräften streben, die Einrichtung, die von so schädlichen Folgen ist, abzurathen, und von Denen, die Macht in Händen haben, abändern zu lassen. Mißbrauch und Geringschätzung der feierlichsten Betheuerung ist es, was ich noch jetzt den Bischöfen des Oberhauses, die selbst am Ruder sitzen, vorzuwerfen mich erdreiste, vornämtich Denen, welche die neun und dreißig Artikel nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie bei jener feierlichen Gelegenheit ihnen vorgelegt worden. Zwischen Vorwurf des Mißbrauchs und Geringschätzung der Eide, den man einigen Bischöfen macht, und Anklage des Meineides gegen Alle ist doch wohl noch ein größerer und wesentlicher Unterschied, als zwischen Beschwören und Unterschreiben der Glaubensartikel.

Daß der Engländer mich hat so sehr mißverstehen können, ist ihm sicherlich nicht zu verdenken. Er hat wahrscheinlicher

Weiſe meine Schrift nicht ſelbſt geleſen, und meine Abſicht ſo nehmen müſſen, wie ſie in einem Berichte vorgeſtellet worden iſt. Daß aber ein mir ſonſt ſo verehrungswürdiger Mann als der Herr Ritter Michaelis meine Schrift recenſirt, und alſo, wenn er es nicht wie der gemeine Haufe der Recenſenten macht, wohl wird durchgeleſen haben; daß dieſer Gelehrte den Mißverſtand veranlaſſet, und ſelbſt anzunehmen ſcheint, Dieſes iſt mir in der That unbegreiflich.

Weit weniger hingegen befremdet es mich, daß Herr Michaelis in dieſer Recenſion, ſo wie bei allen Gelegenheiten, noch immer fortfährt, meine Nation der abſcheulichſten Grundſätze, in Abſicht auf die Eide, zu beſchuldigen; obgleich Dohm, in dem zweiten Theile ſeiner vortrefflichen Schrift, mit unwiderlegbaren Gründen und Zeugniſſen ſie in dem Gemüthe eines jeden billigen Leſers gerechtfertiget, und den Ungrund jener gehäſſigen Anklage hinlänglich dargethan haben muß. Gewiſſe götting'ſche Gelehrte ſcheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die jüdiſche Nation eingenommen zu ſein; und obgleich das aufgeklärte Publikum ſeitdem zu menſchlichern und tolerantern Geſinnungen gelangt iſt, ſo beharren ſie immer noch bei dem verjährten Wahn. So Vieles auch die einzelnen Mitglieder der Univerſitäten als Lehrer und Schriftſteller zur Aufklärung Deutſchlands beigetragen; ſo ſcheinen ſich doch auf der hohen Schule ſelbſt gewiſſe Nationalvorurtheile am ſpäteſten zu verlieren. Selbſt die gelehrten Anzeigen, die von jeher würdige Schriftſteller zu Mitarbeitern gehabt, und ſich noch jetzt durch Männer, wie M. H. M. F. und A. in ihrem Anſehen erhalten, werden von manchem Recenſenten durch dergleichen vorgefaßte Meinungen nicht ſelten verunſtaltet. Schon vor dreißig Jahren, als Leſſing ſein Luſtſpiel die Juden herausgab, hatte ein Recenſent in denſelben die allumfaſſende Menſchenkenntniß, ihm entgegen zu ſetzen: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben; und noch jetzt, nach Verfließung ſolcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, da es beinahe kein Verdienſt mehr iſt, die Vorurtheile dieſer Art abgelegt zu haben, tritt noch immer ſo mancher Vertheidiger derſelben, wie wol mit offenbarer Ohnmacht, in eben dieſen gelehrten Blättern auf, gibt ſich die vergebliche Mühe, die vortrefflichen Ausarbeitungen eines Dohms herunter zu ſetzen, und ihnen ſo manche

kahle Schreiberei vorzuziehen, welche die Vorurtheile wider die jüdische Nation wiedrr in Gang zu bringen suchet.

---

3. Die Bildsäule.

Ein psychologisch-allegorisches Traumgesicht.

„Ich habe sie gesehen", erzählte gestern in unsrer Versammlung ein junger speculativer Kopf, der noch sein System nicht gewählt hat; „ich habe die Bildsäule à la Bonnet oder à la Condillac gesehen, welche sich unser Freund Engel aus Frankreich kommen ließ, um seinen philosophischen Satz zu beweisen. Ich habe sie genau beobachtet, bin auf alle ihre Bewegungen und Reden, Blicke und Geberden aufmerksam gewesen. Denn es war nicht sowol eine bloße Bildsäule, als ein selbstbewegendes sinnreiches Kunststück, ein Automaton nach vaucamsonscher Art, das alle menschlichen Verrichtungen nachzuahmen eingerichtet, und noch mehrerer Veränderungen fähig war. Ich habe ihr ganz Spiel wahrgenommen; aber freilich auch nur im Traume, oder vielmehr, mein Traumgenius hat das metaphysisch-allegorische Gesicht nur fortgesetzt, auf das ihn jener scharfsinnige Weltweise geführt hatte.

Der Sohn des Schlafs und der Dichtung war so gütig, mich in einen Saal zu führen, der mit vielen Automaten dieser Art ausgeziert war. Eines derselben ließ er hervortreten, im Saale auf und nieder spazieren, und endlich auf eine nicht unangenehme Weise singen und tanzen. Der Gesang fiel lieblich ins Ohr; obgleich die Worte nicht von Metastasio, und die Töne nicht vom Ritter Gluck gesetzt zu sein schienen. Auch der Tanz war nicht von Noverre erfunden, aber schien mir desto natürlicher und einfacher zu sein. Als ich mich genug an dem Schauspiele ergötzt hatte, rief ich: „Gütiger Genius! ich danke dir für dieses angenehme Spiel; aber nun zeige mir auch das innere Triebwerk, durch welches diese dädalische Bildsäule im Stande ist, die Sinne so angenehm zu unterhalten. Ich möchte nicht gerne bloß ergötzt sein, sondern auch durch deine Güte vernünftiger werden." „Vernünftiger?" sprach der Götterknabe.

„Die spröde Dame Vernunft ist selten meine Freundin. Sie ist von jeher meinem Vater nicht so sonderlich gewogen gewesen; und meine Mutter, deren Erzieherin sie gewesen sein will, hat mir gerathen, der Matrone äußerlich alle Achtung zu bezeigen, aber mich übrigens an ihre Launen und strenge Kritiken nicht zu kehren. Indessen sei dir ein Theil deines Wunsches gewährt."

Er berührte das Bild mit dem Mohnbüschel, den er von seiner Mutter zum Geschenk erhalten; und plötzlich verwandelte sich das Automaton in ein Chor von Jünglingen und Mädchen, welche nach dem Winke eines Chormeisters, Mens oder Menschengeist genannt, der auf erhabenem Throne in der Mitte saß, durch einander tanzten und sangen. Jedes derselben schien seine eigene Stellung, Geberde und Wendung, wie nicht weniger seine eigene Art von Modulation der Stimme unverändert zu behalten. Indessen vermischte sich dieses Alles in eine so angenehme Harmonie, daß ich eine Zeit lang meinen Vorsatz vernünftiger zu werden, darüber vergaß. Endlich rief ich: „Holder Dämon! ich kann in dieser großen Mannichfaltigkeit der Töne und Bewegungen nichts unterscheiden. Laß die Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen, einzeln auftreten und ihre Künste zeigen. Ich möchte mich mit Jedem derselben gern insbesondere unterhalten, und über die Art und Weise, wie sie erzogen und gebildet worden sind, Manches von ihnen selbst durch Fragen erforschen, Manches von ihrem Chormeister mir erläutern lassen. Diese Nachrichten würden in unseren Zeiten, da Alles, was in Pädagogik einschlägt, so allgemein beliebt ist" — „Gut, versetzte der Traumgott: ich merke wohl, Du wünschest bloß Stoff zu einer Vorlesung in Deiner Gesellschaft. — — Auch dieser Wunsch sei Dir gewährt!" Ich hatte hierauf im Traume eine lange Unterredung mit diesen Genien, erfuhr so manchen interessanten Umstand, den ich des Morgens, als ich erwachte, aufzeichnen wollte. Ich trat an das Pult, und — siehe! ich fand das Resultat der ganzen Unterhaltung mit den Genien sowol, als mit ihrem Anführer, auf einem Blatte von meiner eigenen Hand aufgezeichnet.

Wie? wo? und wann habe ich Dieses geschrieben? Nachts während dem Traume? — Ich muß wohl genachtwandelt haben, und warum nicht? Ohne Nachtwächter zu sein, kann man ein oder einige Mal in seinem Leben genachtwandelt haben; so wie man, ohne ein Trunkenbold zu sein, sich etliche Mal in

seinem Leben betrunken haben kann. Haben wir doch Alle, mehr oder weniger, die Anlage, im Traume gewisse willkürliche Bewegungen hervorzubringen, die mehr mit dem geträumten Zustande, als mit dem, in welchem wir uns wirklich befinden, übereinkommen. Dieß geschiehet, so oft die geträumten Bilder rege genug sind, auf die Organe der Bewegung zu wirken, und sie in die Bewegungen zu setzen, die ihnen entsprechen. Nun wird in dem gewöhnlichen Zustande zwar dieser Traum und seine Einwirkung auf die Gliedmaßen bald unterbrochen, und nicht lange genug anhalten, um den Namen der Nachtwandlung zu verdienen. Ist aber der Traum zusammenhängend genug, und aus wirksamen Bildern zusammengesetzt, so kann er auch zusammengesetzte Veränderungen in den Gliedmaßen der Sinne hervorbringen, und eine Zeitlang fortsetzen. Diese Reihe von willkürlichen Veränderungen, die der Träumende alsdann hervorbringt, nennen wir Nachtwandlen, und einen Menschen, der in seinem Körper die Anlage hat, Dieses öfter zu thun, einen Nachtwandler. — Ich darf also nur abschreiben, und hie und da einige Lücken, die in meinem nächtlichen Aufsatze zurückgeblieben sind, ausfüllen.

* * *

Zuerst erschienen zwei jugendliche Knaben, die sich Gesicht und Gefühl nannten. Beide lebten in vertraulicher Freundschaft, hatten ihre Schulstudien gemeinschaftlich gemacht, und sich einander ihre Kenntnisse, so wie Leid und Freude, die ihnen begegneten, wechselsweise mitgetheilt. Jener hatte einen Bruder, den er beständig mit sich führte. Er nannte sich zum Unterschied Raumgesicht und seinen Bruder Farbengesicht. Die Brüder hatten Alles gemein, bis auf die vertrauliche Freundschaft des Gefühls, die sich Farbengesicht zu erwerben nicht im Stande war. Auch nahm dieser wenig Antheil an jenen gemeinschaftlichen Studien, und überließ sich seinem eigenen Spiele, so oft diese sich von den Wissenschaften unterhielten. — Sie hatten unter andern die Anfangsgründe der Geometerie erlernt, oder vielmehr, wie von Blaise Paskal geprahlt wird, selbst erfunden. Raumgesicht, ein Knabe voller Einbildung und Anmaßung, schrieb sich die ganze Erfindung allein zu, und der gutherige Genius Gefühl ließ sich Dieses eine Zeitlang einreden. Als aber bei Professor Saunderson die beiden Brüder Raumgesicht und Farbengesicht einst abwesend waren, machte sich das Gefühl über die ganze Geometrie her

und entdeckte, daß seine Kenntnisse allein hinreichend wären, diese göttliche Wissenschaft zu erfinden, und daß ihm Raumgesicht nur einige Ausdrücke und Redensarten zur Erläuterung der Sätze hergegeben, die aber allenfalls auch entbehrt werden konnten. Ja, er ging so weit, daß er die Theorie, die sie gemeinschaftlich für das Farbengesicht festgesetzt hatten, in seine ihm eigenthümlichen Begriffe, Sprache und Redensarten zu übertragen wagte, so geringe auch sonst sein Umgang und seine Bekanntschaft mit dem Farbengesicht gewesen. Er erfand also eine Optik für Blindgeborne, und ließ sie durch Saunderson öffentlich lehren.

Die Entdeckung, die dieser Genius hiervon, bei einer andern Gelegenheit, seinem Freunde Raumgesicht machte, schien einige Kaltsinnigkeit zwischen ihnen zu veranlassen. Indessen merkte der scharfsinnige Genius Raumgesicht, daß auch er, ohne Beihülfe des Gefühls, eine Art von Geometrie erfunden haben würde, wiewol nicht dieselbe, welche sie gemeinschaftlich erfunden hatten. Er würde nämlich von andern einseitigern Grundbegriffen ausgegangen sein, würde alle Worte und Redensarten der gemeinschaftlichen Mathesis in seine eigene Sprache gleichsam haben übersetzen, andere Grund- und Heischesätze haben vorausschicken müssen, und auf Resultate gekommen sein, die bloß für das Gesicht passend gewesen wären. Diese Bemerkung brachte die Gemüther wieder näher zusammen. Sie sahen, daß sie Beide gleiche Ansprüche und gleiche Verdienste hatten, und fanden es also nützlicher, auf einseitige Rechte Verzicht zu thun, um das Gemeinschaftliche ihrer Erfindungen zu cultiviren, und davon in anderen Wissenschaften den nützlichsten Gebrauch zu machen.

Sie trugen also ihre Kenntnisse zusammen, verglichen sich über die Begriffe von Raum, Entfernung, Erhöhung, Vertiefung, Linie, Winkel, Fläche, Bewegung u. s. w. Worte, die in dem Dialekte eines jeden Sinnes ihre eigene Bedeutung haben; die aber dennoch so beschaffen sind, daß sich der eine Sinn durch die Sprache des andern verständlich machen kann. So ist z. B. in der Sprache des Gesichts eine Linie gerade, wenn sie aus einem ihrer Endpunkte betrachtet, von einem Punkte nicht zu unterscheiden ist; oder wenn sie sich vom Horizonte allmälig erhebt, je weiter sich ihre Theile vom Auge entfernen. Eine Kugel ist ein Körper, dessen Schatten von allen Seiten zirkelförmig ist. In der Sprache des Gefühls werden diese Erklärungen an-

ders ausgedrückt; dem Wesen nach bleiben sie aber immer dieselben. Und die Knaben verstanden sich einander, so oft sie sich von ihren Angelegenheiten zu sprechen hatten: so wie auch die Berichte, welche sie dem Chormeister von ihren Wahrnehmungen und Verrichtungen abzustatten hatten, ihm deutlich waren, und mit Beifall aufgenommen wurden.

Die Nachrichten der übrigen Knaben hatten bei weitem die Deutlichkeit nicht. Ihr Vortrag schien mehr Empfindung, oder Empfindelei, als reiner Verstand. Gehör, ein rascher wollüstiger Knabe, schien zwar mit einiger Anstrengung auf die Zeit und ihre Ausmessungen aufmerksam zu sein; allein am Ende mehr, um der Empfindung zu schmeicheln, oder das Herz für sich einzunehmen, oder die Einbildungskraft in Feuer zu setzen, als um den Verstand zu bilden. Alle seine Bilder hatten Leben und Bewegung. Zärtlichkeit, Mittheilung, Mitleid und Mitfreude; auch Zorn und Wuth, und Alles, was die Leidenschaften Schreckliches haben, konnte er in seinem Dialekt gar schicklich ausdrücken. Nur dem Verstande brachten seine Lautbilder kein sonderliches Licht.

Geruch und Geschmack, beide von grober, plumper Sinnlichkeit, waren dem Genusse so ergeben, daß auch die Einbildungskraft nichts mit ihnen zu thun haben wollte. Sie lebten mit einander ungefähr in demselben vertraulichen Umgange, wie Gesicht und Gefühl. Aber Beide von weit trägerem Wesen, klebten immer an dem Gegenwärtigen, und hielten sich so fest an den Augenblick, daß mit ihm auch aller Genuß und alle Besinnung zu verschwinden schien. So groß die Mannichfaltigkeit ihrer Empfindungen war; so wenig hatten sie sie doch in Klassen gebracht, und durch Worte und Zeichen auszudrücken gesucht. Die grobe Sinnlichkeit ist nicht sonderlich mittheilend, und bedarf um so viel weniger der Sprache.

Jene wissenschaftliche Götterknaben, Gesicht und Gefühl, wollten einst in den von ihnen erfundenen mathematischen Wissenschaften die übrigen Genien unterrichten; allein alle ihre Bemühung, sich ihnen verständlich zu machen, war vergeblich. Wenn die Schüler sich auch derselben Worte bedienten, so verbanden sie doch damit weder dieselben, noch ähnliche Begriffe. Zuweilen waren es bloße leere Zeichen, die sie von ihren Lehrern auf Glauben annahmen, ohne sich überall eines Eindrucks dabei bewußt zu sein. Zuweilen hatten die Zeichen zwar auch in ihrem Dia-

lekt einige Bedeutung; aber diese war von dem wahren Sinne derselben sehr weit entfernt, unfruchtbar an Folgen, und unfähig sie in der wissenschaftlichen Erkenntniß einen Schritt weiter zu führen. Wenn das Gehör von Höhen und Tiefen redete, oder der Geschmack einen Eindruck scharf oder stumpf nannte, so waren ihre Begriffe von Allem, was Körper und Flächen angehet, so weit entfernet, daß weder geometrische noch arithmetische Grundsätze dabei von einigen Folgen sein konnten. Endlich ward ihr Vortrag durch Einmischung übel verstandner Kunstwörter nur verwirrter; und die Einbildungskraft, in deren Hause sie gebildet wurden, merkte, daß durch die Bemühung sie wissenschaftlich zu machen, ihre Talente nicht verbessert, und die Berichte, die sie dem Chormeister abzustatten hätten, ihm weder verständlich, noch nutzbarer gemacht würden.

Voller Unwillen über ihrer Zöglinge Ungelehrigkeit, und chimärisch, wie diese Dame zu sein pfleget, gerieth sie auf den sonderbaren Einfall, sie ihrer Dienste völlig zu entlassen. „Was sie von den äußern Gegenständen zu berichten haben, dachte sie, können jene Kinder der Vernunft in ihrer wissenschaftlichen Sprache ebenso faßlich, und mit weit mehr Ordnung, Praecision und Deutlichkeit vortragen. Was ist das Gehör anders, als Bebung in den Nervenfasern dieses Organs, die mit den Schwingungen der schallenden Luft übereinstimmen? Durch Linien und ihre Verhältnisse kann also Alles angedeutet werden, was dieser Sinn vorzutragen hat. Und das Farbengesicht? Am Ende kömmt Alles auf den Lichtstrahl und den Winkel an, unter welchem er gebrochen und von der Oberfläche der Körper zurückgeworfen wird. Durch Linien, Winkel und Flächen wird sich also auch Alles angeben lassen, was dieser vorzubringen haben kann. Dieser Genius stehet überhaupt, wie sie bemerkte, in einem doppelten Verhältnisse. In Absicht auf sein Object und das Räumliche desselben, ohne welches sich keine Farbe denken läßt, stehet er in der genauesten Verwandtschaft mit Raumgesicht; in Absicht auf seine Wirkung aber hat er die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Gehör; so daß sich seine Wahrnehmungen alle durch Berichte jener mit ihm verwandten Sinne leicht ersetzen lassen. Wir können also in Zukunft dieser unverbesserlichen Knaben gänzlich entbehren, fuhr sie mit sich selbst fort; Gefühl und Raumgesicht mögen Alles, was den Körper und seine Eigenschaften angehet, und Gehör, was von der Zeit und ihren Ausmessungen abhänget,

fernerhin auf das Treueste berichten; Bewegung und Ruhe, und was sonst mit diesen in Verbindung stehet, sei ihnen gemeinschaftlich überlassen. Die übrigen Genien mögen ihres Daseins genießen und schlafen."

Dame Vernunft, mit der die philanthropische Erzieherin Dieses an einem Morgen überlegte, hielt mit ihr folgendes Gespräch:

„„So wäre denn, Deiner Theorie nach, mein Kind! der Schall nichts anders, als das Beben der Saite, oder das Schwingen der Lufttheile?""

„Was sonst?"

„„Gleichwol hören die Menschen weder Saite noch Luft, weder Schwingen noch Beben.""

„Weil sie weder in der Luft, noch in der Saite hören; sondern im Ohr, oder noch eigentlicher im Gehirne."

„„Sie hören doch aber auch kein Ohr, kein Gehirn, keine Nervenfasern, keinen Nervensaft, und keine Nervenschwingung. Der Schall dünkt mich etwas von allem Diesen Unterschiedenes zu sein.""

„Allerdings, etwas Anders. Der Schall ist eine sinnliche dunkle Empfindung, eine Empfindung, in welcher wir die Dinge nicht sehen, wie sie sind, nicht wahrnehmen, wie sie den Objecten außer uns zukommen; sondern wie wir sie uns, nach unsrer Eingeschränktheit, vorstellen."

„„Du denkst also: wenn die sinnliche Erkenntniß deutlich wäre, so würden die Menschen nicht mehr Schall, sondern weiße oder gräuliche Gehirnfasern wahrnehmen, die sich bald geschwinder, bald langsamer schwingen, oder die einen feinen leicht beweglichen Saft in einander ergießen. Nicht?""

„Was denn Anders? Es gehet ja wol in währendem Hören nichts Anders in dem äußern oder innerem Organ vor, als etwa dergleichen Abänderungen in den feinsten Fasern und Gefäßen, oder in Demjenigen, was sie enthalten."

„„Siehest Du aber nicht, mein Kind! daß Dieses heißt: wenn die sinnliche Erkenntniß deutlicher wäre, so würden die Menschen mit den Fingern oder mit den Augen hören? Leuchtet Dir Dieses denn nicht ein?""

„Nicht völlig!"

„„Was weiß das Gehör von Organ, von Fasern, von Saft, von Schwingungen? überhaupt von Raum, Materie,

und Bewegung? Alle diese Begriffe haben die Menschen den Fingerspitzen und den Augen zu verdanken. Den Schall in solche Merkmale auflösen, heißt im Grunde nichts Anders, als ihn mit Fingern greifen, oder mit Augen sehen wollen.""

„Die Farben aber —"

„„Mit den Farben hat es dieselbe Bewandtniß. Sie durch Linien und Winkel in deutliche Begriffe verwandeln, heißt: sie mit den Fingern greifen wollen; — ebenso ungereimt, als sie mit den Ohren hören wollen! Nicht anders verhält es sich mit Geruch und Geschmack. Der Reiz in den Nervenwärzchen, wodurch man sie zu erklären sucht, ist den Worten sowol, als den Begriffen nach, aus der Sprache des Gefühls und des Raumgesichts entlehnt; und erklärt eben so wenig die Natur der Empfindung, des Geschmacks und des Geruchs, so wenig man den Geschmack hören oder den Geruch sehen kann.""

„Indessen ist doch aber im Gehirn irgendwo der Sitz der Seele; und was bei den sinnlichen Empfindungen an diesem Orte vorgehet, kann doch im Grunde nichts Anders sein', als Bewegung einer festen oder flüssigen Materie?"

„„Sitz der Seele? — Der Blindgeborne, bevor ihm das Gesicht wiedergegeben ward, glaubte nicht Anders, als seine Seele sei in den äußersten Fingerspitzen.""

„In der That, ein seltsamer Einfall!"

„„Nicht so seltsam, als es Dir scheint, meine Tochter! Daselbst war der Sammelplatz aller seiner äußern Empfindungen; der Ort, von welchem alle seine klaren und deutlichen Begriffe ausgingen. Mußte er nicht seine Seele dorthin verlegen? — Von den Fingerspitzen selbst aber hatte er nicht den sichtlichen Begriff, den der Sehende davon hat; nicht den durch Licht und und Schatten, Hell und Dunkel, und alle übrigen Modificationen der Farbe sich abändernden Eindruck, sondern einen bloß fühlbaren, durch Glätte und Rauhigkeit, Härte und Weichheit, Erhöhung und Vertiefung modifizirten Eindruck. Was er mit diesen Fingern, im eigentlichen Sinne, begreifen konnte, war auch für seinen Verstand begreiflich; daher er den Sitz seiner Vorstellungen von Dingen außer sich nothwendig dahin verlegen mußte, wo ihm alle seine Erkenntniß herzukommen schien.""

„Richtig! — aber."

„„Eine kleine Geduld! Nun wurden ihm die Augen geöffnet. Er erlangte auch Eindrücke des Gesichts, und verglich

sie mit den Eindrücken des Gefühls; setzte beide außer sich, in einen und denselben Gegenstand, weil sie sich so oft begleiteten. Aber den Gegenstand beider Empfindungen setzte er Anfangs dicht an dem Orte, wo er seinen eigenen Leib sah und fühlte; daher ihm die Gegenstände alle, die er sah, dicht auf den Augen zu liegen schienen. Die Seele verließ nunmehr die Fingerspitzen, wo bloß die Gefühle ihren Sammelplatz hatten; denn nunmehr ist der Leib zu einem sichtbaren Bilde geworden, in welchem an verschiedenen Orten verschiedene Organe zu sehen, und auch zu fühlen waren. Sie schlug also ihren Thronsitz an einem Orte auf, wo alle Sinne freien Zutritt zu haben scheinen, etwa unweit der Augen; oder, wenn der sehend gewordene Blinde Anatomie höret, im Gehirne. — Endlich setzt er allmälig die Gegenstände, die er siehet und fühlt, auch in einiger Entfernung, von seinem sichtbaren Leibe hinweg, nachdem er sich mehr oder weniger Bewegung geben mußte, einen Gegenstand des Gesichts zu berühren. Schall, Geruch und Geschmack ist der Mensch nicht so geneigt, außer sich, und mit den Eindrücken des Gesichts und des Gefühls in einen und eben denselben Gegenstand zu setzen; weil die Gegenstände öfters gegenwärtig sein können, ohne einen Laut von sich zu geben, und weil ihre Merkmale nicht so auseinander fallen, daß sie an etwas Räumliches —"

„Keine Lection aus dem Condillac, wenn ich bitten darf! Sagen Sie mir nur! Ist es denn nicht andem, daß sich Alles in der körperlichen Natur durch Materie und Bewegung erklären lasse?"

„„In so weit sich diese körperliche Natur mit den Fingern greifen, oder mit den Augen sehen läßt, ist Dieses nicht zu leugnen; aber auch nicht weiter. Sind doch Materie und Bewegung selbst, sowol dem Begriffe, als den Worten nach, aus den Bezirken dieser beiden Sinne genommen. Weder Schmerz noch Schall, weder Hunger noch Geruch, haben das Mindeste mit Materie und Bewegung gemein.""

„Was nennet Ihr denn, Madam! mechanisch philosophiren, wovon Eure Schüler so viel Rühmens zu machen pflegen?"

„„Durch unzeitigen, oder unschicklichen, oder allzuhäufigen Gebrauch kann Alles gemißbraucht werden. — Mechanisch philosophiren heißt, eine zusammengesetzte Erscheinung in ihre Elemente auflösen; in der Körperwelt insbesondere eine Erscheinung bis auf die einfachen Grundbegriffe von Ausdehnung, Wider-

stand, und Bewegung zergliedern, und jeder Veränderung Maaß, Zahl und Gewicht bestimmen, und endlich, wo es möglich ist die Größen in den Ursachen mit den Größen in den Werkzeugen in Vergleichung bringen. In so weit also diese Methode auf zusammengesetzte Erscheinungen des Gesichts und des Gefühls angebracht wird, reicht sie wirklich hin, sie im eigentlichsten Verstande zu erklären. Von den Gegenständen der übrigen Sinne aber gibt diese sogenannte mechanische Philosophie eine bloß scheinbare, im Grunde aber täuschende Art zu erklären ab.""

„Hierüber bitte ich mir nähere Erläuterung aus."

„„Diese wollte ich eben hinzufügen. Die Eindrücke der übrigen Sinne sind an und für sich, wie Du weißt, nicht leicht unter mathematische Begriffe zu bringen; nicht leicht nach Maaß, Zahl und Gewicht zu bestimmen, weil ihre Merkmale gleichsam in einander fallen, und nicht in Einheiten getrennt werden können. Du selbst bemerktest aber, daß sie mit den Eindrücken des Gefühls und des Gesichts in beständiger Uebereinstimmung sind: daß eine längere Saite von diesem oder jenem Verhältniß diesen oder jenen bestimmten Ton hervorbringt; daß ein Grad des Feuers, der die Körper so und so viel ausdehnet, auch diese oder jene Empfindung der Wärme, wenn alles Uebrige gleich ist, in dem menschlichen Körper hervorzubringen fähig ist; daß endlich ein Lichtstrahl unter diesem oder jenem Winkel gebrochen, auch allezeit von dieser oder jener Empfindung der Farbe begleitet wird. Nun kamst Du, mein Kind! wie Du Dich erinnern wirst, auf den nicht unglücklichen Einfall, die Erscheinungen der übrigen Sinne, mit den Eindrücken des Gesichts und des Gefühls, die ihnen entsprechen, in Vergleichung zu bringen. Du erfandest das Monochord, das Thermometer, und die ganze Farbentheorie des Newton, um durch diesen Kunstgriff die Erscheinungen der übrigen Sinne unter mathematische Ausmessungen zu bringen. Die Quantitäten und ihre Verhältnisse konnten auf diese Weise, aus dem Gebiete der beiden deutlichen Sinne, auf die Eindrücke der übrigen sinnlichen Empfindungen übergetragen werden, da die Erfahrung lehrte, daß Diese mit Jenen, unter allen Veränderungen, in beständiger Uebereinstimmung blieben. Durch Reduction der übrigen sinnlichen Veränderungen auf die begleitenden Veränderungen im Sichtbaren und Fühlbaren, wurden Linien und Flächen und Zahlen angebracht, wo nur von Stärke und Schwäche die Rede sein konnte. — Der Einfall war sinnreich,

und hatte seinen Nutzen. Du siehest aber selbst, daß die Reduction bloßes Hülfsmittel sei; aber keine wirkliche Erklärung an die Hand gebe. Die Empfindung des Schalls, des Geruchs, der Farbe, so wie des Hungers, des Schmerzes, durch Materie und Bewegung erklären, heißt: den Schall sehen, die Farben hören, oder den Hunger mit Fingern greifen wollen. Da die Erscheinungen der übrigen Sinne, nicht aus Elementen der Materie und Bewegung zusammengesetzt sind; so können sie auch in diese Elemente nicht aufgelöset, d. h. durch Materie und Bewegung nicht erklärt werden. So oft Dieses geschiehet, ist es bloß Hülfsmittel der Erfindungskunst, um unausgedehnte Größen, die an und für sich nicht ausgemessen werden können, mit ausgedehnten Größen zu vergleichen, und vermittelst derselben sie unter mathematische Ausmessungen zu bringen. Ein wahrer Mißbrauch dieser Methode aber ist es in der That, wenn man glaubt, Farbe, Geschmack, Geruch, Hunger, Schmerz u. s. w. durch Linien und Winkel, Raum, Widerstand und Bewegung begreiflich machen zu können. Jeder Sinn hat gleichsam seinen eigenen Dialekt. Diese Begriffe von Ausdehnung und Bewegung sind aus der Sprache des Gefühls entlehnt. Es ist dir erlaubt, zum Behuf Deiner Erfindungen aus dem Dialekt der übrigen Sinne in den Dialekt des Gefühls und des Gesichts gleichsam zu übersetzen. Du täuschest Dich aber selbst, wenn Du glaubst, jene heterogene Mundarten dadurch verständlich zu machen.""

* * *

Bis hierher war mein Aufsatz noch ziemlich leserlich, oder doch wenigstens zu entziffern, und die Gedanken konnten mit geringen Veränderungen in einen leidlichen Zusammenhang gebracht werden. Der Ueberrest war nicht zu verstehen, und verlor sich zuletzt in lauter Gedankenstriche. — —

Mein Traumgenius ist, wie man siehet, aus der Schule des Thomas Barklai, die Alles idealistisch erklären will, und Ausdehnung, Figur und Bewegung eben so wenig einem außer uns wirklichen Gegenstand zuschreibt, als Schall, Farbe, Geruch und Geschmack, oder Schmerz, Durst und Hunger. Beatty, Reid, und die übrigen Freunde des Gemeinsinnes (Commonsense), die wider den Bischof zu Felde gezogen sind, lassen sich diese Spitzfindigkeiten nicht irren, und trauen keiner Speculation, die den gesunden Menschenverstand wider sich hat. Insbesondere, sprechen sie, muß die Philosophie nicht wieder durch einander werfen,

was der gemeine Menschenverstand auseinander gesetzt und unterschieden hat. Nichts leuchtet dem geraden Menschensinne mehr ein, als der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenbeschaffenheiten der Dinge, wie Locke sie genannt hat. Die Körper außer uns sind, wie Jedermann aus voller Ueberzeugung spricht, wirklich ausgedehnt, haben wirklich und in der That Figur und Beweglichkeit, und können vermittelst dieser Grund- und Hauptqualitäten, woraus sie bestehen, Schall, Geruch und Geschmack, in den Gliedmaßen der Sinne, und vermittelst dieser in unserm denkenden Wesen erzeugen, und zur Wirklichkeit kommen lassen. Wenn wir den innern Bau jedes Organs kennten, glaubt Jedermann, so würden wir auch begreifen, wie durch Abänderung jener Grundbeschaffenheiten, d. i. durch das Gewebe der feinsten Fasern, und durch die Bewegung, die ihnen von den äußern ausgedehnten und bewegten Gegenständen mitgetheilt wird, diese Nebenbeschaffenheiten entstehen, oder vielmehr die Empfindungen und Vorstellungen derselben in uns erzeugt werden kann.

Ihr scheint die Schwierigkeit, die hier liegt, nicht recht zu fassen, oder nicht fassen zu wollen, ruft der Anhänger des Barklai. Ihr zeigt bloß die Veränderungen im Sichtbaren und Fühlbaren an, von welchen die Empfindungen der übrigen Sinne begleitet werden, und glaubt die Empfindung dieser Sinne erklärt zu haben. Ihr übersetzet gleichsam nur aus der Sprache der übrigen Sinne in die Sprache des Gefühls und des Gesichts; und täuschet Euch selber, wenn Ihr glaubt, auf diese Weise die Natur und die Beschaffenheit der übrigen Sinne ins Licht gesetzt zu haben. Ganz befremdend ist es übrigens, wenn Ihr Euch auf Gemeinsinn berufet. Ihr ginget ja auf philosophische Erklärung aus, versprachet ja Befriedigung der Vernunft.

Das sehen wir wohl ein, antworten Jene, daß Eure Philosophie Forderungen macht, denen wir nicht Genüge leisten können. Allein wir bescheiden uns, und thun Verzicht auf die Befriedigung einer Vernunft, die in diesem Leben nicht völlig zu befriedigen ist. Wo das Erklären über unsere Kräfte gehet, begnügen wir uns mit der Erläuterung. Ihr vergleichet unsere Methode mit einer Uebersetzung aus dem Dialekte der übrigen Sinne in den Dialekt des Gesichts und des Gefühls, und saget, daß dadurch die Sprache der Urschrift nicht verständlicher wird? Wenn Ihr Dieses bloß zur Demüthigung unsrer Philosophie saget, so lassen wir es uns gefallen. Gestehet aber auch auf

Euerer Seite, daß deßwegen diese Erläuterungsmethode nicht ganz zu verwerfen sei. So lange wir die Urschrift, um bei dieser Vergleichung zu bleiben, so lange wir sie selbst nicht lesen können, müssen wir uns mit Uebersetzungen behelfen; und sie würden uns gute Dienste thun, wenn wir sie nur vollständig hätten, wenn nicht an den wichtigsten Stellen noch gar merkliche Lücken zurückgeblieben, die man uns bis jetzt noch nicht ergänzt hat. Was für ein Licht würde uns in der Physiologie des menschlichen Körpers, und vermittelst derselben in vielen andern Wissenschaften und nützlichen Kenntnissen aufgehen, wenn wir den Bau der Nerven und Muskeln, die innere Fabrik des Gehirns, den Zusammenhang und die Verwebung ihrer kleinsten Theile, und den Umlauf der Säfte in denselben auf das Genaueste angeben könnten! Obgleich alles Dieses uns, Euerer Erinnerung zufolge, bloß zu einer vollständigen Uebersetzung führen würde.

Allerdings, würde der Schüler Barklais, oder Engels metaphysischer Traumgenius hierauf antworten: ich leugne den Nutzen nicht, den eine solche Uebersetzung haben kann, und bin weit davon entfernt, diese Methode an und für sich zu tadeln, oder die Bemühung Derjenigen gering schätzen zu wollen, die sie zu erweitern, und die Lücken zu ergänzen suchen. Man erinnere sich aber nur jederzeit, daß eine Uebersetzung eine Uebersetzung ist; und hüte sich, davon auf das Genie der Ursprache zu schließen. Bildet Euch also nicht ein, z. B. daß Schall und Geruch, Geschmack und Farbe nichts Anders sei, als dunkle oder verwirrte Vorstellungen von figurirten und bewegten Körperchen, wie einige Weltweisen zu behaupten gewagt haben; vermuthlich Anfangs zur bloßen Erläuterung, um zu zeigen, was im währenden Hören, Riechen und Schmecken etwa für harmonische Veränderungen im Fühlbaren und Sichtbaren vorgehen mögen. Am Ende aber verschwand diese philosophische Bescheidenheit, und man glaubte erklärt zu haben, was Hören, Riechen und Schmecken sei? Wer war es, der in seiner philosophischen Begeisterung ausrief: Man gebe mir Materie und Bewegung, so mache ich eine Körperwelt! Und wenn der Großsprecher auch die Weisheit eines Gottes gehabt hätte, so würde er mit diesen Materialien nichts mehr, als das Fühlbare und Sichtbare in der Welt haben hervorbringen können. Zu den Eindrücken und Merkzeichen der übrigen Sinne würden ihm noch immer die ersten Elemente gefehlt haben.

Ihr sehet also, daß diese Weltweisen gar bald vergessen, daß eine Uebersetzung keine Urschrift sei. Was sollen wir aber zur Vergeßlichkeit Derjenigen sagen, die nicht nur alle übrigen Sinne in Gefühl und Gesicht verwandeln, und so zu sagen den Schall sehen, und den Geruch betasten wollen, sondern auch alle übersinnliche Begriffe des Menschen, alle Wirkungen und Verrichtungen des Verstandes und Witzes, der Vernunft und der Einbildungskraft, durch Abänderungen der sichtbaren und fühlbaren Eigenschaften der Dinge verständlich erklären zu können glauben? Ein feines Gewebe von Fasern, welche ineinander verschlungen sind, und welche die Schwingungen und Bebungen, worin sie von äußern Gegenständen gesetzt werden, sich einander harmonisch mittheilen, Dieses sind die Materialien, aus welchen sie eine ganze Geisterwelt erbauen wollen; und die Gesetze, nach welchen sich diese Schwingungen im Sichtbaren oder Fühlbaren erzeugen und mittheilen lassen, sollen dieselben sein, aus welchen sich die Gesetze der geistigen Verrichtungen alle herleiten lassen. Nachdem diese oder jene Fibern, mehr oder weniger, stärker oder schwächer, erschüttert werden; ist der Erfolg bald ein Urtheil des Verstandes, bald ein witziger Einfall, bald eine großmüthige Entschließung. Diese Denker müssen sich in der That haben aus der Acht kommen lassen, daß Faser, Gewebe, Schwingen, Beben, und alle Synonyma, deren sie sich zum Behuf ihrer Hypothese bedienen, ursprünglich aus der Finger- und Augensprache entlehnt sind, und also nichts Anders begreiflich machen können, als was sich betasten oder besehen läßt. Sie sind von der sehr gegründeten Vermuthung ausgegangen, daß mit jeder geistigen Veränderung, mit jeder Verrichtung der Seelenkräfte, irgendwo im Sichtbaren und Fühlbaren (d. i. in der Materie) eine harmonische Veränderung vorgehen müsse. Sie fanden, wie es scheint, Anfangs für gut, jene durch diese bildlich vorzustellen; im Sinnlichen auf eine materielle Weise zu zeigen, was im Uebersinnlichen, auf eine geistige Weise, vorgehe; und Dieses war ihnen nachzusehen. Allein diese Vergleichung des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen, dieses Uebersetzen und bildliche Vorstellen für eine Erklärung ausgeben, heißt den Witz mit Händen greifen oder die Vernunft durch die Brille sehen wollen.

Diese Erklärer lassen sich also, meines Erachtens einen vierfachen Erschleichungsfehler zu Schulden kommen: 1) Was höchstens der Vorwurf eines oder des andern Sinnes sein kann,

machen sie zum Vorwurf aller Sinne, und erbetteln gleichsam den Satz, daß die bewegte Materie der Stoff und der Vorwurf aller sinnlichen Empfindung sei. 2) Ganz unvermerkt nehmen sie sich mehr, als Ihr eingeräumt habet; und nun ist ihnen die in Bewegung gesetzte Materie, nicht nur der Vorwurf der Empfindung, sondern auch die Empfindung selbst. 3) Lasset Ihr auch Dieses hingehen; so wagen sie es, die Materie und ihre objectiven Abänderungen, zu den überſinnlichen Begriffen, und selbst zu den Wirkungen und Verrichtungen der Geisteskräfte zu erheben; und verwandeln am Ende 4) durch einen unbegreiflichen Zauber dieses Object einiger Sinne in das Subject alles Sinnlichen und Uebersinnlichen selbst, d. i. aus dem materiellen Vorwurf des Gesichts und des Gefühls machen sie ein Wesen, das die Eindrücke dieser und aller übrigen Sinne nicht selbst sein, sondern wahrnehmen, die Vorrichtungen der Erkenntniß und Bewegungskräfte nicht selbst sein, sondern in sich hervorbringen soll. — Mich dünkt, Dieß heißt nicht nur, mit jenem Blinden sich die Scharlachfarbe wie den Klang einer Trompete vorstellen; sondern: die Seele selbst sich wie eine Geige denken, die in den Händen eines Virtuosen ein Instrument der Harmonie und des Wohlklangs werden kann; und des Virtuosen vergessen, der diese göttliche Harmonie erst hervorbringen muß, wenn wir den Werth des Instruments erkennen sollen.

---

4. Ueber die Frage: was heißt aufklären?

Die Worte Aufklärung, Cultur, Bildung sind in unsrer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Bücherſprache. Der gemeine Haufe verstehet sie kaum. Sollte Dieses ein Beweis sein, daß auch die Sache bei uns noch neu sei? Ich glaube nicht. Man sagt von einem gewissen Volke, daß es kein bestimmtes Wort für Tugend, keines für Aberglauben habe, ob man ihm gleich ein nicht geringes Maaß von beiden mit Recht zuschreiben darf.

Indessen hat der Sprachgebrauch, der zwischen diesen gleichbedeutenden Wörtern einen Unterschied angeben zu wollen scheint, noch nicht Zeit gehabt, die Grenzen derselben festzusetzen. Bil-

dung, Cultur und Aufklärung sind Modificationen des geselligen Lebens; Wirkungen des Fleißes und der Bemühungen der Menschen ihren geselligen Zustand zu verbessern.

Je mehr der gesellige Zustand eines Volks durch Kunst und Fleiß mit der Bestimmung des Menschen in Harmonie gebracht worden, desto mehr Bildung hat dieses Volk.

Bildung zerfällt in Cultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objective), auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjective). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Cultur wird demselben beigelegt; so wie einem Grundstücke desto mehr Cultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt worden, dem Menschen nützliche Dinge hervorzubringen. — Aufklärung hingegen scheinet sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (object.) und Fertigkeit (subject.) zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maaßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen.

Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maaß und Ziel aller unsrer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Eine Sprache erlanget Aufklärung durch die Wissenschaften, und erlanget Cultur durch gesellschaftlichen Umgang, Poesie und Beredtsamkeit. Durch jene wird sie geschickter zu theoretischem, durch diese zu praktischem Gebrauche. Beides zusammen gibt einer Sprache die Bildung.

Cultur im Aeußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Cultur und Aufklärung ist; deren äußerlicher Glanz und Geschliffenheit innerliche, gediegene Aechtheit zum Grunde hat!

Aufklärung verhält sich zur Cultur, wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntniß zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich betrachtet, (objective) stehen sie in dem genauesten Zusammenhange; ob sie gleich subjective sehr oft getrennt sein können.

Man kann sagen: die Nürnberger haben mehr Cultur, die

Berliner mehr Aufklärung; die Franzosen mehr Cultur, die Engländer mehr Aufklärung; die Sineser viel Cultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten Beides, Cultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, so wie ihre Sprache eine gebildete Sprache ist. — Ueberhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Cultur sowol als der Aufklärung, der Ausdehnung sowol als der Stärke nach.

Ferner läßt sich die Bestimmung des Menschen eintheilen, in 1) Bestimmung des Menschen als Menschen, und 2) Bestimmung des Menschen als Bürger betrachtet.

In Ansehung der Cultur fallen diese Betrachtungen zusammen; indem alle praktischen Vollkommenheiten bloß in Beziehung auf das gesellschaftliche Leben einen Werth haben, also einzig und allein der Bestimmung des Menschen, als Mitgliedes der Gesellschaft, entsprechen müssen. Der Mensch als Mensch bedarf keiner Cultur: aber er bedarf Aufklärung.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitgliedes Pflichten und Rechte, erfordern nach Maaßgebung derselben andere Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeitssinn und Gewohnheiten, eine andere Cultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe, d. i. mit ihren respectiven Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, desto mehr Cultur hat die Nation.

Sie erfordern aber auch für jedes Individuum, nach Maaßgebung seines Standes und Berufs andere theoretische Einsichten, und andere Fertigkeit, dieselbe zu erlangen, einen anderen Grad der Aufklärung. Die Aufklärung, die den Menschen als Mensch interessirt, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen als Bürger betrachtet, modificirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzet hier abermals seiner Bestrebung Maaß und Ziel.

Diesem nach würde die Aufklärung einer Nation sich verhalten; 1) wie die Masse der Erkenntniß, 2) deren Wichtigkeit, d. i. Verhältniß zur Bestimmung a) des Menschen, und b) des Bürgers; 3) deren Verbreitung durch alle Stände, 4) nach Maaßgabe ihres Berufs; und also wäre der Grad der Volksaufklärung nach einem wenigstens vierfach zusammengesetzten Verhältnisse zu bestimmen, dessen Glieder zum Theil selbst wiederum aus einfachern Verhältnißgliedern zusammengesetzt sind.

Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen, als Mensch, nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist Folgendes in Erwägung zu ziehen. Die Collision kann entstehen zwischen 1) wesentlichen, oder 2) zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit 3) wesentlichen, oder 4) mit außerwesentlichen, zufälligen Bestimmungen des Bürgers.

Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürgers, hört die Staatsverfassung auf zu sein; ohne die außerwesenlichen bleibt sie in einigen Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe.

Unglückselig ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie niederzubeugen, und beständig unterm Drucke zu halten.

Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen, so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen Ausnahmen geschehen, und die Collisionsfälle entschieden werden sollen.

Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicher Weise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal beiwohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen; so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren, und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich ins Heiligthum. Allein

dem ungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten, selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet. —

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht, als eine verwesete Blume; Diese nicht so ekelhaft, als ein verfaultes Thier; und Dieses so gräßlich nicht als der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Cultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüthe: desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit.

Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Cultur erzeuget Ueppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei.

Wo Aufklärung und Cultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Verwahrungsmittel wider die Corruption. Ihre Art zu verderben ist sich einander schnurstracks entgegengesetzt.

Die Bildung einer Nation, welche nach obiger Worterklärung aus Cultur und Aufklärung zusammengesetzt ist, wird also weit weniger der Corruption unterworfen sein.

Eine gebildete Nation kennet in sich keine andere Gefahr, als das Uebermaaß ihrer Nationalglückseligkeit, welches, wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit genannt werden kann. Eine Nation, die durch die Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen, ist eben dadurch in Gefahr zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann. — Jedoch Dieses führt zu weit ab von der vorliegenden Frage!

---

5. Ueber das sittlich und physische Gute.

(Brief an den Herrn Professor Schwab in Stuttgart.)

Berlin den 18. Juni 1784.

Die philosophische Frage, die Sie mir in Ihrer Zuschrift vom 2. April vorzulegen die Gütigkeit gehabt, ist zwar zum Theil von Ihnen selbst hinlänglich beantwortet worden, hat aber dennoch folgende Gedanken bei mir veranlaßt.

Wenn wir das Moralischgute vom Physischguten unterscheiden, so sehen wir wol hauptsächlich auf die hervorbringende Ursache des Guten oder der Realität. Ist diese zugleich die Endursache desselben, so wird es sittlich; ist sie aber von dieser unterschieden, so wird das Gute physisch zu nennen sein. Bloß Handlungen aus guten Absichten sind moralisch gut; denn die Endursachen, oder der Endzweck, um des willen sie geschehen, sind als Bewegungsgründe und Triebe zugleich die hervorbringenden Ursachen dieser Handlungen. Alle übrigen Güter sowol des Geistes als des Körpers, machen das Physischgute aus, in so weit sie nicht in freiwilligen Kraftäusserungen, nicht in Vollkommenheiten der Begehrungsvermögen, sondern andrer Kräfte und Fähigkeiten unseres Körpers oder unsrer Seele bestehen.

Bona corporis et bona mentis machen also eine ganz andere Abtheilung als bona moralia et physica. Das bonum morale ist bloß ein bonum mentis und findet bloß bei der Aeußerung der Willkür oder der Freiheit Statt; das Physischgute aber kann sowol den Geist als den Leib angehen.

Die Hypotheſen, nach welcher man die Verbindung zwischen Seele und Körper zu erklären sucht, haben also, wie mich dünkt, auf die Beantwortung Ihrer Frage nicht den mindesten Einfluß. Ferner: Alles Moralischgute hat Physischgutes zur Wirkung und Absicht. Denn Das, was durch die Handlung zur Wirklichkeit kommt, ist ihre Wirkung (effectus) und ist in so weit der Handlung entgegen gesetzt. Nun kann bloß die Handlung, als Handlung, sittlich gut sein, daher die Folge derselben, als Wirkung betrachtet, nicht mehr sittlich gut sein, sondern zum Physischguten gehören muß.

Ich kann zwar durch meine sittlich gute Handlungen mehrere Handlungen von dieser Art veranlassen, und also auch die Beförderung des Sittlichguten die Endabsicht meiner freien Entschließungen sein lassen. Allein das Sittlichgute, das ich auf diese Weise befördere, ist alsdann in verschiedener Rücksicht zu betrachten. In so weit es von mir veranlaßt, oder befördert worden, ist es nicht Handlung, sondern Folge und Wirkung der Handlung und also physischgut; in so weit es aber in dem Subjecte, dem es zukommt, wieder zur freiwilligen Handlung wird, erlangt es abermals den Namen des Sittlichguten.

Das höchste Moralischgute wird also die größte Summa des Physischguten zur Folge und zugleich zur Absicht haben.

Indessen kann doch, wie Sie gar wohl erinnern, zufälliger Weise aus Sittlichgutem auch physisches Uebel entspringen, und die Frage ist, in wie weit auch Dieses in der Berechnung mit in Anschlag gekommen? Hierauf würde ich ungefähr folgendermaßen antworten:

Das Uebel das aus dem Sittlichguten folget, ist entweder vermeidlich oder unvermeidlich. Das Unvermeidliche ist entweder 1) an und für sich unvermeidlich, wie das methaphysische Uebel in der Schöpfung. Dieses kann der freien Ursache weder zugerechnet noch zugeschrieben werden, oder es ist 2) unvermeidlich secundum quid; in so weit durch die Zulassung desselben, ein größeres Uebel vermieden wird. Von dieser Art sind alle physische und moralische Uebel in der Schöpfung, die dem Schöpfer bloß als Zulassungen nicht als Wirkungen zugeschrieben werden. Sie sind im Grunde bloße Scheinübel und vermindern auf keine Weise den sittlichen Werth der freien Handlung.

Ist aber das physische Uebel von Seiten des Objects in allem Betracht vermeidlich; so kann es dem hervorbringendem Subject noch unvermeidlich sein. In diesem Falle ist es eine Wirkung seiner physischen oder seiner methaphysischen Einschränkung und kann ihm zwar als Ursache zugeschrieben aber nicht sittlich zugerechnet werden. Ist es aber auch ihm vermeidlich gewesen, so ist es entweder per dolum oder per culpam nicht wirklich vermieden worden. In beiden Fällen wird ihm die schlimme Folge sittlich zugerechnet, und sie vermindert den moralischen Werth seiner freiwilligen Handlung.

Ein Beispiel wird diese Unterscheidungen erläutern:

Es wird mir ein junger Mensch zur Erziehung anvertraut. Daß ich ihm nicht Engelsfähigkeiten beibringe, ist an und für sich mir weder zuzuschreiben, noch zuzurechnen. Wenn es auch von meiner Seite möglich gewesen wäre, so stünde mir doch von Seiten des Objects seine metaphysische Einschränkung entgegen. Daß ich manche seiner natürlichen Anlagen nicht so ausgebildet, als sie es hätte sein können, kann zu seinem Besten geschehen sein, um wichtigern Anlagen, welche mehr Einfluß auf seine Glückseligkeit haben konnten, desto mehr Raum und Kraft zu lassen. Die Mängel dieser Art also, die zurück geblieben,

ſind bloß von mir zugelaſſen, aber weder veranlaßt, noch hervorgebracht worden. Wenn aber in ſeiner Erziehung Fehler begangen worden, die von Seiten des Zöglings zu vermeiden geweſen wären; ſo wären ſie entweder mir, wegen meiner Eingeſchränktheit unvermeidlich, und in ſo weit mir zwar als Urſache zuzuſchreiben, aber nicht als freiwillige Urſache zuzurechnen. Sie vermindern alſo nicht den moraliſchen Werth meiner Bemühungen um die Erziehung. Sind aber dieſe Unvollkommenheiten auch mir vermeidlich geweſen; ſo habe ich ſie entweder aus mir überwindlicher Unfähigkeit oder gefliſſentlich zu vermeiden unterlaſſen.

Beide werden mir als Urſachen zugeſchrieben und als freiwillige Urſachen zugerechnet; Beide vermindern alſo den moraliſchen Werth meiner Handlung; Jenes als Schuld (culpa), Dieſes als Bosheit (dolus). Ich füge nur noch folgende Anmerkung hinzu. In dem Beiſpiele, das Sie ſelbſt anführen, würde nach meinen Begriffen zu weit getriebenes Nachdenken ſowol der Seele als dem Körper zum Schaden gereichen; Ueberſpannung in jener ſowol als in dieſer verurſachen; und die Harmonie der Seelenverrichtungen ſowol als die Geſundheit des Leibes zerſtören. Beides würde zu dem phyſiſchen Uebel zu rechnen ſein; aber im Grunde eine ſittlich unvollkommene Handlung zur hervorbringenden Urſache haben, die, wie oben angeführt, an gewiſſen Fällen auch imputabel ſein kann.

---

6. Gibt es natürliche Anlagen zum Laſter?

Die Fähigkeiten der Menſchen ſind entweder angeboren oder erworben; natürlich oder künſtlich. Man iſt ſehr oft in Gefahr, dieſe verſchiedenen Eintheilungen mit einander zu verwechſeln. Geſetzt, die Amme des Mark Aurel hätte ihr Kind, gleich nach der Geburt, dem Prinzen untergeſchoben; das Bürgerkind würde alſo dieſelbe Erziehung genoſſen haben, die jetzt Mark Aurel gehabt: dieſelbe in aller Betrachtung, phyſiſch ſowol als moraliſch dieſelbe. Und gleichwol geſtehet man, daß er nicht vollkommen derſelbe Kaiſer geworden ſein würde: beſſer

oder schlechter; genug, er würde zwar dem wahren ähnlich, aber nicht vollkommen derselbe geworden sein.

In so weit die Fähigkeiten *erworben* sind, mußten sie bei beiden gleich sein; denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen; in so weit sie aber *angeboren* sind, konnten sie einige Verschiedenheiten haben, mußten sie sich unähnlich sein. Es kann also die Frage entstehen: ob der untergeschobene Mark Aurel auch würde ein tugendhafter Mann geworden sein; oder ob er eine angeborne Anlage gehabt haben konnte, vermöge welcher er, der Erziehung ungeachtet, dennoch ein Kajus Kaligula, oder so was Schändliches werden können!

Das Erworbene selbst aber kann *natürlich* oder *künstlich* erworben sein. — Ein Product ist dem Boden *natürlich*, wenn es ohne Zuthun des Menschen hervorkommt; wozu aber menschlicher Fleiß und Anbau gehört, das heißt *künstlich*, ist ein Product des Kunstfleißes. Wenn vom Menschen selbst die Rede ist; so ist ihm jede Fertigkeit natürlich, die er ohne vorsätzliche Uebung und Erlernung erwirbt, die er tanquam aliud agendo erlangt und besitzt, ohne vorsätzlich darauf bedacht gewesen zu sein. In so weit aber zweckmäßige Anstalten, Uebung und Erlernung mit Vorsatz, in der Absicht vorgenommen werden müssen, um diesen oder jenen Grad der Fertigkeit zur Wirklichkeit zu bringen, in so weit wird die Fertigkeit künstlich genannt. Je mehr vorsätzliche Uebungen zu einer gewissen Fertigkeit gehören, je zweck- und regelmäßiger diese Uebungen angestellt werden müssen, desto künstlicher ist sie; je weniger, desto natürlicher.

Ob es Naturalisten in der Tugend gebe; das heißt: ob man ohne vorsätzliches Studium der Tugend, ohne vorsätzliche, nach Vorschrift und Regeln eingerichtete, Erlernung und Uebung, ein tugendhafter Mann werden könne? ist wol die Frage nicht. Wol aber läßt sich untersuchen: ob die Tugend *erlernt* werden könne? und wenn Dieses ist: ob sie mit einer *Wissenschaft*, oder mit einer *Kunst* zu vergleichen? Mit andern Worten: wieviel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der *Erkenntnißkräfte* zu setzen; und wenn diese nicht Alles können, was trägt außer denselben noch dazu bei, daß man sich bemühe, Fertigkeit in der Tugend zu erlangen?

Daß der *Verstand* allein nicht hinreiche, beweisen die auffallenden Beispiele heroischer Bösewichter, die mit Engelsverstande

teufliſche Neigungen verbanden. Was ſtand ihren Erkenntnißkräften im Wege, daß ſie ſich mehr im Laſter als in der Tugend übten?

Gleichwol waren dieſe heroiſchen Böſewichter am Ende doch Thoren; dumme Köpfe zwar nicht, aber doch elende Unkluge, die ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten. Sie ſuchten Glückſeligkeit, erkannten ſie auch wohl theoretiſch, und handelten practiſch, als wenn ſie ſie nicht ſuchten oder nicht kennten. Sie hatten alſo Einſicht, und hatten keine. Wie iſt dieſes Räthſel aufzulöſen?

Wenn Verſtandesſchwäche bei heftigen Begierden die Anlage zum Laſter ausmachen ſollte: ſo müßte ein großer Verſtand nebſt ſchwacher Begierde Anlage zur Tugend ſein; und gleichwol iſt keine große Tugend ohne ſtarke Begierde.

Etwas näher kömmt man dem Ziele, wenn man die Anlage zum Laſter in das Uebermaaß der Begierde über den Verſtand ſetzet. Mangel des Verhältniſſes zwiſchen Einſicht und Begierde bringet, bei Uebermaaß der Einſicht ſtoiſchen Kaltſinn; bei Uebermaaß der Begierde, Laſterhaftigkeit hervor.

Indeſſen ſcheinen doch auch die pſychologiſchen Eintheilungen der Seelenkräfte überhaupt noch nicht hinreichend, dieſe moraliſche Erſcheinung zu erklären. Das Wort Verſtand iſt zu allgemein. Es gibt der Arten des Verſtandes mancherlei, wovon Einer dieſe, ein Anderer eine andere Art beſitzen kann; ſo wie es eine andere Einbildungskraft für den Dichter, eine andere für den Maler, Bildhauer und Baumeiſter geben muß. Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einſicht beſitzen, die dem verſchlagenſten Schurken fehlt. Jener erkennet, daß der Menſch nicht glückſelig ſein kann, ohne Glückſeligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückſeligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unſchicklichſten Mittel. Indeſſen empfindet er doch, daß der Menſch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er ſelbſt genieße, je mehr er genießen läßt. Kann Cäſar Borghia mit aller ſeiner teufliſchen Klugheit, dieſe Einſicht, dieſe ſittliche Art von Verſtand gehabt haben? — Gebet dem Muſikus alle Einbildungskraft des Dichters, und er wird ein mittelmäßiger Tonkünſtler bleiben, wenn er nicht die Art von Einbildungskraft beſitzet, welche ſeinem Gegenſtande und dem Bedürfniſſe ſeiner Kunſt angemeſſen iſt. Der

Name Einbildungskraft ist allgemein; aber jeder Virtuose bedarf der seinigen. — So auch mit der Erkenntniß.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Witz, als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder durch einander werfen, was Jener auseinander gesetzt hat. Läuft gleich am Ende alles auf Erkenntniß hinaus, wie sich der Determinist gestehen muß, so ist doch nicht alle Erkenntniß von einerlei Art und Beschaffenheit. Zu jeder sittlichen Handlung gehört zweierlei: Erkenntniß des Endzwecks, und Erkenntniß der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und, wenn sie nicht deutlich erkannt, sondern bloß empfunden wird, gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit. Der Weise verbindet Klugheit mit Wohlwollen. Er hat den festen Vorsatz, so viel Glückseligkeit zu wirken, als er wirken kann, und weiß die Mittel zu wählen, wie solches zu erhalten. Ich würde mich aber wohl hüten, der gutmüthigen Einfalt alle Tugend abzusprechen. Selbst wenn sie aus guter Meinung schadet, hat sie größeres Verdienst, als der nützliche Bösewicht. Man erlaube mir diese Gedanken zu verfolgen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu der vorliegenden Frage gehören.

Unsere eigene Glückseligkeit ist das letzte Ziel aller unsrer Wünsche. Wir erhalten sie zum Theil unmittelbar, indem wir unsere eigene körperliche und geistige Vollkommenheit zu vermehren suchen; zum Theil mittelbar, indem wir Glückseligkeit befördern, Andere vollkommen glückselig machen, und uns dadurch glücklich fühlen. Wir selbst sind entweder Zweck und Gegenstand zugleich, — oder wir sind bloß Endzweck, der Gegenstand aber ist ein Wesen außer uns, dessen Glückseligkeit uns interessirt. Jenes gibt uns die Selbstliebe, Dieses die Liebe zu Andern ein. Ohne Selbstliebe kann Liebe zu Andern nicht bestehen, denn sie wäre Gegenstand ohne Endzweck; ohne Liebe zu Andern kann der Selbstliebe kein Genüge geschehen: denn sie erfordert unumgänglich auch Gegenstände außer uns.

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir Alle, müssen wir

haben, und wir irren bloß in der Wahl der besten Mittel. Wie geht Dieses zu? — Mich dünkt, auf folgende Weise.

Wir sündigen wider die Selbstliebe, oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst, mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf, und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein, und die Zukunft herannahen wird. — Auf eine ähnliche Weise erhält das Sinnliche vor dem Uebersinnlichen den Vorzug. Der Eindruck des Sinnlichen ist heftig, so lange das Bedürfniß nicht befriedigt ist. Der Grobsinnliche folget ihm wider Besserwissen, und vernachlässiget die Vollkommenheiten des Geistes. — Der Filzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer, und seine Kräfte geringer vor, als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel voraus zu sehen. Alle diese Rechnungsfehler schreibe man, wenn man will, einer gewissen Schwäche des Verstandes zu; aber sicherlich ist es nur ein gewisser Verstand, eine gewisse Art desselben, die diesen Elenden fehlt.

Die Tugenden der Selbstliebe bestehen hauptsächlich in der Fertigkeit, den Eindruck des Gegenwärtigen, des Sinnlichen, nach Vorschrift der Vernunft zu schwächen, und den Eindruck des Abwesenden, des Uebersinnlichen zu verstärken; damit der Zauber verschwinde, und die Vernunft nicht verhindert werde, das Gegenwärtige mit dem Abwesenden, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Vergleichung zu bringen und gegeneinander zu berechnen. Die Gewalt über die Empfindung und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen: — ist Stoicismus. Die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: — Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört; damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde.

Die geselligen Tugenden gründen sich auf ähnliche Fertigkeit: die kalte Vernunft des stoischen Weltweisen mit dem Feuer des Enthusiasten zu begeistern, und das Entfernte mit dem Nahen, das Mittelbare mit dem Unmittelbaren in Vergleichung zu bringen; und gehörig zu berechnen, der geringste

Grad derselben ist die Liebe zu den Nachkommen, zu den Seinigen überhaupt, die der Mensch als sein erweitertes Ich betrachtet, und die Bereitwilligkeit, dieser Liebe zu Zeiten den Eigennutz selbst aufzuopfern. Die Thiere besitzen einen Theil derselben durch eine Art von Naturtrieb, dem wir so lange diesen Namen geben, bis wir ihn besser begreifen gelernt; und der gemeinste, gedankenloseste Mensch ist derselben fähig. Ja sie ist sehr oft die Quelle der größesten Verbrechen geworden.

So wie es ein niedriges Laster ist, in Collisionsfällen sein eingeschränktes Ich über Alles zu setzen, und die grobe Eigensucht allezeit der Liebe zu den Seinigen vorzuziehen, so kann auch die Vorliebe zu den Seinigen vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe zu dem Vaterlande, und diese hinwiederum vor der allgemeinen Menschenliebe einen ungerechten Vorzug erhalten, und die Fertigkeit, diesen Vorzug einzuräumen, zum Laster werden. Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloße eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, dem Triebe zur sinnlichen Wollust allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme der Menschlichkeit überschreiet, und den Menschen zum Betrüger, Dieb und Straßenräuber macht. So spricht zuweilen Ehrsucht lauter, als Vaterland und Menschheit; ja zuweilen ist es Liebe zum Vaterlande selbst, welche alle Hinsicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe aus den Augen rückt. Abermals eine Art von Rechnungsfehler, welche man Verstandesschwäche nennen mag, die aber mit vieler Klugheit, mit vielem Verstande von einer gewissen Art sehr wohl bestehen kann, daher ist auch hier das Gegenmittel nichts anderes als Stoicismus und Enthusiasmus: Stoicismus, oder die Gewalt über die näheren Verhältnisse, das Vermögen, ihren Eindruck herabzustimmen, und ihm nicht mehr Interesse einzuräumen, als ihm nach Vorschrift der Vernunft und der Wahrheit zukommt; und Enthusiasmus, oder das Vermögen den entfernten Verhältnissen des sittlichen Lebens Nachdruck und Stärke zu geben, die Stimme des Vaterlandes und der Gesetze, wie Sokrates, zu hören, wenn Liebe zum Leben, Bitten der Freunde und Thränen der Seinigen die Sinne benehmen; die Stimme der strengsten Gerechtigkeit, wie Regulus, zu hören, wenn die Stimme der Kinder, Verwandten, Freunde und des gesammten Vaterlandes, sich mit der Liebe zum Leben vereinigen, und so laut für die Erhaltung sprechen. Aus eben den Ursachen wird

der Weise gerecht, ja zuweilen unerbittlich streng sein, wo der gemeine gutmüthige Mensch mitleidig sein wird, ja wo ein sonst nichtswürdiger Mensch vielleicht sich leichter bewegen lassen wird. Jener liebt nicht nur, was er sieht, wird nicht nur vom Nahen, Gegenwärtigen, Sinnlichen gerührt; er umfaßt in seiner Liebe die spätesten Nachkommen, so wie Diejenigen, die wir auf den Armen tragen, die entferntesten Mitbürger, so wie die Anwesenden, die Menschen in den entferntesten Weltgegenden und Zeiten, so wie seine Nachbarn und Bekannte; siehet mit den Augen des Geistes, und theilet mit weiser Mäßigung jedem Verhältnisse des geselligen Lebens so viel Interesse, so viel Antheil an seiner Liebe zu, als ihm in der Uebereinstimmung zum Ganzen zukömmt.

Mit einem Worte: das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, — Dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das Derjenige benutzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Alles Dieses kann man, wenn man sich mit allgemeinen Notionen begnüget, auf Rechnung der Erkenntniß setzen, und sagen: Tugend und Laster laufen am Ende auf lebendige, thätige und wirksame Erkenntniß des Guten und Bösen hinaus; aber sicherlich es ist eine Art von Erkenntniß, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne großen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann. Ja, wer die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte in Erwägung zieht, wird sie sicherlich eher ohne, als mit einem außerordentlichen Talente von irgend einer andern Art zugleich erwarten.

Vielleicht hat es nicht wenig zur Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die Verfassungen der Alten beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, und den Enthusiasmus von der andern Seite. In ihren Schulen und öffentlichen Lehren herrschte größtentheils der Stoicismus, und ihre schönen Künste versinnlichten die übersinnlichen Gegenstände, brachten abgesonderte allgemeine Begriffe zur unmittelbaren Darstellung, beflügelten die Einbildungskraft, und beförderten den Enthusiasmus für Freundschaft, Nachruhm, Vaterland, die hohe Empfindung für Das, was man ohne Begeisterung bloß in Worten denken kann.

Berlin den 15. August 1785.

Moses Mendelssohn.

7. Soll man der einreißenden Schwärmerei durch Satyre oder durch äußerliche Verbindung entgegenarbeiten?

Shaftesbury war schon der Meinung: das beste Mittel, den Fortgang der Schwärmerei und des Aberglaubens zu hemmen, sei Scherz und Laune; und die Abhandlung, in welcher er diese Meinung behauptet, ist selbst ein Meisterstück von feiner, attischer Laune, die sich der Lord so glücklich zu eigen zu machen wußte. Aber er bediente sich dieser Methode nicht ohne weise Mäßigung, der Satyre, bloß als Vehikulum zu den Arzneien, und des Scherzes, als Würze zu den gesundern Nahrungsmitteln, mit welchen er seine Leser allezeit bewirthet. Seine Nachfolger haben weder seine Weisheit, noch seine Mäßigung besessen. Seinen feinen Spott haben sie in beleidigende Satyre verwandelt; haben gescherzt, ohne zu unterrichten; und ein Hohngelächter aufgeschlagen, wo man Belehrung erwartete. Am Ende gibt der Spott doch keinen Unterricht. Aechte Aufklärung ist es doch wol nicht, wenn die Menschen aus Furcht, verspottet zu werden, ihre Albernheiten zu verheimlichen suchen. Sie ziehen alsdann höchstens die Maske der gesunden Vernunft vor, spotten wol selbst mit, wo dieser Modeton herrscht; und sind nichts desto weniger, in ihren geheimen Schlafgemächern, Schwärmer, — verführte und auch verführende Schwärmer. Nichts ist dem wahren Wohl der Menschen mehr zuwider, als diese Afterer-klärung, da Jedermann schale Weisheit im Munde führet, wovon der Geist schon lange verduftet ist; wo Jedermann über Vorurtheile spottet, ohne das Wahre in denselben vom Falschen zu unterscheiden. Nun übe man Arzneikunst in einem Krankenhause, wo jeder Kranke sich einbildet, selbst ein Arzt zu sein! In derselben Verlegenheit befindet sich der Freund der ächten Aufklärung in jeder Gesellschaft, wo Verspottung des Aberglaubens zum Modeton geworden ist.

Nicht Verspottung, — das einzige Mittel, wahre Aufklärung zu befördern, ist Aufklärung. Die Menschen können aus ihren falschen Begriffen und Vorurtheilen von Gott und der Vorsehung weder durch Satyre hinausgelacht, noch durch äußere Macht und Ansehen hinausgeschreckt werden. — Daß die Schwärmerei äußerliche Verbindungen sucht, um sich auszubreiten, liegt in ihrer Natur. Die Verführung kann in Absicht

auf die Mittel nicht delikat sein. Es ist ein wahres Wort, das Voltaire irgendwo gesprochen: der Fanatismus macht Partei, die Weisheit stehet allein. — Der Heuchelei ist es gleichgültig, durch welche Wege sie ihre Absichten erreichet. So aber nicht Vernunft und Religion. Durch falsche Mittel erreichen sie nie ihren Endzweck. Selbst Verwahrungs- und Linderungsmittel geziemen ihnen nicht. Sie kennen bloß Gesundheit oder Heilung.

So oft ein Jahrhundert sich durch Neigung zur Schwärmerei oder Aberglauben auszeichnet, so ist es Bedürfniß der Zeit. Wenn seichte Philosophie und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben, so sehnen sich die Menschen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen wieder in Kinderthorheit. Man will lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber im Schlaraffenland als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlichern Ungeziefer Einhalt zu thun! Tödtet Jenes nicht, ohne für Dieses gesichert zu sein. Greifet das Uebel bei seiner Quelle an, oder laßt ihm seinen Lauf!

Die Quelle des Uebels kann nicht anders, als durch Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster. Man ziehe ans Licht, was so gerne im Finstern schleichet; bringe Alles an den Tag, was man von den Bemühungen, geheimen Verbindungen, Anstalten und Verrichtungen der Schwärmerei in Erfahrung bringen kann; mit Verachtung gegen den Verführer, wo er in seiner Blöße gezeigt werden kann; aber mit Verschonung und ohne Geißel der Satyre gegen den Verführten, der Mitleid, aber nicht Hohn verdient.

Zum Theil liegt dies zweifache Uebel unserer Zeiten, Unglauben und Aberglauben, mit an der jetzigen Beschaffenheit unsrer Philosophie und an der Art, wie sie auf Schulen getrieben wird. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts herrschte auf deutschen Schulen und in deutschen Schriften eine Gründlichkeit im Denken, die sich zum unterscheidenden Charakter der deutschen Litteratur zu bilden anfing. Die Leibnitz-Wolfische Weltweisheit und die mancherlei Streitigkeiten, die sie veranlaßte, gaben den Begriffen eine solche Festigkeit, wovon unsere Nachbaren noch bis jetzt keine rechte Vorstellung haben. Jede sophistische

Schrift, die bei ihnen Aufsehen machte, durfte nur ins Deutsche übersetzt werden, und sie erschien in ihrer ganzen Schwäche und Dürftigkeit. Die Sprache weigerte und sträubte sich gleichsam, das Schwankende aufzunehmen, dessen der Sophist so sehr bedarf. Die Worte schnitten scharf ein, wo Jener nur obenhin gleiten wollte; sie zwangen den Leser gleichsam, auf die feinen Unterscheidungen zu achten, die Jener der Bemerkung zu entziehen suchen mußte. Auch sah man in jenen Zeiten in Deutschland weder eine atheistische, noch eine schwärmerische Schrift sonderliches Aufsehen machen. Atheismus und Schwärmerei waren bei weitem so laut nicht, als sie seit Kurzem zu werden sich erdreisten, seitdem unsere Belletristen sich der steifen Pedantin, die sich in keinem Modeputz zu gestalten wußte, zu schämen angefangen, und ihr in der That mehr Geschmeidigkeit und gleißnerischen Anstand gaben, aber von der andern Seite ihr die Eigenschaft entzogen, die sie dem Weltweisen so werth gemacht hatte. — Nunmehr hat sogar das seichte Geschwätz des système de la Nature einen Uebersetzer und viele Leser gefunden; so wie von der andern Seite die albernste Schwärmerei in die besten Köpfe und Herzen Deutschlands einzuschleichen drohet. — Man suche also die deutsche Philosophie wieder in ihre alten Vorzüge und Rechte der Gründlichkeit einzusetzen, man berichtige die schwankenden Begriffe, bestreite die Ursachen der Schwärmerei, den schalen, nervenlosen Atheismus, den die französirenden Schriftsteller durch Witz und Persiflage zu unterstützen gewußt haben; so kann man hoffen, den erwünschten Endzweck zwar langsam, aber desto sicherer zu erhalten. Die Bestimmung des Menschen überhaupt ist: die Vorurtheile nicht zu unterdrücken, sondern sie zu beleuchten.

Schreiben,

die philanthropinische Erziehung jüdischer Kinder betreffend, von M. Mendelssohn.

(Aus Archenholz Literatur und Völkerkunde, No. X. April 1783. S. 897.)

Im Jahre 1778 bezeugte das Deſſauer Philanthropin den Willen, Kinder jüdiſcher Nation aufzunehmen, und desfalls auch jüdiſche Lehrer anzuſetzen. Ungeachtet es öffentlich bekannt gemacht wurde, ſo fanden ſich doch keine Juden, die von dieſem menſchenfreundlichen Anerbieten Gebrauch machen wollten. Das Philanthropin bezeugte an Herren Mendelsſohn ſeine Verwunderung, und, von der Empfindung einer mißlungenen Abſicht beſeelt, war der Brief etwas anzüglich; unter andern Ausdrücken heißt es: „Der Fürſt von Deſſau würde es ſehr ungnädig aufnehmen, daß ſeine Wohlthat und edle Abſicht ſo verkannt werden ſollte!“ Hierauf antwortete Herr Mendelsſohn Folgendes an Herrn Campe, damaligen Lehrer dieſes vortrefflichen Inſtituts.

Mein wertheſter Freund!

Vorausgeſetzt, daß ſich Alles wirklich nicht anders verhalte, als ſich's Ihr etwas ängſtlicher Eifer für die gute Sache vorſtellt, daß nämlich kein Einziger meines Glaubens ſich das Anerbieten des Philanthropins wird zu Nutzen machen, und daß ſo manche Ihres Glaubens ſich dieſerhalb ein ſchadenfrohes Hohngelächter erlauben werden; dieſes Alles, ſage ich, als ungezweifelt vorausgeſetzt, was folgt daraus? Daß Sie Urſache hätten, den Schritt, den Sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! — Wohl aber, daß vor der Hand weder Chriſten noch Juden eine philanthropiniſche Erziehung gehabt, und daß ein ſolches Inſtitut dem menſchlichen Geſchlechte deſto nothwendiger ſei.

Was der Fürſt, mein gnädigſter Landesherr*), dazu ſagen wird? — Nach den Begriffen, die ich von den Geſinnungen dieſes Prinzen habe, wird er denken, die weiſern Juden dürften

*) Mendelsſohn iſt aus Deſſau gebürtig.

wol nicht zugleich die reichsten sein; und wird fortfahren, sich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich sind. und durch menschliche Bewegung vielleicht weise werden können. Daß aber dieser Herr auf das Philanthropin nun einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt sich meines Erachtens gar nicht denken.

Aber, bester Freund! war denn der Schritt wirklich so außerordentlich, so kühn, den das Philanthropin zum Besten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht schon im Begriff eines philanthropinischen Instituts, daß ihm der Mensch als Mensch erziehungswürdig und willkommen sein muß, ohne darauf zu sehen, ob er einen beschnittenen oder unbeschnittenen Vater gehabt? — Und die Stifter und Vorsteher dieses Instituts haben so äußerst viel gewagt, daß sie sich einer wesentlichen Bestimmung desselben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, durch ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropinischer Grundsätze dem philanthropinischen Erziehungswesen geschadet, dasselbe zu Grunde gerichtet zu haben? — Ich muß gestehen, daß ich diese mehr als melanchtonische Kleinmuth mit Ihren und Basedow'schen Grundsätzen nicht recht zusammenreimen kann.

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropinischen Vorsteher ihrer würdig, aber nicht außerordentlich. Denn daß jüdische Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, Dieses geschieht auf allen niedern und hohen Schulen Deutschlands; und auf die Abschaffung kleiner pedantischer Unterschiedszeichen, die bei Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Universität im Schwunge sind, legt doch wol Niemand einen Werth. Und daß sie Unchristen auch zu Lehrern annehmen wollen, ist sicherlich nicht befremdender, als daß eine königlich preußische Akademie der Wissenschaften einen Juden zum Mitgliede erwählt habe; daß die Gesellschaft naturforschender Freunde allhier, Gelehrte vom ersten Range, geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Accosta vor einigen Jahren Sekretair der Londoner Societät gewesen; und daß selbst in den dunkelsten Zeiten, nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Im Anfange dieses Jahrhunderts berief der Kurfürst von der Pfalz Spinosen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu sein. Ich sehe also in Ihrer Erklärung nicht das Mindeste, das Ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung

zuziehen könnte. Welcher vernünftige Mensch wird Basedow und Ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß Sie Ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschickten Buchhalter unterrichten lassen, weil er das N. T. nicht annehmen zu können glaubt! —

Aber von der andern Seite ist auch Dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropinische Einladung mit dem verdienten Danke annehmen, und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor Ihrer Abreise mit Ihnen selbst, und einige Zeit darauf mit Herrn P. Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Projecte überhaupt keine sonderliche Hoffnung; Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich der Sache mit löblichem Eifer, und fährt noch immer fort, sie zu betreiben. Ich hoffe, seine Bemühungen sollen nicht so ganz fruchtlos sein. Der Erfolg geht etwas langsam von Statten; er wird aber vielleicht desto sicherer und anhaltender sein. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse vis inertiae, die nicht immer durch heftige Stöße überwunden sein will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen bessere Wirkung; und die Familie Wessely hat Federkraft in der Seele, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben. Lassen Sie der Sache die gehörige Zeit, und bedenken Sie, daß die mindeste Uebereilung hierin mehr verderben könne, als bedächtliche Langsamkeit. Ich möchte nicht gerne, und Ihnen am wenigsten, Gemeinörter vorpredigen; aber ein Wort, zu seiner Zeit geredet, mag immer ein Locus communis sein.

Durchdrungen von der Vortrefflichkeit Ihres Vorhabens, scheinen Sie z. B. entschlossen zu sein, die ersten, die besten jüdischen Zöglinge, die sich anbieten, ohne Auswahl aufzunehmen. Ich von meiner Seite aber bitte und beschwöre Sie darum, Anfangs sorgfältig in der Wahl der Subjecte zu sein; denn darauf wird wahrscheinlicher Weise in der Folge alles ankommen, wie sich die ersten Zöglinge bilden werden, mit welchen Sie die Probe machen.

Könnte ich Ihnen nur drei Kinder wie der kleine Wessely*)

*) Dieser ist ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, Sohn des Herrn Wessely, Kaufmanns jüdischer Nation zu Berlin, der damals in seinem dreizehnten Jahre war, und für sein Alter außerordentliche Fähigkeiten besaß.

empfehlen, so würde ich Ihnen und mir Glück wünschen, und mir von dem Probestück überaus viel Gutes versprechen. Aber darauf, dächt' ich unmaßgeblich, müßten Sie wenigstens sehen, daß vorerst nicht lauter reiche Menschengestalten aufgenommen werden, da die fruges consumere nati dieser ihrer Bestimmung gar zu treu zu bleiben pflegen.

Zur Seelennaturkunde.

Aus Carl Philipp Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.

Berlin 1783, ersten Bandes drittes Stück. S. 46 — 76.

Pſychologiſche Betrachtungen auf Veranlaſſung einer von dem Herrn Oberconſiſtorialrath Spalding an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung.

(S. dieſes Magazin, 1. Bd. 2. St. S. 38.)

Bei jeder äußerlich willkürlichen Handlung geſchiehet eine Art von Uebergang aus der Seelenwelt in die körperliche. Die Urſache iſt geiſtig, die Wirkung körperlich. Die Veränderung im Körperlichen erfolgt, weil die Seele für gut findet, begehrt, will, einen Antrieb empfindet, oder einen Bewegungsgrund denkt; mit einem Worte, nach Etwas zielet, das ſie zu erreichen ſtrebt. Abſicht, Endzweck, Vorſatz, begehrtes Gut, iſt die wirkende Urſache, und die Wirkung iſt Bewegung in den Gliedmaßen des Körpers. Was in während dieſem Uebergange aus dem Geiſtigen in das Materielle, noch geiſtig iſt, nenne ich wirkſame Idee; (im Gegenſatz der blos ſpeculativen Ideen, die ſich nicht über das Gehirn und etwa das Syſtem der Empfindungsnerven erſtrecken, ohne auf die Bewegungsnerven Einfluß zu haben, und die ich dieſerhalb unwirkſame Ideen nennen will); und was davon in die Materie zuerſt übergeht, organiſchen Anſtoß, erſte Regung. Die in dem Augenblick des Ueberganges wirkſame Idee erzeugt den organiſchen Anſtoß, und dieſe iſt der Anfang einer Bewegung, die ſich, nach den Geſetzen der körperlichen Bewegung, alsdann in der Materie weiter fortſetzet, und zum Ziele führet.

Ich weiß, daß nicht alle Weltweiſen einen ſolchen Anfang der Bewegung zugeben; daß man gute Gründe hat, zu glauben,

es entstehe überall keine neue Bewegung in der Natur; ja, wie einige hinzuthun, auch keine neue Richtung der Bewegung; sondern eine gewisse Quantität der Bewegungskräfte, so wie der Richtungen, bleibt vor und nach jedem Anstoße, vor und nach jeder Veränderung, gleich groß. Wenn Körper an Körper stoßen, hat Dieses seine Richtigkeit. Ob sich aber dieses beim Uebergange aus der Ideenwelt in das Materielle ebenso verhalte, und auch da keine neue Bewegung entstehe, und keine neue Direction ihren Anfang nehme, scheint so ausgemacht noch nicht zu sein, und die Analogie kann hier nicht völlig entscheiden. Indessen kömmt es mir hier auf diese speculative Untersuchung nicht an. Ich bleibe bei der ersten Erfahrung stehen, die einen solchen Uebergang außer Zweifel setzt. Wie dieser Uebergang erklärt und begreiflich gemacht wird, lasse ich vor der Hand dahin gestellt sein, und halte mich an die Erfahrung selbst, die ein Jeder mit seinem speculativen System in Uebereinstimmung zu bringen suchen mag.

Ist eine freiwillige, oder willkürliche Bewegung aus mehrern einfachen zusammengesetzt, so wird eine Folge von organischen Stößen a. b. c. d. mit einer ihr entsprechenden Reihe von wirksamen Ideen A. B. C. D. gleichförmig fortrücken; dergestalt, daß im ersten Augenblick der Veränderung die Idee A, oder die Vorempfindung und Vorstellung von dem begehrlichen Gute, das Verlangen und Bestreben nach demselben, das größte Moment der Wirksamkeit habe, und den organischen Stoß a. hervorbringen wird. In dem zweiten Augenblicke wird, dem Vorsatze gemäß, das Moment der Vorstellung B. an Wirksamkeit das größte sein, und den Anstoß b. verursachen, u. s. w., bis am Ende die Absicht erreicht, und das Begehrte erzielt wird. Indem ich hier schreibe, entsteht in meiner Seele, Kraft des Vorsatzes, die Reihe der Buchstaben, die zu meiner Absicht gehören, erlangen in ihrer Folge, einer nach dem andern, die größte Lebhaftigkeit, das größte Moment der Wirksamkeit, und erzeugen in den Organen die ihnen angemessene Reihe von Bewegungen, bis der Vorsatz ausgeführt ist.

Daß das Moment der Wirksamkeit von Idee auf Idee fortrückt, und so die ganze Reihe durchwandere, geschiehet Anfangs bei ungeübten und ungewohnten Handlungen, Kraft des Vorsatzes, der diesen Fortgang erfordert, und die Ideen auf diese Weise verbindet; geschiehet also insofern noch mit vollem

Bewußtsein der Seele, und gleichsam unmittelbar auf ihren Befehl; wie an einem Menschen zu sehen ist, der buchstabiren, schreiben, oder ein Instrument spielen lernt. Wenn aber diese Handlungen öfter wiederholt werden, so entstehet eine so genaue Verbindung zwischen den organischen Stößen, daß sie sich einander, wie die Glieder einer Kette, nachziehen, sobald das erste Glied fortgezogen wird.

Alsdann ist das deutliche Bewußtsein der Seele bei jeder einzelnen Handlung nicht mehr nöthig. Das Bewußtsein des Vorsatzes im Ganzen erzeugt die erste wirksame Idee, und die ihr entsprechende organische Regung; alles Uebrige erfolgt von selbst, vermittelst des festen Zusammenhangs der Ideen, immer noch als eine Wirkung der Seele, aber ohne deutliches Bewußtsein derselben. Ich sage: die ganze Reihe von Veränderungen hört deswegen nicht auf, eine Wirkung der Seele zu sein, ob diese sich gleich derselben nicht mehr bewußt ist. Denn da dergleichen Handlungen Anfangs nicht anders als mit Bewußtsein der Seele und durch ihre thätige Einwirkung erfolgen, das Bewußtsein aber in der Folge allmälig und nach dem Gesetze der Stetigkeit abnimmt, indeß der Einfluß der Seele noch immer dieselbe Wirkung hervorbringt; so muß auch alsdann, wenn das Bewußtsein völlig verschwindet, die Handlung selbst der Einwirkung der Seele nicht entzogen werden. Anfangs beim Buchstabiren z. B. muß jede Sylbe, jeder Buchstabe mit Bewußtsein der Seele betrachtet und zum Laute gebracht werden. So wie die Fertigkeit von der einen Seite zunimmt, nimmt von der andern Seite das Bewußtsein allmälig und stetig ab, bis es am Ende ganz verschwindet, und wir ohne deutliches Bewußtsein fortlesen können. Diese ganze Folge von dem deutlichsten Bewußtsein, bis auf die schnellste Fertigkeit, gehet so ununterbrochen fort, daß es nirgends absetzende Gränzen gibt, wo die Handlung selbst eine Wirkung der Seele zu sein aufhöret, und eine bloße mechanische Wirkung des Körpers zu werden anfangen sollte.

Im Vorbeigehen sei es erinnert, daß ich diese Bewußtseinsart für sehr fruchtbar in der Philosophie und insbesondere in der Seelenlehre halte; und ich weiß mich keines Logikers zu erinnern, der sie ausdrücklich angeführt hätte. Im Allgemeinen würde ich sie folgendergestalt ausdrücken:

Wenn x und y veränderliche Grade vorstellen, und wir bemerken, daß Ax und By, unter mancherlei Ab- und Zunahme von x und y, in Causalverbindung stehen; so muß diese Causalverbindung nicht aufhören, wenn auch x oder y, oder beide = o werden.

Es ist, wie es scheint, eine bloße Anwendung der in der Algebra so nützlichen Fluxionalmethode auf die unausgedehnte Größe, die aber in der Philosophie mit gutem Nutzen gebraucht werden kann. So läßt sich zum Beispiel durch diese Methode beweisen, daß die Seele im tiefsten Schlafe nicht aufhöre Vorstellungen zu haben, daß die Gegenstände, die mit ihrer Entfernung immer schwächer auf die sinnlichen Organe wirken, in der größten Entfernung doch niemals ihre Einwirkung auf die Sinne völlig verlieren; und daß alle Lebensbewegungen in dem Körper, Mitwirkungen der Seele sein müssen, so daß eben die Seele, welche in den heftigsten Leidenschaften auf die Verdauung, Umlauf des Geblüts u. s. w. einen so merklichen Einfluß zeigt, auch in dem ruhigsten Gemüthszustande nicht ganz ohne Einwirkung auf diese Lebensverrichtungen bleiben könne. Dergleichen psychologische sowol als physiologische Sätze gibt es so manche, die von verschiedenen Weltweisen in Zweifel gezogen werden, und, wie mich dünkt, auf diese Weise unumstößlich zu beweisen sind. Jedoch ist hier der Ort nicht zur weitern Ausführung derselben. Ich begnüge mich, sie hier dem Nachdenken der Leser empfohlen zu haben, und kehre zu meinem Thema zurück.

Gewohnte und geübte Handlungen, in welchen wir einige Fertigkeit erlangt haben, können wir verrichten, und zugleich etwas anders deutlich denken; das heißt, wir können eine Reihe von wirksamen Ideen fortsetzen, und die ihnen gemäßen organischen Veränderungen hervorbringen, indem wir eine heterogene Reihe von unwirksamen Ideen, mit den Gedanken verfolgen, deren wir uns bewußt sind; ja wir können neben einer Reihe von unwirksamen Vorstellungen, mehr als eine Reihe von wirksamen Ideen verfolgen, auf mehr als ein Organ des Körpers zugleich wirken, ohne daß sich diese verschiedenen Reihen einander hemmen oder verwirren. So kann ein geübter Musikus z. B. auf einem Instrument mit beiden Händen und Füßen spielen, das heißt, in jedem dieser Organe eine andere Reihe von organischen Bewegungen hervorbringen, und zugleich etwas ganz Anderes denken und sprechen. Man kann gehen, singen, und nachdenken

zugleich. Frömmlinge, die sich gewöhnt haben, gewisse Gebetsformeln ohne Andacht herzuplappern, können unterdessen ganz heterogene Gedanken verfolgen, und ihre Formel gleichwol ganz richtig hersagen.

Auf solche Weise kann die Seele fünf bis sechserlei Bewegungen in den Gliedmaaßen willkürlich hervorbringen*), das heißt, so viele Reihen von wirksamen Ideen zugleich durchsetzen, und neben denselben eine heterogene Reihe von deutlichen Gedanken verfolgen, ohne sie zu verwirren. Sie muß indessen ihre Kraft theilen, und die dunkeln Ideen mancherlei Art, die zugleich wirken sollten, vermittelst der Ideenverbindung durcheinander weben, ohne ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken abzuziehen, die sie nebenher fortsetzen will. Ich glaube aber nicht, daß es möglich sei, mehr als eine Reihe von unwirksamen Begriffen zugleich zu haben; das heißt: mehr als eine Kette von deutlichen Gedanken auf einmal zu führen, ohne sie zu verwirren. Daß so Mancher mehr als einem Schreiber, und Jedem eine Reihe von Gedanken zugleich dictiren kann, macht hierin noch keine entscheidende Erfahrung. Es scheint, daß man genöthigt sei, jedesmal den Faden der übrigen Gedanken gleichsam fallen zu lassen, indem man Einen verfolgt, und so wechselsweise einen Faden nach dem andern wieder aufnehmen muß, um das Gewebe zu vollenden. Dieses heißt aber nicht, verschiedene Reihen von Gedanken zu gleicher Zeit denken, sowie man verschiedene willkürliche Bewegungen zu gleicher Zeit hervorbringen kann.

So oft wir verschiedene Reihen von wirksamen Ideen mit einer von deutlichen Begriffen verbinden sollen, muß keine einzige Vorstellung eintreten, die durch die Stärke des Eindruckes, oder des Antheils, den die Seele daran nimmt, ihre ganze Aufmerksamkeit an sich ziehet. Sobald Dieses geschiehet, wird die Wirkung der Ideenverbindung gehemmt; die Handlung wird unterbrochen, und es entsteht ein Stocken und Anhalten in der Fortschreitung, bis die Seele sich sammlet, und Kraft des deut-

*) So viel nämlich Organe überall in unsrer Willkühr stehen, als der Kopf, der Mund, beide Hände und beide Füße, ohne die ganz dunklen Ideen mitzuzählen, die zur Bewegung, Richtung und Haltung des ganzen Körpers, selbst beim Sitzen, erforderlich sind. Die genaue Anzahl der willkürlichen Bewegungen, die zu gleicher Zeit geschehen können, läßt sich schwerlich bestimmen. Es ist erstaunlich, wie weit es gewisse Menschen durch anhaltende Uebung hierin gebracht haben.

lich bewußten Vorsatzes wiederum den ersten Stoß gibt. Einen solchen Zustand nennen wir Zerstreuung. Wir sagen, der Mensch sei zerstreut, wenn er durch fremde, ihm angelegentliche Vorstellungen verhindert wird, eine sonst gewohnte Handlung in gehöriger Ordnung zu verrichten; wenn er nicht gegenwärtigen Geistes ist, das heißt, öfters durch interessantere Vorstellungen abgerufen wird.

Hierdurch läßt sich erklären, warum gewisse Handlungen niemals besser von statten gehen, als wenn sie mit einiger Geschwindigkeit verrichtet werden. Dem Redner, der eine gewisse Rede auswendig gelernt hat, wird sein Gedächtniß treuer bleiben, wenn er solche mit der gewohnten Geschwindigkeit hersagt. Der Schreibmeister muß seine gewundenen Züge und der Maler seine Pinselstriche mit Keckheit gleichsam hinwerfen, wenn sie gelingen sollen; und Dieses wird hauptsächlich in allen Fällen nöthig sein, wo die zusammengesetzte Handlung ein stetiges Ganzes ausmachen soll, wie in den schönen Künsten und Wissenschaften der Fall ist. Alsdann muß durch die Schnelligkeit verhütet werden, daß keine fremde Nebenidee sich einschleiche, und der Zusammenhang der wirksamen Begriffe, so wie der organischen Regungen, die sich einander von selbst anrufen sollen, unterbreche. So oft dieß geschieht, geräth die Handlung, wie wir gesehen, ins Stocken; die Seele muß, durch Bewußtsein des Vorsatzes, von neuem wieder anfangen, und den ersten organischen Stoß geben; daher das Ganze seine Einheit und Stetigkeit verlieret. Das öftere Ablassen und Ansetzen der willkürlichen Handlung gibt ihr ein Ansehn der Aengstlichkeit, das Mißfallen erregt, wie solches an mühsamen Copieen nach einer fremden Hand wahrgenommen wird, wo der Künstler nicht aus eigener freier Kraft und Ideenverbindung, sondern immer nach Vorschrift und Muster wirken, das heißt, wo er die organischen Regungen nicht in unterbrochener Reihe fortrücken lassen kann, sondern öfters absetzen und wiederum von Neuem anfangen muß.

Ferner müssen auch nie zwei wirksame Ideen zusammenstoßen, die auf eben dasselbe Organ wirken, und Verrichtungen verschiedener Art hervorzubringen bemüht sind. Denn so oft eine solche Collision entstehet, erfolgt eine Art von Schwanken und Ungewißheit in der Seele, ein Zittern in den Organen der Bewegung, das wir in Rücksicht auf die Organe der Sprache

mit einem besonderen Namen zu belegen, und Stottern zu nennen pflegen.

Man sollte glauben, dieser Fehler sei dem Organe zuzuschreiben; es müsse nämlich in der Anlage und dem innern Baue der Sprachwerkzeuge etwas mangelhaft und unrichtig sein, woraus sich diese Unfähigkeit erklären lasse. Es ist aber aus mancherlei Beobachtungen abzunehmen, daß der Fehler mehr psychologisch, als mechanisch oder organisch sein müsse. Ich will einige derselben, die ich anzustellen die beste Gelegenheit gehabt, hier anführen:

1) Im Affect sind wir Alle, mehr oder weniger, dem Fehler unterworfen.
2) Man ist demselben in einer fremden Sprache, die uns nicht so geläufig ist, mehr ausgesetzt, als in der Muttersprache.
3) Mehr, wenn Jemand zugegen ist, vor dem wir uns scheuen, diese Schwachheit merken zu lassen.
4) Am wenigsten, wenn man allein ist, laut und langsam spricht, oder gar singet.
5) Wenn der Stotternde zu sprechen fortfahren will, so wiederholt er einige Sylben, die er bereits ausgesprochen, um gleichsam auszuholen, und fährt mit der äußersten Geschwindigkeit über die schwierige Sylbe, sehr oft ohne Anstoß, hinweg; zuweilen aber gelingt es das erste Mal nicht, und die Operation muß öfter wiederholt werden.

Alles Dieses würde unbegreiflich sein, wenn ein Mangel in dem Organe die Ursache des Stotterns wäre. Die Hypothese, nach welcher ich mir alle diese Erscheinungen zu erklären suche, ist diese. Wir haben gesehen, daß die Seele zu gleicher Zeit mehrere Reihen von wirksamen Ideen verbinden könne, im Falle sie nur nicht in Collision kommen, daß nämlich mehr als eine Idee auf dasselbe Organ zugleich wirken wolle. Mit diesen Reihen von wirksamen Ideen kann sie auch noch eine Reihe von speculativen, deutlichen Gedanken verbinden, die, so lange sie für die Seele kein hervorstechendes Interesse haben, den Lauf der willkürlichen Verrichtungen nicht unterbricht.

Gesetzt nun, es trete in der Reihe der wirksamen Ideen A. B. C. D. u. s. w. an die Stelle von D. eine fremde, auf eben dasselbe Organ wirksame Idee oder interessante Vorstellung

K. ein, die mit D. gleiches Moment von Wirksamkeit hat; so wird in der Seele gleichsam ein Hin- und Herschwanken zwischen D. und K. entstehen; und indem sie bemühet ist, den organischen Stoß d. hervorzubringen, kann wider ihren Willen und Vorsatz, der Anstoß K. erfolgen. Sobald nämlich K. so wirksam wird, daß es der Vorstellung D. die Wage hält; so entstehet ein Stocken im Sprechen. Es ist nämlich zwischen den Gliedern der Kette, die sich einander nachziehen sollen, ein Hinderniß eingetreten, die ihre fernere Bewegung hemmet. Nimmt K., durch Nebenideen etwa, an Kraft und Wirksamkeit zu, so erfolgt der unzweckmäßige Anstoß K., anstatt des zweckmäßigen und verlangten Anstoßes d. Die Seele wird Dieses gewahr, hält ein, und ziehet sich gleichsam zurück, um durch Lenkung der Aufmerksamkeit die Gewalt der Vorstellung D. zu verstärken, und den Anstoß d. hervorzubringen. Dieses gelinget zuweilen; aber zuweilen entstehet durch diese Bemühung bloß ein zweites Stocken, das mit dem vorigen denselben Weg nimmt. Die fremde Vorstellung, welche diese Verwirrung verursacht, kann zuweilen von der Beschaffenheit sein, daß sie in die Reihe der zweckmäßigen Ideen gar nicht passet, sondern aus einer ganz andern Folge von Begriffen sich hier eingemischt hat. Mehrentheils aber scheint es eine spätere Idee zu sein, die der Stotternde anticipirt, ein Glied der Ideenkette, das zu früh eintreten will, und dadurch die Bewegung hemmet. Die Vorstellung K. nämlich, die nach dem Erfordern des Vorsatzes erst in der Folge, nach l. ihren Platz hat, erhält etwas zu früh das größte Moment der Kraft, und unterbricht dadurch die Einwirkung der zweckmäßigen Vorstellung D.

Das Stottern wäre also, nach dieser Hypothese, nichts anders, als eine Art von Collision einer zweckmäßigen mit einer unzweckmäßigen Idee, welche beide auf die Sprachwerkzeuge zugleich wirken wollen, und fast gleiche Momente der Kraft haben. Die Glieder der Ideenkette, die sich ohne unmittelbare Lenkung der Seele einander nachziehen sollen, werden durch eine fremde Idee, die sich dazwischen gelegt, aufgehalten, und nunmehr findet die hinzutretende Seele ihre Schwierigkeit, das Hinderniß aus dem Wege zu nehmen.

In einer Gemüthsbewegung drängen sich gewisse Ideen mit einer solchen Lebhaftigkeit und Wirksamkeit vor, daß sie gar leicht den Lauf der zweckmäßigen Ideen unterbrechen können.

Wenn wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken wollen, ſo pflegen wir ſelten, ſo lange ſie uns nicht ſehr geläufig iſt, in derſelben zu denken, ſondern wir denken noch immer in der Mutterſprache und überſetzen uns ſelbſt, in währendem Sprechen, aus der geläufigen in die fremde Sprache. Wir haben alſo zu gleicher Zeit, nicht nur für das Gegenwärtige in einer Sprache zu denken, in welcher ſich der Ausdruck von ſelbſt darbietet, und in einer andern den Ausdruck aufzuſuchen, der uns zu fliehen ſcheinet; ſondern müſſen auch für das nächſt Künftige ſorgen, denken und überſetzen, damit wir nicht ſtocken. Wie leicht iſt hier nicht Colliſion möglich?

Je mehr Perſonen auf die Worte des Redenden aufmerkſam ſind, deſto mehr fremde Vorſtellungen können ſich einmiſchen und ihn in Verwirrung bringen, und dieſes um deſto leichter, wenn ſich die Furcht mit einmiſcht, ihnen durch den Fehler in der Sprache zu mißfallen.

Beim langſamen Leſen oder Singen wirkt die Seele weniger durch dunkele Ideenreihen, und ſich ſelbſt überlaſſene Fertigkeiten, als durch rege Aufmerkſamkeit, mit Willen und Bewußtſein, und kann daher weit weniger von einer fremden, unzweckmäßigen Vorſtellung beſchlichen und in Verwirrung gebracht werden. Das laute Leſen hat noch überdem den Vortheil, daß die Seele vermittelſt des Gehörs, ſinnlich beſchäftiget und an das Gegenwärtige in der zweckmäßigen Ideenreihe gleichſam befeſtiget wird; wodurch ſie weit weniger ausſchweifend und auf etwas Fremdes zu verfallen aufgelegt wird.

So kann auch auf die entgegengeſetzte Weiſe, durch die äußerſte Schnelligkeit, mit welcher der Stotternde die Reihe der Worte durchführt, die innige Verknüpfung der wirkſamen Begriffe verſtärkt, das Eintreten fremder unzweckmäßiger Ideen verhindert, und die Sprachwerkzeuge in den Stand geſetzt werden über die ſchwierige Sylbe ohne Anſtoß hinzurollen; ebenſo, wie in der phyſiſchen Bewegung ein Hinderniß, das im Wege liegt, leichter zu überkommen iſt, wenn wir ausholen, und mit der möglichſten Geſchwindigkeit darauf zu eilen.

Das beſte Mittel wider dieſes Uebel iſt, meiner Erfahrung nach, folgendes: man gewöhne ſich frühzeitig, niemals anders als laut und langſam zu leſen, und vornehmlich nicht mit den Augen vorzueilen, und das Folgende zu ſchnell vorauszunehmen zu wollen. Man belege ſich vielmehr das Folgende mit der Hand, und laſſe

Sylbe nach Sylbe, so wie sie ausgesprochen werden soll, erst in die Augen fallen. Dadurch werden nicht nur fremde Vorstellungen entfernt, sondern hauptsächlich das Zuvorkommen späterer Begriffe verhindert, welches in den mehresten Fällen die Ursache des Stotterns zu sein pflegt. Anfangs wird diese Uebung am besten mit solchen Sachen vorzunehmen sein, die noch unbekannt sind, davon man also das Folgende nicht aus dem Gedächtnisse vorausnehmen kann. Nach und nach versuche man es mit bekannten Sachen. Man wiederhole die Bemühung öfters in Gegenwart Anderer und vornehmlich solcher Personen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, und zu gefallen Ursache hat. Dadurch wird die Seele in der Fertigkeit gestärkt, ihre Ideenreihe in Ordnung zu halten, und alle fremden und unzweckmäßigen Vorstellungen zu entfernen.

In den übrigen Gliedmaßen der freiwilligen Bewegung kann sich etwas Aehnliches zutragen, als hier zur Entfernung des Stotterns in Absicht auf die Gliedmaßen der Sprache angenommen worden ist; und hieraus läßt sich das Schwanken und Taumeln der berauschten und fieberhaften Personen, sowie das Zittern der Alten und Schwächlichen, begreiflich machen. Bei Jenen folgen die Ideen zu schnell auf einander, und die Bewegungen können ihnen in eben der Geschwindigkeit nicht folgen. Es durchkreuzen sich auch bei ihnen verschiedene Ideenreihen und laufen dermaßen durcheinander, daß sie öfters in Collision kommen und sich einander hemmen; dadurch wechselsweise das schnelle Zufahren in der Bewegung und das öftere Stocken, welches zusammengenommen, das Taumeln genannt wird. Bei alten und schwächlichen Personen aber folgen zwar die Ideen mehrentheils in ihrer natürlichen Geschwindigkeit auf einander; allein die Gliedmaßen der Bewegung sind bei Jenen zu steif, bei Diesen zu schwach, mit den wirksamen Ideen gleichen Schritt zu halten und ihnen in eben der Zeit Harmonisch zu folgen. Es mischen sich also fremde und jetzt nicht zum Ziele dienliche Begriffe mit ein, und bringen die Reihe der vorgenommenen Bilder, die der Reihe der wirksamen Ideen entsprechen sollen, in Unordnung und öftere Unterbrechung. Das Schwanken bei Schwindel scheint nichts anders zu sein, als das Durchkreuzen und Zusammenlaufen verschiedener Reihen von unwirksamen Vorstellungen, die sich unter einer solchen Lebhaftigkeit in einander verlieren, daß die Seele zu schwach ist, sie dem Bewußtsein unterzuordnen und sich derselben zu be-

meistern. Man wird sich dieses deutlich machen können, wenn man auf die verschiedene Art aufmerksam ist, auf welche der Schwindel zu entstehen pflegt. Jedoch ich verlasse diese besondere Krankheit, die ein philosophischer Arzt von meinem Freunde mit mehrerer Ausführlichkeit zu behandeln im Werke hat, und verweise meine Leser auf die Abhandlung desselben, die wahrscheinlicher Weise nächstens zum Vorschein kommen wird*).

Ich komme zu der seltenen Beobachtung, die Herr Spalding an sich selbst gemacht hat, und die zu diesem Aufsatze die Veranlassung gewesen. Jener Weltweise spricht: die Frage eines Weisen führet die Antwort zur Hälfte mit sich. Mich dünkt, dieses treffe allhier vollkommen ein. Herr S. hat mit so vieler Genauigkeit beobachtet, und die Umstände, die er wahrgenommen, so treffend beschrieben, daß die Hypothese, aus welcher sie erkläret werden können, sich gleichsam von selbst darbietet. Man darf nur seiner Erzählung folgen, und dabei nicht außer Acht lassen, was oben von der Harmonie zwischen den wirksamen Begriffen und organischen Stößen ist angeführet worden.

„Ich hatte," erzählt Herr S., „denselben Vormittag in geschwinder abwechselnder Folge viele Texte sprechen, vielerlei Kleinigkeiten schreiben müssen, wobei die Gegenstände fast durchgehends von sehr unähnlicher Art waren. Diesem nach entstanden in ihm viele Ideenreihen mancherlei Art, deren verschiedene auf dieselben Organe des Sprechens und Schreibens wirksam waren. Diese mußten sich einander desto öfter durchkreuzen und in Verwirrung bringen, je weniger Verbindung sie unter sich hatten, und je mehr die Aufmerksamkeit, wie Herr S. hinzusetzet, immer auf etwas Anderes gestoßen ward. Dergleichen vielerlei Geschäfte, die durch einander laufen, pflegen bei jedem Andern schon Zerstreuung zu verursachen, einen Zustand, in welchem wir etwas Anderes verrichten, als wir verrichten wollen. Bei einem Manne, der gewohnt ist, anhaltenden, bündigen Betrachtungen nachzuhängen, und der vielleicht geringfügige Geschäfte dieser Art mit Unlust verrichtet, mußte die Wirkung stärker und von längerer Dauer sein. Seine Aufmerksamkeit ward desto härter angegriffen, da sie nicht gewohnt ist, sich so zerren und stoßen zu lassen und jeder Kleinigkeit, die sie auf-

*) M. Mf. meint des Hofraths und Prof. Marcus Herz so berühmtes Buch über den Schwindel. Jolowicz.

fordert, sogleich zu Dienst zu sein; daher sie am Ende so eingenommen und gleichsam betäubt ward, daß sie seiner freien Willkür den Gehorsam versagte, und sich nicht mehr von dem Bewußtsein des Vorsatzes lenken ließ.

„Zuletzt", fährt Herr S. fort, „war noch eine Quittung zu schreiben. Ich setzte mich nieder, schrieb die beiden ersten dazu erforderlichen Wörter." Hier trat, nach meiner Hypothese, eine fremde, auf eben das Organ wirkende Idee dazwischen, hielt der zweckmäßigen Idee die Wage; und unterbrach die Folge der organischen Stöße. „In dem Augenblicke (erzählt Herr S. weiter) war ich nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter in meiner Vorstellungskraft zu finden," (die Menge der mannichfaltigen Ideen hatte diese Dunkelheit verursachet:) „noch die dazu gehörigen Züge zu treffen" (die zweckmäßigen Vorstellungen waren am Moment der Kraft in diesem Augenblicke nicht die stärksten). „Ich strengte auf's äußerste meine Aufmerksamkeit an, suchte langsam einen Buchstaben nach dem andern hinzumalen" (gerade so, wie die Stotternden beim Sprechen, zuweilen mit gutem Erfolge, zu thun pflegen), „mit beständigem Rückblick auf den vorhergehenden, um sicher zu sein, ob er auch zu demselben passe," (daß sich Herr S. dieses Rückblicks und der Bedenklichkeit, ob auch der Buchstabe passen würde, so deutlich bewußt war, mag wol den Zustand in etwas verschlimmert haben, indem dadurch die Aufmerksamkeit noch mehr getheilt, und unzweckmäßigen Ideen mehr Gewalt eingeräumt wurde); „merkte aber doch, und sagte es mir selbst, daß es nicht diejenigen Züge würden, die ich haben wollte." (Ebenso, wie der Stotternde eine Sylbe nicht herausbringen kann, und eine andere dafür hören läßt. Er merkt es, daß es nicht die zweckmäßige Sylbe sei, hält ein, und setzt zu verschiedenen Malen von Neuem an, um die rechte, zur Absicht dienliche Sylbe tönen zu lassen.) —

„Ich brach also ab", fährt Herr S. fort, „hieß den Mann, der darauf wartete, theils einsylbig, theils durch Winken, weggehen, und überließ mich unthätig dem Zustande, in welchem ich mich befand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch eine tumultuarische Unordnung in einem Theile meiner Vorstellungen" (in der Region der wirksamen Ideen), „in welchen ich nicht zu unterscheiden vermochte; nur daß ich sie ganz zuverlässig für solche Vorstellungen erkannte, die sich mir ohne und wider mein Zuthun aufdrängten, deren Unwichtigkeit ich einsahe, auf deren Weg-

schaffung ich arbeitete, um den eigenen und besseren Ideen, deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft" (in der Region der unwirksamen, speculativen Ideen) „bewußt war, mir Luft und Raum zu verschaffen. Ich warf mich nämlich, soviel ich unter dem Schwarm der andringenden verwirrten Bilder konnte, auf die mir geläufigen Grundsätze von Religion, Gewissen und künftiger Erwartung zurück; ich erkannte sie für gleich richtig und fest; ich sagte mir selber, mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche denkende Wesen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von Tod, aus diesem in dem Gehirn erregten Getümmel, welches mir, nach meiner innersten Empfindung, immer etwas Fremdes, außer mir selbst Vorgehendes blieb, herausgesetzt würde; so würde ich in der besten, glücklichsten Ordnung und Ruhe fortdenken und fortdauern. Bei dem Allen war nicht die mindeste Täuschung der äußerlichen Sinnlichkeit: ich sah und kannte alles um mich herum in seiner wahren Gestalt; nur des fremden Andranges und Gewirres im Kopfe konnte ich nicht los werden. Ich versuchte zu reden, gleichsam zur Uebung, ob ich etwas Zusammenhängendes hervorzubringen im Stande wäre; aber so sehr ich auch Aufmerksamkeit und Gedanken zusammenzwang, und mit der äußersten Langsamkeit dabei verfuhr, so merkte ich doch bald, daß unförmliche und ganz andere Gedanken erfolgten, als die ich wollte; meine Seele war jetzt eben so wenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin des Schreibens."

Man siehet gar deutlich, daß die Seele unseres Beobachters, was die unthätigen speculativen Ideen betrifft, ihre Function ohne Fehler und Verwirrung verrichten konnte; das Widernatürliche lag bloß in der Function der eigentlichen wirksamen Ideen, die in die Gliedmaßen des Sprechens und Schreibens wirken, und die ihnen gemäßen körperlichen Veränderungen hervorbringen sollten. Hier hatten sich mancherlei andere unzweckmäßige Ideen dermaßen gehäuft und zusammengedrängt, daß sie sich zwar einander das Licht benahmen und dunkel in der Seele schwebten; aber das Moment ihrer Kraft ward dadurch nicht vermindert, und sie stellten sich der Seele gleichsam in den Weg, so oft sie eine von den ihr sonst so willigen Saiten, nach Erforderniß ihres Endzweckes, berühren und in Bewegung setzen wollten. Wir sind zwar Meister über unsere Aufmerksamkeit und im Stande, sie nach unserm Vorsatze zu lenken, aber nur bis auf

einen gewissen Grad. Die Gewalt der Ideen kann aber so sehr zunehmen, daß wir mit aller Anstrengung die Aufmerksamkeit von ihnen nicht abrufen können; und in der Region der wirksamen Ideen die dunkelsten Begriffe, die eine so große practische Gewalt haben, mehrentheils undeutlich sind, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie aufeinander folgen, wie bei allen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten der Menschen zu ersehen ist.

Daß in der Region der Gedanken alles wohl in der Ordnung sei, und gleichwol in der Region der wirksamen Ideen etwas Widernatürliches, oder gar eine gänzliche Unfähigkeit obwalten könne, habe ich selbst bei der Nervenschwäche, an der ich seit vielen Jahren leide, nur zu oft erfahren. Die Zufälle meiner Krankheit hat mein Freund, der D. Wuch, der mich, als Arzt und Freund genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, in seinen Beobachtungen mit vieler Deutlichkeit beschrieben. Im Anfalle, der mich beim ersten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegte, hatte ich mein völliges Bewußtsein, war im Stande, jede Gedankenreihe, die ich mir vornahm, mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen, nur daß ich aller willkürlichen Bewegung unfähig war, weder ein Glied am Leibe regen, noch einen Laut von mir geben, oder die Augen aufthun konnte; und jede Bemühung, die ich anwandte, irgend ein Glied zu bewegen, war völlig fruchtlos, und vermehrte nur die sehr widrige Empfindung, von welcher dieser Zustand begleitet war. Es war mir nämlich dabei, als wenn etwas Glühendes vom Gehirn herab, den Rückgrath entlang einströmen wollte und Widerstand fände, oder als wenn Jemand mit glühenden Ruthen mir den Nacken geißelte. Ich mußte mich also vollkommen ruhig halten, bis ein Eindruck von Außen her den Lebensgeistern gleichsam die Schleusen öffnete, daß sie freien Einfluß hatten; und nunmehr war auch in demselben Augenblick alles wieder hergestellt, und ich völlig wieder Herr über meine freiwilligen Bewegungen.

Demohngeachtet aber ist es immer dieselbe Seele, dieselbe einfache Substanz, welche beides verrichtet, Gedanken hat, und Willkür oder freien Willen ausübt; nur daß sie, so wie der Körper, in Absicht auf eine von ihren Functionen in einen widernatürlichen Zustand gerathen und gehemmt werden kann; das heißt, die Seele kann, so wie der Körper, in Ansehung dieser Verrichtungen gesund und wohl, und in Ansehung eines an-

deren hingegen schwach, aber krank sein. Dasselbe denkende Wesen, das Herr S. sein eigenthümliches Ich nennet, und das von Seiten seiner Gedankenfähigkeit völlig gesund war, empfand von Seiten seiner Bewegungsfähigkeit die Verwirrung, das Fremde, Widernatürliche, die Indisposition, die leicht in eine Krankheit hätte übergehen können. Die Reihe der speculativen, unthätigen Begriffe blieb in ihrem natürlichen Zustande, und konnte, so oft der Denker wollte, mit freier Willkür fortgesetzt werden. Aber die Reihe der thätigen Ideen, und der mit ihnen harmonisch zu erregenden organischen Stöße hatte gelitten. Hier war der Andrang und das Getümmel, welches Herr S. fühlte, und so oft er an's Reden oder Schreiben ging, drang sich aus dieser Verwirrung immer eine fremde unzweckmäßige Darstellung vor, die auf dasselbe Organ wirkte, und eine andere Bewegung hervorbrachte, als er haben wollte.

Mich dünkt indessen, Herr S. habe in der Ueberraschung einen mißlichen Versuch gewagt, in währendem Andringen verwirrter Bilder und Vorstellungen sich nach seinen philosophischen und religiösen Betrachtungen umzusehen, und seine Aufmerksamkeit von dem gegenwärtigen Getümmel gleichsam mit Gewalt abzuziehen. Dieser Versuch hätte, wo ich nicht irre, von traurigen Folgen sein können. Jene Betrachtungen, auf die sich Herr S. zu werfen wagte, enthalten bloß speculative Ideen, die unmittelbar auf keine äußere Gliedmaßen wirken. Und in dem Gehirn selbst, wo sie so lebhaft wirken, beschäftigen sie, als allgemeine, abstracte Begriffe, bloß einen gewissen Bezirk, eine ihnen zukommende Region, und lassen das übrige System ohne alle Thätigkeit. Sie erfordern also mehr Sammlung und Anstrengung der Lebensgeister und eine stärkere Richtung derselben gegen die obern Theile, als in dem tumultuarischen Zustande, in welchem sie sich bei Herrn S. ohnehin befanden, dienlich gewesen sein mochte; und daher mußten sie, wie mich dünkt, das Uebel vermehren. Eine freie Aussicht in die offene Natur, ein ruhiger Blick auf das thätige Leben der Menschen und Thiere, ein körperlicher Schmerz, oder jede andere äußere sinnliche Empfindung von einiger Kraft, etwas Speise oder ein kühlender Trunk, den er etwa zu sich genommen hätte, würde wahrscheinlicher Weise heilsamer gewesen sein. Dadurch würden die Lebensgeister, von ihrem allzuheftigen Andrange im Gehirne abgeleitet, und in das ganze Nervensystem gleichmäßig vertheilt worden sein. Nur durch

ſinnliche Eindrücke werden die Ideenbilder in Ordnung gebracht, und Licht und Schatten ſo über die Maſſe verbreitet, daß ſie ſich einander unterſtützen, und die Wirkung des Ganzen befördern helfen. Betrachtungen und Vernunftgründe, wie diejenigen, denen ſich Herr S. überließ, mußten gerade von entgegengeſetzter Wirkung ſein; ja die Beſorgniß, die er ſich in dieſem Zuſtande machte, die doch wahrſcheinlicher Weiſe mit einiger Unruhe verbunden ſein mußte, konnte nach meiner Hypotheſe den Zuſtand erſt verſchlimmern helfen; indem jede Gemüthsbewegung die ordentliche Einwirkung wirkſamer Ideen auf die Organe zu verhindern pflegt, wie ſolches vom Stottern iſt angemerkt worden. Es thut nichts zur Sache, daß Herr S. ſich auf nichts in ſeinen vorhergegangenen Vorſtellungen oder Geſchäften zu beſinnen wußte, und das zu den unverſtändlichen Worten, die er in der Verwirrung niederſchrieb, hätte Anlaß geben können. Wir haben geſehen, daß die dunkelſten Empfindungen, die mit keinem Bewußtſein der Seele verbunden ſind auf die Organe dennoch ſehr kräftig wirken, die zweckmäßigen willkürlichen Handlungen hervorbringen und eben ſowol unterbrechen können. Ein Wort, das etwa in währender Verwirrung in einem Nebenzimmer laut geſprochen ward, konnte zufälliger Weiſe, da Alles in dem Haupte Herrn S. ſo geſpannt war, einen ſehr lebhaften Eindruck machen, und von ſtärkerer Wirkung in die Organe ſein, als die zweckmäßige Idee, die kein ſonderliches Intereſſe hatte. Indem nun Herr S. ſeine Lebensgeiſter anſtrengte, die Bewegung der Hand hervorzubringen, die zu ſeinem Endzweck erforderlich war, drang jene fremde Vorſtellung vor, und ließ ihn etwas unzweckmäßiges niederſchreiben, ſo wie dem Stotternden wieder Sylben entfahren, die er nicht hat ausſprechen wollen. Die Seele, ihres Vorſatzes deutlich bewußt, merkte gar bald, daß etwas Unrechtes hingeſchrieben worden, hielt ein, um von neuem wieder anzuſetzen; daher das Unterbrochene, Unvollendete in der Sprache des Stotternden ſowol, als in dem Niedergeſchriebenen des Herrn S. — Und eben Dieſes, daß die unwillkommenen Ideen in der Seele fremde waren, und ſich nur zufälliger Weiſe eindrängten, daß ſie noch das Bürgerrecht nicht erlangt, an keine Reihe von Begriffen ſich angefügt hatten; eben Dieſes, ſage ich, iſt die Urſache, daß ſich Herr S. ihrer nachher nicht wieder zu erinnern vermöchte. Man hat im Traume zuweilen die lebhafteſten und wirkſamſten

Vorſtellungen; man weiß es beim Erwachen, daß man dergleichen gehabt, ohne ſich wieder ihrer erinnern zu können, ſo lange man nicht auf eine Idee geräth, die mit ihnen verbunden iſt, und vermittelſt deren jene hervorgerufen worden. Die Seele kann nur diejenige abweſende Vorſtellung anrufen, zu der ſie das eine Ende der Schnur gleichſam vor ſich hat, um ſie anziehen zu können. So lange ſie Dieſes nicht gefunden hat, iſt ihre Bemühung vergebens. Nur vermittelſt des Gegenwärtigen iſt die Seele im Stande, ſich des Vergangenen wieder zu erinnern.

Und nun auch etwas auf die philoſophiſche Frage des Herrn S. zu antworten:

„Wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zuſtande des Gehirns abhängt, oder eigentlich darin liegt, ſo muß in meinem Fall, der eine Theil meines Gehirns geſund, in gehöriger Lage und Ordnung, der andere in unordentlicher, verwirrter Bewegung geweſen ſein. Und welche von beiden ſagte denn: ich? unterſchied die durcheinander kreuzenden Vorſtellungen von ſich ſelber? urtheilte von der Unrichtigkeit derſelben? fühlte ſo innig ſich ſelbſt als etwas ganz Anders, und Abgeſondertes von Jenem?"

Nach obiger Erklärungsart war eigentlich in dem Gehirn des Herrn S. kein Theil in unordentlicher, verwirrter Bewegung; und es hatte nur fremde, unzweckmäßige Vorſtellungen mehr Wirkungskraft erlangt, als ſie, ſeinem Vorhaben nach, haben ſollten. Das Ich ſeiner Seele hatte weder Ort noch Beſtimmung verändert. Daß wir neben einer Reihe von ſpeculativen, mit Bewußtſein verbundenen Ideen, die nicht auf äußere Organe wirken, auch noch ſo manche Reihe von thätigen Ideen verfolgen, und zum Ziele leiten können, iſt bekannt, und bereits oben angeführt worden. Die Seele beherrſcht dieſe verſchiedenen Reihen, lenkt jene durch deutliches Bewußtſein jedes Gliedes, dieſe durch Gewohnheit und Uebung, und die durch dieſelben hervorgebrachten Fertigkeiten; wirkt hier ſelbſt und läßt dort Andere nach ihrem Plane fortwirken. Alles Dieſes weiß ſie, wie die Bürger eines wohlgeordneten Staats, dermaßen in Harmonie zu bringen, gleichſam in eine einzige gruppirende Maſſe von Licht und Schatten zu verbinden, daß die Wirkung des Ganzen zu ihrem Hauptendzwecke übereinſtimmet. Allein

sie herrscht in diesem ihrem innern Staate nicht unumschränkt, und ihre Befehle werden nicht ohne Weigerung vollzogen. Ihre Kraft überhaupt hat Grenzen. Zuweilen gelanget eine Vorstellung zu einer größeren Gewalt, versagt ihr den Gehorsam, will thätig sein, wo sie nicht soll; verdränget eine zweckmäßige Idee aus ihrer Stelle, oder hemmet sie wenigstens in ihrer Verrichtung; wodurch Unordnung und Stocken in den öffentlichen Angelegenheiten entstehen muß. Die Beherrscherin eilt hinzu, der Unordnung zu steuern. Ihrem Befehle nach sollte eine gewisse Reihe von organischen Stößen hervorgebracht werden, und eine fremde Idee hatte sich dazwischen eingedrängt. Sie suchet also die Aufmerksamkeit, die sie zum Theil in Händen hat, mehr der zweckmäßigen Idee zuzuwenden, und sie dadurch wirksamer zu machen. Es läßt sich aber begreifen, daß die widerspenstige Vorstellung nicht immer also fortweichen wird, sondern zuweilen auch in dem ersten Kampfe obsiegen, und einen organischen Stoß hervorbringen kann, den der herrschende Theil des Ichs ganz verkennt und seinem Endzwecke zuwider findet.

Aus den kleinen philosophischen Schriften.

Herausgegeben von

Büchler.

1. Anweisung, wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen.

In einem Briefe des Aristes an Hylas*).

Plutarch, dieser große Kenner des menschlichen Herzens hat eine ganze Abhandlung geschrieben, wie junge Leute die Poeten lesen sollen. Die Dichtkunst, sagt er, ist sehr geschickt, den Verstand eines muntern Jünglings zu ernähren; aber sie kann ihn auch gewissermaßen irrend und wankend machen, wenn er nicht durch gute Regeln angeführt wird, den Mißbrauch zu vermeiden. Er vergleichet die Dichtkunst mit der Erde von Aegypten, davon Homer sagt, sie bringe eine große Menge von heilsamen und vergifteten Kräutern hervor. Indessen, fährt er fort, haben nur die guten Köpfe von ihr einigen Nachtheil zu befürchten. Träge und schläfrige Gemüther können hingegen niemals von ihr betrogen werden; wie Simonides einst antwortete, als er gefragt wurde, warum er die Thessalonier nicht eben so gut be-

*) Vorbericht. Vor dreißig und mehreren Jahren erhielt ich von meinem nerzwigten Freunde Moses Mendelssohn nachstehende kleine größtentheils satyrische und launigte Aufsätze, als Beiträge zu einigen periodischen Blättern, an deren Herausgabe ich damals Theil nahm.

Jetzt sind diese Zeitschriften, wie so viele Ephemeren des Tages, schon längst in Vergessenheit begraben worden; und ich darf also mehr auf den Dank des Publicums und der Freunde Mendelssohn's rechnen, daß ich ihnen hier diese kleinen unterhaltenden Aufsätze, die Früchte einiger heitern Stunden seiner besten Lebensjahre, übergeben, da sie sonst wahrscheinlicher Weise gänzlich wären vergessen worden.

Berlin, den 23. Sept. 1789.

Joh. Georg Müchler.

tröge, als die übrigen Griechen? Sie sind so unwissend, daß ich sie nicht betrügen kann. Gorgias von Leontium pflegte zu sagen: das Trauerspiel ist eine Art von Betrug, davon man behaupten kann, wer betrügt, sei besser, als wer nicht betrügt; und wer betrogen wird, sei klüger, als wer nicht betrogen wird. Was soll man also anfangen? frägt Plutarch; soll man die Jugend nöthigen, die Dichtkunst zu fliehen, und sich, wie die Reisegefährten des Ulysses, die Ohren mit Wachs zukleben? oder soll man ihre Urtheilskraft vielmehr durch wahre Vernunftgründe unterstützen, damit sie nicht wanken und auf Irrthümer verleitet werden können? Denn Lykurg handelte ganz gewiß unvernünftig, daß er alle Weinstöcke in seinem Reiche ausrotten ließ, weil er sahe, daß man vom Weine betrunken werden könnte. Er hätte vielmehr die Nymphen, das heißt das Wasser aus den Quellen, damit vereinigen sollen, um, wie Plato sagt, diese rasende und ausgelassene Gottheit durch eine andere, die mäßig und weise ist, in der Zucht zu halten.

Indessen scheint Plutarch die Absicht gehabt zu haben, die griechische Jugend vor dem Mißbrauch der Fabel zu warnen; und Dieses mag zu seiner Zeit von großem Nutzen gewesen sein, weil damals die Jugend ihre Götterlehre eigentlich von den Poeten erlernen mußte. Von dieser Seite aber haben wir in unsern Zeiten wenig von den Poeten zu befürchten; denn unsere Jugend wird durch ganz andere Wege, als durch fabelhafte Gedichte, zu der wahren Erkenntniß von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes angeführt. Allein es giebt noch andere Irrthümer genug, die ein unerfahrner Jüngling, zum Nachtheil der guten Sitten, in den Werken des Witzes schöpfen kann; und in dieser Absicht mag es dem Publico nicht unangenehm sein, in folgendem Sendschreiben einige Anmerkungen zu lesen, wie ein jugendlicher Verstand angeführt werden könnte, die Poeten mit Nutzen zu lesen. Man hat nicht alles auf einmal erschöpfen können, und begnügt sich, einige wichtige Punkte berührt zu haben, die der Jugend nicht genug eingeschärft werden können.

Aristes an Hylas.

Es sind nunmehr drei Jahre verstrichen, liebster Hylas! seitdem wir angefangen, Dich Jüngling zu nennen; und der Gehorsam, den Du gegen uns und gegen Deinen Lehrer Theo-

phanes bezeugest, läßt uns hoffen, der Welt in Dir einen glücklichen Mann und einen seligen Greis zu schenken. Es ist Dir eine Lebhaftigkeit angeboren, die Dich zu vielen Dingen geschickt machet. Allein wisse, liebster Jüngling! feurige Gemüther bleiben selten bei dem Mittelmäßigen stehen. Sie werden entweder im Guten oder im Bösen groß, so wie das irdische Feuer entweder erwärmet, oder verzehret. Noch ist Deine Vernunft unstät, und Dein Sinn wanket, wie die jungen Aeste Deines kleinen Nußbaums, die jedem leisen Winde nachgeben. Wir hatten ihn eben denselben Tag gepflanzt, an welchem Du das Flügelkleid ablegtest. Bisher haben wir keinem Sprößlinge verwehrt, aus seinem Auge hervorzubrechen; aber bald wird es Zeit sein, die unnützen Reiser zu verschneiden, damit der nährende Saft gewohnt werde, in die fruchttragenden Zweige hinüber zu treten. Dieser Baum, Hylas! ist ein lebhaftes Sinnbild von Dir. Bald ist es Zeit, Deine Fähigkeiten auf einen sichern Endzweck zu lenken. Deine kritischen Tage nahen heran; sie sind noch wichtiger, als die kritischen Tage eines Kranken, die höchstens nur Tod und Leben anzeigen. Jene entscheiden mehr; denn nachdem Du Dich jetzt in dem Guten oder im Bösen befestigest, nachdem wirst Du Zeit Deines Lebens glückselig oder elend, unsere Freude oder unsere Schande werden.

Es gefällt mir ungemein, Hylas! daß Du Dich an den Schriften der alten und neuen Dichter so sehr vergnügest; und ich segnete Dich neulich, als mir Theophanes sagte, daß Du bei rührenden Stellen in Thränen zerfließest. Die Dichtkunst ist nach ihrem göttlichen Ursprunge die erste Schule der Tugend und Weisheit. Zwar gefällt die Tugend ohne allen Putz; und die Weisheit aus dem Munde eines trocknen Lehrers ist immer noch reizend; aber sie sind dennoch unkräftig, in das Gemüth eines Jünglings einen anhaltenden Eindruck zu machen. Das jugendliche Herz muß erst durch die Schönheit gereizt, und durch das Mitleiden empfindlicher gemacht werden, wenn die eingeprägten Lehren der Tugend und Weisheit nicht bald wieder verlöschen sollen. Hierzu sind die Dichter eigentlich berufen; sie sollen uns wahre Schönheiten empfinden und mit Nothleidenden fühlen lassen; Sie sollen zur höheren Weisheit vorbereiten. Allein wie kränkt es mich, unschuldiger Hylas! daß ich diese bittere Wahrheit lehren muß! Die Dichter haben selbst ihren Beruf entehrt, und sind ein Werkzeug der Laster und des Ver-

derbens geworden. Nicht selten haben sie sich mehr bestrebt, geschickte Künstler, als weise Lehrer zu werden; und die Schadenfrohen hielten sich für Meister, wenn sie die Weisheit verachten, und den Saamen des Guten in der Brust eines Jünglings ersticken konnten. Ein Menschenfreund verwandelte Mitleiden in Abscheu und Verzweiflung; ein Wollüstling das Gefühl der Schönheit in Weichlichkeit; ein Lasterhafter glaubte:

Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Ich bin für Deine Glückseligkeit besorgt, liebster Hylas! Ich gehe jetzt auf dem Rande meines Grabes, und die ganze Erde außer Dir fängt mir an gleichgültig zu werden. Alsdann will ich mein graues Haupt freudig in die Gruft neigen, wenn ich erst die Tugend in Deiner Seele befestigt sehe. Aber ich will Dir eine beständige Freude zubereiten. Du sollst Dich als Jüngling so freuen, daß Du als Greis noch mit Vergnügen auf Deine Jugend zurücksehen mögest; und keine Nachreue soll Dir den Geschmack Deines Lebens vergällen. Vernimm also, liebster Hylas! heute die Lehren, die ich Dir mittheile, wie Du die Dichter mit Nutzen lesen sollst.

Lies niemals bloß, um Dir die Zeit zu vertreiben. Diese Lehre ist allgemein, und soll Dir stets in den Gedanken schweben. Wie uneinig ist Derjenige mit sich selber, der jetzt Gott um ein langes Leben bittet, und jetzt tausenderlei vornimmt, bloß um einige Stunden unvermerkt hingebracht zu haben. Diese Stunden, Hylas! die wir vorbei wünschen, sind uns umsonst gegeben worden; wir genießen sie nicht, und dem Erhalter unsers Lebens wird dafür nicht gedankt.

Der dankt ihm wohl, der, was er schenket, wohl empfängt.

Lerne, Hylas! von dem Harpagon, der keinen Augenblick ohne Wucher vorbeigehen läßt. Oft haben Lasterhafte die besten Mittel, den schlechtesten Endzweck zu erreichen. Verabscheue ihren Endzweck, aber lerne von ihnen die besten Mittel gebrauchen. Wuchere mit der Zeit. Laß Dich von einer jeden Stunde Deinem Endzweck näher bringen; und selbst wenn Du spielest, habe die Absicht dabei, Deinen Leib oder Dein Gemüth zu bessern.

Der Endzweck der Gedichte ist Dir bekannt. Sie sollen Dich menschlicher machen, und das selige Gefühl der Tugend

und Menschenliebe in Deine Seele pflanzen. Ich weiß, Du liebest Deine Gespielen heftiger, wenn Du die Geschichte des Daphnis und Phyllis gelesen, oder über das harte Schicksal einer Clarisse geweinet hast. Halte Dich an dieser Absicht fest, und hüte Dich, Hylas! aus Lüsternheit bei schlüpfrigen und vergifteten Beschreibungen still zu stehen. Denke immer: was würde ich sagen, wenn mich Theophanes fragte, warum mir diese Beschreibung gefallen? und erröthe für Dich selbst.

Wisse, daß ich nicht umsonst gesagt habe, die Dichter bestrebeten sich nicht selten, mehr geschickte Künstler, als weise Lehrer zu sein. Siehe! wenn der Maler Xeuris eine Person schildern soll, die ihm gleichgültig ist, so kann er auf Verlangen seine Kunst anwenden, ihre Schönheiten oder ihre kleinen Fehler mehr in das Licht zu setzen, weil ihm sein Herz nicht widerspricht. Gleichergestalt wird es manchen Dichtern eben so leicht, die Tugend zu verspotten, als sie bis in die Sterne zu erheben, wenn sie weiter keine Absicht haben, als ihre Kunst zu zeigen. Wären sie wahre Freunde der Tugend, so würden sie ihre Kunst niemals ihr zum Nachtheile anwenden, und wenn sie auch ein Königreich zum Preise davon tragen könnten.

Verwundere Dich also nicht, mein lieber Hylas! wenn Du die Dichter sich selbst so oft widersprechen siehst. Bald preisen sie die Thaten der Menschen, bald ist keine Tugend, keine Rechtschaffenheit mehr auf Erden; bald ist ihnen die Welt ein Paradies, bald eine Hölle; bald beschuldigen sie Gott und die Natur, und bald bestrafen sie die murrenden Sterblichen, die mit ihrem Schicksale unzufrieden sind. Ihre Kunst erfordert Abwechselungen, und sie können ihre Einbildungskraft sowol zum Besten, als zum Nachtheile einer jeden Sache erhitzen. Lies ihre verkehrtesten Einfälle, aber mit der Absicht, Dich an dem kühnen Schwung und an den feinen Ausdrückungen zu ergötzen. Vergaffe Dich aber nicht in ihr betrügliches Bild, sondern betrachte das Urbild mit deinen eigenen Augen, und prüfe, ob sie ihm treu geblieben sind.

Manche haben in kleinen jugendlichen Liedern über die Weisheit und die strenge Tugend gescherzt. Diese sind unschädlich, weil ihre angenehmen Spöttereien gewiß keine üblen Folgen nach sich ziehen können. Wir hören mit einem unschuldigen Vergnügen die Dichter singen:

Wolf zählt die Kräfte seiner Seele,
O welch ein Thor ist das!
Ich Klügerer, ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

Lies hingegen die schlüpfrigen Dichter nur sparsam, die sich befleißigen, nichts als schändliche Wollust zu athmen. Je mehr Du Dich ihrer enthalten wirst, je weniger werden sie Dir gefallen; und Du kannst Deiner Sittsamkeit sicher sein, wenn Dir ihre unzüchtigen Ausdrücke völlig unschmackhaft vorkommen. Diese Verführer sind es, o mein Hylas! Ewig wolle uns der Himmel mit Pyrons und Rochesters verschonen, und der deutsche Rousseau müsse David's göttliche Harfe nie durch schändliche Sinngedichte vermehren.

Es gibt eine unschuldige Art von Gedichten, die dennoch schädlich sein können, wenn sie nicht mit der gehörigen Vorsichtigkeit gelesen werden. Man hat die Kunst erfunden, das einfältige Schäferleben mit den angenehmsten Farben zu schildern. Was ist lieblicher als die Natur, und was ist einnehmender als ihre Schönheit? Man läßt den Schäfer in einem immerwährenden Frühlinge zwischen Rosen und wohlriechenden Gesträuchen hinter seiner Heerde hergehen. Bald setzt er sich in den Schatten einer Eiche und stimmt ein unschuldiges Lied an, indem seine Schaafe um ihn herweiden; bald legt er sich an einem Wasserfalle, und wird von seinem leisen Murmeln zum Schlafe eingeladen. Man läßt seine Gemüth von allen unruhigen Leidenschaften frei sein, und dichtet ihm erhabene Gesinnungen an, die sich ohne Kunst und Erziehung bei ihm hervorgethan haben sollen. Wie leicht kann diese edle Einfalt, die doch nichts, als eine Erdichtung ist, die Tugend zur Eifersucht reizen! Wir können glücklich sein, können sie sich denken, wenn wir uns dem Lärm der Menschen entziehen, und unser Leben unthätig dahin fließen lassen. Laßt andere große Thaten beginnen, und mit Arbeit nach tiefer Weisheit ringen. Wir wollen ruhig und bequem leben, und der Natur unsere tugendhaften Gesinnungen zu verdanken haben. Wenn wir zufrieden sind, so sind wir glückselig.

Wisse also, mein Hylas! die Tugend besteht weder in einer bäurischen Einfalt, noch in einer höflichen Artigkeit, sondern in Handlungen, die der erhöhten Natur des Menschen, die der Ver-

nunft gemäß sind. Ein faules und unthätiges Leben ist zwar andern Menschen nicht schädlich; aber wir haben umsonst gelebt, wenn wir uns die Mühe haben verdrießen lassen, uns zu bessern. Die Poeten bedienen sich ihrer Freiheit zu lügen, und lassen die Schäfer die tugendhaften Gesinnungen unter Rosen und Lilien gleichsam mit dem Duft einsaugen. Uns gefällt ein Weiser in dem einfältigen Schäferkleide. Aber, Hylas! man muß wirksam sein, wenn man weise sein will; man muß mehr, als Bequemlichkeit und thierische Ruhe suchen, wenn unsere Gesinnungen edel, unsere Handlungen vernünftig, und unser Leben mit Nutzen angewendet sein soll. Sei einfältig und unschuldig in dem Aeußerlichen, aber laß Deinen innern Werth edel und erhaben sein. Nimm Jenes von dem Schäfer, und Dieses von dem Weisen. Entlehne von dem Hofmanne eine artige Sittsamkeit, die Dich bei Andern beliebt macht. Wenn Du weise, einfältig und sittsam bist, so bist Du vollkommen.

Betrachte die Lustspiele, Hylas! als Gedichte, die Dein Gemüth aufheitern; und Deinen Geschmack läutern können, aber Deine Sitten haben sich keinen sonderlichen Nutzen von ihnen zu versprechen. Der Zweck der Lustspiele ist, die Fehler der Menschen lächerlich abzubilden, und wenn man alles Lächerliche vermeidet, so weiß man zu leben, aber man ist deßwegen noch nicht tugendhaft. Hierin haben die bürgerlichen Trauerspiele einen nicht geringen Vorzug. Sie sind eine wirkliche Schule der Tugend, denn ihr eigentlicher Endzweck ist, die Fehler der Menschen als verabscheuungswürdig zu schildern. Wir lachen über den Spieler des Regnard's, und vermeiden, ein Spieler zu heißen; wir vergießen Thränen über den englischen Spieler und schämen uns Einer zu sein.

Das Trauerspiel ist eine Schule der erhabenen Gesinnungen, und die vollkommenste Art von Gedichten. Ihr Endzweck ist, die Fehler der Menschen schrecklich abzubilden; oder wenn vollkommen Tugendhafte leiden, so ist ihr Zweck, in uns ein wehmüthiges Mitleiden zu erregen. Die Alten sind in dieser Art unsere Meister, und wir haben ihre erhabne Einfalt noch nicht erreichen können. Auch hier, Hylas! sind Klippen zu vermeiden, daran die unvorsichtige Jugend leichtlich scheitern kann. Wenn der Dichter die Fehler seines Helden zu beschönigen sucht; wenn er ihn vollkommen vor unsern Augen darstellen will, und daher Alles an ihm, seine Untugenden nicht ausgenommen, bis an die

Sterne erhebt; so kann die Jugend leicht verführet werden, sich nach einem falschen Muster zu bilden, und die Fehler dieser eingebildeten Helden nachzuahmen. Die Sittenlehre des Theaters ist nicht durchgehends zur Ausübung eingerichtet. Lerne, Hylas! den Dichter unterscheiden, wo er als Weltweiser und wo er als Dichter spricht. Es ist ein Laster, wenn man um eines Schimpfes halber Menschenblut vergießt. Corneille macht es zur Tugend; und seine Scheingründe können die Jugend leichtlich auf seine Seite bringen, wenn sie nicht bedenkt, daß eine solche Handlung auf der Schaubühne gefallen, aber im gemeinen Leben abscheulich sein kann.

Oft betrachten die Dichter den ganzen Weltbau aus ihrem engen Gesichtskreise. Sie wissen über Alles ihren spielenden Witz auszubreiten, und die Jugend, die nicht gewohnt ist, lange ernsthaft zu bleiben, freuet sich, wenn sie über die wichtigsten Dinge lachen kann. Es ist der leichteste Weg, in der großen Welt fortzukommen, wenn man beständig einen spitzigen Einfall in Bereitschaft hat; und wem die Lacher in einer Gesellschaft zugethan sind, der kann die gründlichsten Weltweisen zum Schweigen bringen. Allein, Hylas! ich traue Dir nicht Eigendünkel genug zu, mit einer solchen Aufführung zufrieden zu sein. Der Witz ist die äußere Verzierung des Verstandes, und gleichet einem Gepräge, das eigentlich bestimmt ist, den innern Werth einer Münze anzuzeigen. Wer sich aber bei dem Gepräge aufhält, und den innern Werth aus den Augen setzet, der gleichet einem Kinde, das öfters Goldstücke für falsche Schaupfennige dahingibt.

Ich würde zu weitläufig sein, Hylas! wenn ich Dich vor allen Fehltritten warnen wollte, darauf Dich die Liebhaber des Witzes verleiten können; allein ich begnüge mich mit der allgemeinen Warnung, daß Du ihnen nicht zu viel trauen, und beständig auf Deiner Hut sein sollst. Der glücklichste Einfall kann keine Unwahrheit wahr machen, und die schönste Beschreibung dem Laster nichts als die Schminke der Tugend anstreichen. Im Uebrigen verlaß' ich mich auf die treue Anführung Deines Theophanes, der mehr als väterlich für Dich sorgt. Liebe ihn, Hylas! wie Du mich liebst, und laß seine Sorgfalt nicht umsonst angewandt sein. Bilde Dich nach diesem vortrefflichen Muster, und fliehe einen jeden Gedanken, der mit seiner Aufführung streitet. Wenn ich bedenke, daß Du mitten unter tausend Verführern einen getreuen Wegweiser gefunden hast, in dessen Fuß-

tapfen Du getrost wandeln kannst, und wenn Dir Theophanes das Zeugniß gibt, daß Du auf jeden Wink bereit bist, ihm zu folgen; so vergesse ich, an die Schwachheiten meines hohen Alters und an das nahe Grab zu denken, und fange wieder zu leben an. Laß, Hylas! diese Gedanken in den letzten Stunden mein Trost sein, so wie er mich in meinem hohen Alter aufrichtet! Ich will Dich alsdann segnen und sterben.

Dein

Großvater
Aristes.

---

2. Vermischte Gedanken.

I.

Madame Rowe sagt: Eine einzige gute That ist besser, als tausend gelehrte Abhandlungen. Allein, was für ein Recht hat man, den Denker von dem Wohlthäter zu unterscheiden? Was thut der Wohlthäter? Er befriedigt die Bedürfnisse seines Nebenmenschen durch seine Glücksgüter; allein, was er durch diese thut, verrichtet der Denker durch seine Seelenkräfte.

II.

Es gibt Wahrheiten, die unsere Glückseligkeit befördern. Die sie abhandeln, können ihre Lehren 1) gründlich und trocken, oder 2) leicht und reizend abfassen. Die sie bestreiten, können ihre Gegengründe ebenfalls 3) trocken oder 4) verführerisch vorbringen. Die erste Art schreibet für gründliche Köpfe; die zwote für die Welt; die dritte gibt zum fernern Nachdenken Anlaß; die letzte sind schadenfrohe Irrlichter, die, wie der Pöbel glaubt, den Reisenden auf gefährliche Abwege verleiten, und mit einem wilden Gelächter seiner spotten.

III.

Ein Weltweiser, der um eine hohe Ehrenstelle buhlet, gleichet einem Goldmacher, der auf seine Erfindung des Steines der Weisen Almosen bettelt.

IV.

Wollt ihr Comödien schreiben, sagt ein Franzose zu dem Deutschen, so studirt die Natur und Moliere. Ich möchte alle-

zeit, wenn ich einen französischen Weltweisen sähe, ihm zurufen: Studire die Natur und Wolf!

V.

Wolfens lateinische Schriften machen zusammen eine kleine philosophische Encyklopädie aus. Nur Schade! daß die Sachen nicht in eine alphabetische Ordnung gestellt sind. Ein Dictionnaire soll unser Jahrhundert verewigen, aber kein philosophisches System.

VI.

Der Lauf der Welt.

Haben die Menschen Friede, so theilen sie sich in Gelehrsamkeit und Ueppigkeit. Die Ueppigkeit verzehrt Alles, und endlich verzehrt sie sich selbst, weil sie die Menschen zum Geize geneigt macht. Der Geiz erzeuget die Handelschaft; die Handelschaft Eifersucht; die Eifersucht Krieg; der Krieg verheeret alles wieder, so lange, bis die Völker nach Friede seufzen.

VII.

Der Geschichtschreiber.

„Er ward ein Held, sobald er nur aufhörte, ein Kind zu sein."

Der Weltweise.

„So war er nicht länger ein Mensch, als er ein Kind war."

VIII.

Er weiß zu leben. Diese Redensart bedeutet jetzo nichts mehr, als: er weiß im vierzigsten Jahre den Mann auf der Stube zu lassen, und in Gesellschaften wie ein Kind zu tändeln.

IX.

Die Europäer würgen sich einander um den Ohiofluß, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmuthe reden hören.

X.

Die Fürsten sind Schauspieler, und die sich Weise nennen, gedungene Händeklatscher.

XI.

Wünschet einem Großen ein kurzes Leben, er wird Feuer speien; wünschet ihm einen Zeitvertreib, er wird es Euch danken.

Und dennoch ist es ungewiß, ob man wenniger liebet, oder die Zeit vertreibet.

XII.

Sind die Fürsten der Erde der Wahrheit so gram, daß es ein Ruhm für einen Weltweisen ist, wenn sie ihn für kein unnützes Geschöpf halten?

XIII.

Die Natur hat die Wienen und Geschmeiche zu wenen Dolmetschern unsers Herzens gemacht, und die Politik befiehlet uns, diese natürliche Sprache zu unterdrücken. Dennoch wollen uns seine Weltweisen einbilden, die Politik stimme mit unserer Natur zusammen.

XIV.

Ein Großer, der durch das Brausen seiner Leidenschaften verhindert wird, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen, verdienet Mitleiden. Ein Großer, der mit kaltem Blute die Vernunft höret und sie zum Schweigen bringet, verdienet Abscheu.

XV.

O Zeit! O Sitten! Menschen erwürgen, ist der Weg zur Ehre, und Kinderzeugen eine Schande.

XVI.

Lysander verehret nichts als Mädchen; wenn er denkt, so denkt er an Mädchen; und was er weiß, das weiß er von Mädchen. Wäre er ein Gott, so schuf er nichts als Mädchen; und könnte er sich den Himmel träumen; so müßte es ein mahomedanischer Himmel sein. Was ist aber Lysander? Eine Puppe für die Mädchen.

XVII.

Leute von großen Verdiensten, die sich Ruhm und Ehre erworben haben, werden gemeiniglich nicht eher bemerket, als wenn sie ihr Glück etwas lange genossen. Ein Beweis, daß die Verdienste wenigstens in die Augen leuchten, wenn sie belohnt sind.

XVIII.

O undankbare Deutschland! Der große Wolf stirbt, und die Ehre, sein Lobredner zu sein, wird einem frostigen Gottsched überlassen. O! nun wird Hermann aufhören sich zu beklagen, daß Schwanitz es wagt, ein Heldengedicht von ihm zu singen.

XIX.

Was that Wolf großes? fragt Bav. Ist dieses das Kenn-

zeichen eines Genies, daß es in ganzen Quartbänden Wahrheiten demonstriret, daran kein Vernünftiger zweifelt? Schweig' Bav! Gestern sagtest Du, es gäbe gar keine erweisliche Wahrheit, und heute gibt es ihrer ganze Quartbände voll, die der Beweise völlig überhoben sein können.

XX.

Der politische Lehrsatz: kein Krieg soll geführt werden, außer wenn uns Unrecht geschiehet, ist ein Trost des Weltweisen, der sich die Bewohner der Erde gern menschlicher einbilden will, als sie sind. Man lasse ihn wenigstens in Schulen und Lehrbüchern noch gelten. In der Welt hat man seit undenklichen Zeiten jenen satanischen Grundsatz dafür eingeführt:

Indessen ließ ich, nicht müßig
zu sein, durch meine Erwählten
= = = Säuglinge erwürgen.

Klopstock.

Man kann diese verhaßte Maxime mit mehr Gelassenheit von einem Helden ausüben, als von einem Kanzler Baco verfertigen sehen.

XXI.

Der Glaube, und die speculative Weisheit werden von der großen Welt verspottet; und die Vorurtheile, dazu sie Anlaß gegeben, werden sorgfältig beibehalten. Bei allem Kaltsinn, den man insgemein in Ansehung dieser Speculationen heget, versagt man noch immer einem beträchtlichen Theile des menschlichen Geschlechts alle Bequemlichkeiten dieses Lebens, bloß weil sie in dem Glauben und in einigen metaphysischen Sätzen mit uns nicht einerlei Meinung sein wollen.

XXII.

Alle Menschen suchen die Glückseligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern. Wie kömmt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besitz? Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben?

XXIII.

Die Wißbegierde der Kinder muß entweder durch Ruhm, oder durch Neubegierde angefeuert werden; denn die Liebe zur Wahrheit wirket sehr schwach in jugendlichen Gemüthern, und

die Erkenntniß derselben macht ihnen noch allzuwenig Vergnügen, als daß sie sich um ihrentwillen einer beschwerlichen Arbeit unterziehen sollten. Man siehet daher, wie wenig man bei Kindern gewinnet, wenn man ihnen dasjenige spielend beibringt, was Andere durch mühsame Nachforschungen herausgebracht haben. Man erstickt ihre Neubegierde, indem man sie frühzeitig stillet. Sie wissen, daß Dieses und Jenes so beschaffen ist, und bekümmern sich wenig um das Wie? und Warum?

XXIV.

Warum kommen die Kinder der Großen, die sorgfältig genug erzogen werden, selten sehr weit? Warum thun sich in einer Wissenschaft weniger Geister von der ersten Größe hervor, je allgemeiner sie getrieben wird? Wer das Vorige begriffen hat, wird auch auf diese beiden Fragen zu antworten wissen.

XXV.

Es gibt milzsüchtige Leute, die der löblichsten That gern nichtswürdige Absichten zuschreiben. So gibt es auch Schriftsteller, die da wünschen, es möchte in keines Andern Verstand heller aussehen, als in dem ihrigen. Lieber soll alles blind sein, ehe sie blöde Augen haben wollen. Jene sind Pyrrhonier in der Geschichte, Diese in den Wissenschaften.

---

3. Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen; nebst einem neuen Plan, die Menschengesichter vernünftig und sittlich zu machen.

Die keinen aufrichtigen Vorsatz haben, oder die der Nutzen ihrer eigenen Vernunft und einer allgemeinen Gerechtigkeit nicht richtet, haben unsrer Gesellschaft nichts zu danken. Koran C. 47.

Wir haben mit der vorigen Post ein ganzes Paket voll Anekdoten erhalten, und wir glauben dem Publico keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihm die wichtigsten davon mittheilen. Sie betreffen eine sehr heilsame Stiftung, die zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts ist in Vorschlag ge-

bracht worden, und die, wenn sie zu Stande käme, in der galanten und politischen Welt sowol, als in dem Reiche der Gelehrsamkeit große Revolutionen zuwege bringen würde. Um aber unsere Leser in den Stand zu setzen, von dieser herrlichen Unternehmung richtig urtheilen zu können, müssen wir sie vorläufig mit gewissen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit bekannt machen, die sich vielleicht noch nicht in die große Welt ausgebreitet haben.

Wenn man betrachtet, welch eine Menge von gelehrten Gesellschaften zu unsern Zeiten in Europa blühen, und wie sehr sie alle an der Erweiterung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften mit vereinigten Kräften arbeiten, so kann man fast nicht zweifeln, daß nicht dieses Jahrhundert von Anbeginn der Welt das erleuchtetste sein sollte. Fast alle Winkel in Deutschland und Frankreich werden durch kleine gelehrte Innungen der Vergessenheit entrissen, indem sie jährlich unsere Büchersäle mit einem ziemlich ansehnlichen Bande bereichern, und auf gewisse Wahrheiten beträchtliche Geldgewinnste setzen, darum die Gelehrten losen müssen. Man sage, was man will, die alte Liebe zur Wahrheit war gar zu brodlos. Was konnte ein so dürftiges Frauenzimmer, wie die Wahrheit damals war, in der geizigen Welt für Glück machen? In unsern Zeiten hängt man ihr doch wenigstens einige Goldstücke um, dadurch die Liebhaber von allen Seiten herbeigelockt werden, sich um ihre Gunst und um ihre schönen Schaumünzen zu bewerben.

In Frankreich, haben wir gesagt, gibt es eine ziemliche Anzahl von solchen kleinen Zünften; und seit einigen Jahren hat die zu Dijon die Aufmerksamkeit aller Gelehrten auf sich gezogen. Im Jahr 1750 setzte sie ihren gewöhnlichen Preis auf die Frage: Les arts et les sciences ont-elles contribué à épurer les moeurs? Wir lassen diese Worte französisch, weil wir aus dem Erfolge schließen, daß sie nicht nach dem Sinne der dasigen Akademie in eine andere Sprache übersetzt werden können. Im Deutschen würden sie ohngefähr heißen: Ob die Künste und Wissenschaften unsere Sitten gebessert haben? Gesetzt nun, man hätte ausgemacht, daß sie unsere Sitten nicht gebessert, oder wol gar verschlimmert haben: so würden wir glauben, man müßte auf Mittel bedacht sein, unsere Wahrheiten praktischer zu machen, und Wissen und Thun genauer mit einander zu verbinden. Um wie viel besser aber hat ein genfer

Bürger die Sprache dieser gelehrten Gesellschaft verstanden! Rousseau (so hieß dieser gelehrte Genfer) hat es errathen, daß die Akademie eigentlich zu wissen verlange, ob es besser sei, ein vernünftiger Mensch oder ein Thor zu sein? das heißt: ob die Menschen auch vernünftig handeln, daß sie nach Weisheit streben? Er richtet seine Abhandlung hiernach ein, und siehe! er trägt den gesetzten Preis auch sicher davon.

In der Beantwortung dieser possierlichen Frage hat unser Genfer Wunder gethan. Er hat in einer sehr hitzigen Rede allen Narren zum Troste bewiesen, daß die Menschen nichts schändlicheres thun könnten, als wenn sie sich bestreben weise zu sein; und daß ein Jeder, der einen Hang bei sich verspürt, vernünftig zu werden, sich so lange müsse vor den Kopf schlagen lassen, bis ihm dieser schädliche Schwindel verginge. Gewiß, der eigensinnige Kalif Omar, der mit dem berühmten Büchersaale zu Alexandria, mit diesem allgemeinen Schatze von Künsten und Wissenschaften, die Bäder zu heizen befahl, war in Vergleichung gegen unsern noch eigensinnigern Schriftsteller ein Beförderer der Wissenschaften. Omar verachtete nur die Weisheit aller andern Völker, und hielt den Koran und seine Ausleger für die einzigen Bücher der Weisheit, Tugend und Gottesfurcht, welche fähig sind, die Menschen glückselig und vernünftig zu machen. Aber im Ernste zu behaupten, die Menschen wären glückseliger, wenn sie niemals nachgedacht hätten, oder wenn sie sich jetzt überwinden könnten, die Früchte ihrer Untersuchung und ihres Nachdenkens ohne Verschonen einzuäschern, das klingt mehr als arabisch!

Demohngeachtet wurde dieses Cartel wider alle Wissenschaften und Künste von der Akademie gekrönt. Jetzt war ganz Frankreich rege. Die Gelehrten rührten die Trommel, und boten alle ihre Professionsgenossen wider diesen gemeinschaftlichen Feind auf. Rousseau konnte sich von seiner Partei keine Hülfe versprechen. Er mußte Alles über sich nehmen, weil er sich eigentlich zum Anführer der Unwissenden aufgeworfen hatte. Gewiß, hätte unter seinen Anhängern Jemand zu seiner Vertheidigung etwas Vernünftiges geschrieben, so würde er ihm als einem treulosen Ueberläufer, allen Andern zum Schrecken, ein S. in die Haut gebrannt haben.

Indessen schien dieser Held mit noch größern Abenteuern schwanger zu gehen. Die Wissenschaften und die Begierde sie zu erweitern, sind so genau mit der Geselligkeit verbunden, daß

man sich, beide abzuschaffen, oder beide in Aufnahme zu bringen entschließen muß. Will man die Menschen nicht gänzlich auseinanderjagen und in die Wälder herumtreiben, so kann man ihr Verlangen zum Wissen auf keinerlei Weise ersticken. Rousseau mag immer die alten heroischen Tugenden so sehr preisen, und seinen Brüdern einen trotzigen Heldenmuth und eine aberwitzige Unerschrockenheit, statt ihrer Wissenschaften, zum Gegenstande ihrer Bemühungen, aufzudringen suchen: man merkt es schon, daß dieses sein Ernst nicht sei. Weltbezwinger, Menschenwürger und Eisenfresser können ihm unmöglich das Heil der Menschen mehr zu befördern scheinen, als Newtons, Leibnitze, Corneilles, Lullys und Poussins. Es müssen ihm wichtigere Dinge auf dem Herzen gelegen haben, mit welchen er nicht sogleich herausgewollt. Eine andere Frage, die von eben derselben Akademie ist aufgeworfen worden, hat ihm völlig die Zunge gelöst.

Man fragte: Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen erstanden? Und ist sie in dem natürlichen Gesetze gegründet? Wir Deutschen hätten diese Aufgabe abermals für das nicht angesehen, was sie hat sein sollen. Wenigstens würden wir die Worte: ist die Ungleichheit unter den Menschen im natürlichen Gesetze gegründet? ohngefähr folgender Gestalt ausgelegt haben: „Ist es der Vernunft gemäß, daß Johann, der stärker, weiser oder geschickter ist, als Peter, auch auf die Güter der Erde mehr Anspruch machen könne, als Dieser? oder hat die Willkür der Menschen dieses Vorzugsrecht eingeführt; und hat der Weise von Natur kein Recht, sich von dem dummsten und niedrigsten Menschen von der Welt ernähren zu lassen?" Die Entscheidung dieser Frage könnte freilich großen Nutzen haben. Denn man kann beweisen, daß ein Leibnitz kein Recht hat, sich von dem Schweiße des Ackermanns zu ernähren, außer wenn er seine Gemüthskräfte anwendet, jenes Zustand gewissermaßen glückseliger zu machen; und wer weiß, was für Dinge wir hieraus gefolgert und in unsrer Abhandlung festgesetzt hätten? Rousseau hingegen schlug einen ganz andern Weg ein. Diese Aufgabe war Wasser auf seiner Mühle. Er glaubte, man verlange zu wissen, ob die Menschen nicht weit mehr ihrer Natur gemäß gehandelt hätten, wenn sie beständig in den Wäldern herumgekrochen, und sich einander so gleich gewesen wären, als eine Meerkatze der andern?

Unsere Leser werden leichtlich errathen, wie ein Rousseau,

der die Künste und Wissenschaften als die nächsten Mittel zum Verderben betrachtet, auf eine solche Frage geantwortet haben wird. Er hat sich auch wirklich nicht gescheuet, dem ganzen menschlichen Geschlechte die unerhörtesten Vorwürfe zu machen. Er behauptet, alle gesittete Völker wären durch ihre Liebe zur Geselligkeit aus der Art geschlagen; die Orang-Outangs und die Pongos, zwo affenartige Geschlechter von Thieren, wären würdigere Geschöpfe, als alle ihre Mitglieder; und die eingerissene Begierde, sich vollkommener zu machen, würde sie aus einem Unglück in das andere jagen, ohne daß ihrem Elende jemals abzuhelfen wäre.

Das Manifest, das unser Bürger zu Genf sogleich in dem Eingange seiner Abhandlung an das ganze menschliche Geschlecht ergehen läßt, ist überaus schrecklich. Noch hat kein Weltbezwinger, der ein rebellisches Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohet, ihm den Krieg in so fürchterlichen Ausdrückungen angekündiget. „Ich weiß", sagt er, „es gibt ein Alter, bei welchem ein jeder einzelner Mensch gern stehen bleiben möchte. Suche das Alter auf (den Menschen redet er an), bei welchem du wünschest, daß dein ganzes Geschlecht stehen geblieben wäre. Ueber deinen gegenwärtigen Zustand unzufrieden, die deiner unglücklichen Nachkommenschaft eine weit größere Unzufriedenheit prophezeien, wirst du vielleicht zurückkehren wollen; und diese Gesinnung ist eine Lobrede auf deine Vorfahren, eine Kritik über deine Zeitgenossen, und ein Schrecken für Diejenigen, die das Unglück haben werden, nach dir zu leben." Ist dieses Maulgesperre nicht größer, als Jenes, Blitz, Donner und Hagel, die rächenden Werkzeuge u. s. w.?

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Wir wollen uns bei der Art, mit welcher er seine seltsame Meinung zu behaupten suchet, nicht aufhalten. Neugierige Leser können Dieses in der Uebersetzung nachlesen, die letzthin von dieser Abhandlung im Drucke erschienen ist*). Hingegen wird es Zeit sein, unsern Lesern folgendes Sendschreiben mitzutheilen, das uns von unserm Correspondenten in der Schweiz ist zugeschickt wor-

*) Unter dem Titel: Abhandlung von der Ungleichheit unter den Menschen und worauf sie sich gründe.

den. Man wird sich verwundern, zu was für einem wichtigen Entwurf diese Abhandlung Gelegenheit gegeben hat.

Meine Herren!

Sie verlangen zu wissen, wie man die Abhandlung des Herrn Rousseau, von der Ungleichheit unter den Menschen, in unsrer Republik aufgenommen hat; und ich werde Ihnen diese Nachricht um soviel lieber mittheilen, weil ich glaube, daß Sie an dem Entwurfe nicht wenig Theil nehmen werden, zu welchem diese Schrift Anlaß gegeben hat, und der auf das Wohl des menschlichen Geschlechts abzielet.

Kaum ist diese Schrift öffentlich erschienen, so hörte man auf allen Caffeehäusern, in allen Versammlungen, und sogar nicht selten auf der Rathsstube, für und wider das gesellschaftliche Leben mit vieler Hitze streiten.

So seltsam und so unerhört die Meinung des Weltweisen auch immer ist, so war es gewiß noch seltsamer, daß solche bittere und unangenehme Wahrheiten (wenn es anders Wahrheiten sind) in die Gemüther der Menschen sollen Eingang finden können. Ich glaube, es gibt eine Art, die Menschen wider sich selbst einzunehmen. Man muß ihnen nur Dasjenige, was man vorzubringen hat, mit einer gewissen Zuversicht auf den Kopf zusagen; den Augenblick werden sie uns betreten angaffen, und die ungerechtesten Beschuldigungen nicht von sich abzulehnen wissen.

Es sind Einige sogar weiter gegangen, als Rousseau selbst. Von einem zärtlichen Mitleiden mit unserm Elende durchdrungen, glaubten sie nicht, daß uns gar nicht mehr zu helfen stünde. Sie hielten vielmehr dafür, es wäre noch Zeit, den erwünschten ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, und dieses Jammerthal in ein glückseliges Paradies zu verwandeln, wenn man nur das verdammte Mein und Dein wieder aufheben, die Gesellschaften trennen, und die Menschen in die Wälder zurückjagen wollte, die sie zu ihrem Unglücke verlassen haben. „Sehet um Euch, hörte man sie öfters sagen, sehet um Euch, geliebte Mitbürger! was für Jammer und Elend die verwünschten Namen Gesellschaft, Eigenthum und Ungleichheit der Stände unter den Bewohnern der Erde angerichtet haben! Straßenräuber, Schmarotzer, Schmeichler, Diebe, Geizhälse und

unersättliche Wucherer sind die Wirkungen des Eigenthums. Blutschande, Ehebruch, Eifersucht und verliebte Verzweifelung haben wir den eingeführten Ehen und den in den Gesellschaften entstandenen Begriffen von Schönheit zu verdanken; und Herrschsucht, Krieg, Verleumdung, Sklaverei und Verachtung würden aufhören, wenn wir die Gesellschaften auseinanderjagen und die Menschen einander gleich machen könnten. Wir wollen diesen unnützen Kram abschaffen; ich beschwöre Euch darum, um der Menschlichkeit willen, um Eurer eigenen Glückseligkeit willen, gehet in Euch! Lasset Euer Haar und Eure Nägel wieder wachsen, es sind naive Zierrathen eines natürlichen Menschen. Verlasset diese stolzen Gebäude, diese fast unvergänglichen Denkmäler von der Thorheit Eurer Voreltern, und von Euren bisher gehegten Vorurtheilen. Traget aus dem nächsten Gebüsche Holz und Reiser zusammen, zündet ein Feuer an, und leget Euren kindischen Hausrath und Eure unnatürliche und der Gesundheit schädliche Kleidung darauf. Lasset die Flammen davon bis an die Wolken steigen, und alle elenden Bürger der Erde zur Nachahmung aufmuntern. Wir wollen uns alsdann bei diesem herrlichen Lustfeuer, wie die Wilden in den mayombaischen Wäldern, eine kleine Freude machen, und wenn es ausgebrannt haben wird, zärtlich von einander Abschied nehmen, und uns niemals wiedersehen. Ein Jeder soll nackt, einsam und unsklavisch das weite Feld der Natur durchstreifen, und, wenn er müde ist, sich an einen Bach hinlegen und ungestört schlafen. Wie glücklich, wie zufrieden und wie ruhig leben nicht die Affen, die Orang-Outangs und die Pongos! Sollte ihre beneidenswerthe Zufriedenheit Euch nicht zur Eifersucht reizen können? Auch wir, geliebte Brüder, auch wir können mit Eicheln unsern Hunger stillen, und mit Wasser unsern Durst löschen, und unter einer bejahrten Eiche der süßen Ruhe pflegen; und was wünschen wir Thoren mehr, als Essen, Trinken, Herumlaufen und Schlafen?"

Sie können leicht denken, meine Herren, wie diese thierischgesinnten Rathgeber mit ihren possierlichen Vorschlägen sind aufgenommen worden. Man gab ihnen zu verstehen, daß nur ein verwöhnter und menschenfeindlicher Sinn in der ganzen Gesellschaft nichts als Straßenräuber, Ehebrecher und Tyrannen zu finden glaubet. Man müßte sehr unbillig sein, sagte man, wenn man leugnen wollte, daß es auch tugendhafte Gemüther gibt, die sich in der Gesellschaft wirklich vollkommen gemacht haben. Aus

bloß empfindenden Thieren sind sie denkende Geschöpfe, Nachahmer der Gottheit, und Bewunderer seiner herrlichen Werke geworden. Durch die Gesellschaft haben sie ihren Verstand gebessert; und sie wenden ihn zu nichts anders an, als göttliche Wahrheiten zu erkennen; und die Macht, die ihnen durch das eingeführte Eigenthum zu Theil geworden ist, dient ihnen nur, Andern wohlzuthun. Das erhabene Gefühl von ihrer eigenen Würde, die innerliche Ueberzeugung von ihrer Rechtschaffenheit, die Liebe zu ihrem Nächsten, und das Vertrauen auf ihren allgütigen Schöpfer füllen ihre Seele mit einer göttlichen Beruhigung, die von der dummen Zufriedenheit eines wilden Menschen eben so weit, als die Glückseligkeit eines Engels von der eingeschränkten Glückseligkeit eines Menschen entfernt ist. Alle ihre Bedürfnisse sind Triebe zur Glückseligkeit; und wenn sie diesen Genüge leisten wollen, so müssen sie sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die von dem gesellschaftlichen Leben, als dem einzigen Mittel zu ihrer Glückseligkeit, unzertrennlich sind. Man sei also vielmehr auf Mittel bedacht, dem Unfug und dem Mißbrauch der Geselligkeit am besten vorzubeugen, aber nicht um einiger Nichtswürdigen willen das herrliche Werk unsers erhabenen Werkmeisters zu entehren, und uns zu einem zukünftigen Leben mit nichts als thierischen Fähigkeiten auszurüsten.

Indessen mußte man den Widersachern der Geselligkeit eingestehen, daß es elende Geschöpfe unter den gesitteten Menschen gibt, die nur an dem Unfuge Theil nehmen, der zu der menschlichen Gesellschaft Gelegenheit gibt, und von ihren wahren Vortheilen nicht den geringsten Nutzen haben.

Man siehet täglich Leute, die nur deßwegen in der Gesellschaft der Menschen auferzogen zu sein scheinen, um die ganze Natur zu der Stellung ihrer unnatürlichen Begierden zu bequemen. Die Bemühung, sich vollkommener zu machen, hat ihnen mehr gedient, ihre Einbildungskraft zu verderben, als ihre Einsichten zu erweitern. Sie eilen, das Leben in einer beständigen Sehnsucht nach läppischen Vergnügungen hindurch; und die Liebe zu ihrem Nächsten ist bei ihnen nichts, als die Hoffnung, von ihnen mit gewissen Bequemlichkeiten besorgt zu werden, die in der That zu nichts anders dienen, als ihrem Körper die angeborne Härte und Dauerhaftigkeit zu entziehen. Solchergestalt erwerben sie Unruhe, quälende Bedürfnisse und einen hinfälligen Körper, statt jener Zufriedenheit, Selbstgenüglichkeit und dauerhaften Gesund-

heit, die ihnen von der wohlthätigen Natur beschieden worden sind. Wie glücklich wären diese unmenschlichen Geschöpfe, wenn sie ihr Leben wie die Affen, ohne Verstand und ohne Unruhe dahinbringen könnten!

Ein Nachfolger des berühmten Abts von St. Pierre ist hierdurch auf den Einfall gerathen, folgenden Entwurf schriftlich bekannt zu machen, dadurch er dem Mißbrauche der Geselligkeit am besten Einhalt zu thun und die Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens zu vermehren gedenkt:

Patriotischer Entwurf,

den

Zustand der Menschen überhaupt glückseliger zu machen.

Man findet in allen Versammlungen von Menschen gewisse Bewohner der Erde, die durch die Geselligkeit keine vernünftige Menschen, sondern aus der Art geschlagene Thiere geworden sind. Ein wenig Einsicht, die sie in dem gesellschaftlichen Umgange erworben haben, hat sich bei ihnen mit einer verkehrten Einbildungskraft verbunden, dadurch erlangen sie unnatürliche Begierden und lüsten täglich nach neuen Thorheiten. Die Bedürfnisse selbst, die bei einem Vieh unschädlich und sogar ersprießlich sind, verwandeln sich bei ihnen in rasende Begierden, die ihr eigen Mark verzehren, und ihr Leben mit Nachreue und Unzufriedenheit anfüllen. Je emsiger sie sich ihren Zustand zu verbessern bestreben, desto mehr nähern sie sich ihrem Untergange; und endlich werden sie es so weit bringen, daß ihnen nicht mehr zu helfen sein wird.

Diese entarteten Geschöpfe arbeiten nicht nur an ihrem eigenen Verderben, sondern sie untergraben vielleicht die Ruhe, und die Glückseligkeit aller wahren Menschen, weil sie dem äußerlichen Ansehn nach mit ihnen leicht verwechselt werden können, und daher zu tausend Unfug Anlaß geben. Es wäre sowol aus Mitleiden mit diesen elenden Geschöpfen, als aus Menschenliebe zu wünschen, daß man solche Ungeheuer von den wahren Menschen trennen, und in die Wälder zu den natürlichen und noch nicht verdorbenen Thieren zurückschicken möchte. Man müßte aber auf ein Mittel bedacht sein, ihnen die schädliche Einsicht, sammt den unnatürlichen Begierden, die aus dieser Einsicht entspringen, vorher zu benehmen. Sonst könnten sie in kurzer

Zeit die ganze Natur verwüsten, wenn sie aus der strengen Zucht der Menschen auf ein Mal frei gelassen werden sollten.

Allein dieser Schwierigkeit wäre sehr leicht abzuhelfen, wenn die Obrigkeit eines Staats das Elend dieser Creaturen zu Herzen nehmen, und aus Liebe zu ihren Bürgern folgende Anstalten verfügen wollte:

1) Müßten treue, redliche Vögte bestellt werden, die in allen Städten, Dörfern und Marktflecken, bei Hofe, auf den Caffeehäusern, in Rathsversammlungen und in öffentlichen Schauspielen, auf die Handlungen der Menschengesichter ein wachsames Auge haben sollten.

2) Sobald sie einen dergleichen Centauren bemerken, der sich unter die Menschen gemischt hat, müßten sie es unverzüglich einer dazu bestellten Commission ankündigen, die alsdann das verdächtige Geschöpf bei nächtlicher Weile, um alles Aufsehen zu vermeiden, zur fernern Untersuchung würde einziehen lassen.

3) Weder Stand, Beruf, noch Geschlecht müßte vor dieser Prüfung schützen können, weil man überzeugt ist, daß solche Halbmenschen auf dem Throne nicht glücklich, und in Weibskleidung weniger Menschliches besitzen, als ein gestriegelter Affe.

4) Findet man nun die Natur dieser Geschöpfe wirklich so verdorben, als die Vögte gemuthmaßet haben, so sollen sie allenfalls mit Gewalt (denn sie verdienen desto eher Mitleiden, je weniger sie ihr Elend kennen), in eine finstere Höhle gesperrt werden, in welcher einige wenige Strahlen, die durch ein enges Loch hinuntergelassen würden, von allen Gegenständen, die ihre Einbildungskraft verwirrt haben, nur sehr schwache Bilder auf eine gegenüberstehende Wand abmalen. Man schraube ihnen die Köpfe zwischen zween Brettern dicht zusammen, und gebe ihnen täglich eine Portion von einem dumm machenden Getränke ein, damit sie den schwindlichen Verstand nach und nach wieder verlieren, der ihr Unglück befördert hat.

5) Wenn man mit dieser Cur eine Zeitlang fortgefahren haben wird, so werden sich alle verkehrte Bilder in ihrer Seele auslöschen; das Gehirn wird wieder so glatt werden, als eine wächserne Tafel, die erst frisch überstrichen worden; und Nägel und Haare werden wieder so schön gewachsen sein, als wenn sie niemals von der Scheere verstümmelt worden wären.

6) Nachdem sie nun solchergestalt ihren erwünschten natürlichen Zustand wieder erlangt haben, so schicke man sie zu

denjenigen Arten von Thieren hin, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit haben. Erfahrne Naturforscher werden Dieses sogleich aus dem Berichte der Vögte von ihrer Aufführung abnehmen können; denn so entstellt auch ihre Neigungen und Triebe in der Gesellschaft waren, so behalten sie doch immer noch gewisse Spuren an sich, die auf ihren Ursprung zeigen, und dem Auge eines scharfsichtigen Naturforschers nicht entwischen können.

7) Da nun diese menschlichen Thiere vermuthlich ihr Geschlecht fortpflanzen würden, so kann man sich Hoffnung machen, unsere Wälder in kurzer Zeit eben sowol von Pongos wimmeln zu sehen, als die Wälder in dem Königreiche Loango. Unsere Weltweisen werden alsdann nicht nöthig haben, die beschwerlichen Reisen zu Wasser vorzunehmen, um die natürlichen Menschen in den entlegensten Wüsten aufzusuchen; denn sie würden Gelegenheit bekommen, in dem Schooße ihres Vaterlandes allerhand Versuche mit diesen einländischen Pongos anzustellen. Der Herr von V** selbst könnte alsdann den Trost haben, bei den geschicktesten Arzneigelehrten von Europa zu bleiben, und dennoch die Natur dieser wilden Menschen eben sowol zu untersuchen, als wenn er sich entschlossen hätte, die vorgeschlagene gelehrte Reise zu unternehmen. Man setzt aber zum voraus, daß ihn die Vögte nicht selbst verdammen werden, den letzten Rest seiner Tage unter diesen europäischen Pongos zuzubringen.

Dieser vortreffliche Plan hat allhier durchgehends Beifall gefunden. Man hat ihn dem hiesigen Rathe vorgelegt, und die Versicherung erhalten, daß man in Kurzem alle möglichen Maaßregeln ergreifen wird, ihn mit der öffentlichen Autorität zu unterstützen. Wenn Dieses geschiehet, so verspreche ich Ihnen monatlich eine genaue Liste von allen Personen mitzutheilen, die bei dieser Generalvisitation werden eingezogen werden.

Ich bin

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unser Freund G., der Oekonomus, ist gar nicht damit zufrieden, daß man diese Halbmenschen in die Wälder zurückjagen

will. Er glaubet, sie könnten in ihrem thierischen Stande der Gesellschaft große Dienste leisten, wenn man sie Lasten ziehen, Maschinen treiben, oder vor dem Pflugschaar spannen ließe. Allein wir sind nicht völlig dieser Meinung, und wären vielmehr geneigt, mit dem Herrn H. einzustimmen, der die Schaubühne mit ihnen zu zieren vorgeschlagen hat. Wir glauben fast, daß sie zur Besserung der Sitten, weit mehr beitragen werden, als die lebendigen Pferde, Elephanten und Schaafe, die man auf einem deutschen Theater mit Vergnügen gesehen hat.

---

4. Brief der Cenie über die Furcht vor dem Mai.

Meine Herren!

Ich bin ein Mädchen von neunzehn Jahren, das, wie es sein Spiegel lehrt, nicht unrecht aussiehet; und wenn ich meiner alten Französin glauben will, so bin ich für eine Deutsche ziemlich artig. Sie können sich leicht einbilden, daß es mir nicht an Anbetern fehlen wird. Ein Schwarm von jungen Herrchen flattert beständig um mich herum, und bittet fußfällig um die Herrschaft über mein Herz. Ich zweifle, ob eine Fürstin ein zahlreicheres Gefolge haben kann, als ich habe, wenn ich mich öffentlich sehen lasse; und wenn ich aus dem Comödiensaal komme, so sind zwanzig Hände bereit, mir in den Wagen zu helfen. Die Wahrheit zu gestehen, so spiele ich diese wichtige Person nicht ungern; und so, wie mein Herz bisher beschaffen gewesen, hoffe ich keinen von diesen unterthänigen Dienern, je als meinen Herrn zu erblicken. Sie sind auch meistens in ihrem Betragen so albern, daß ich die größte Thörin sein müßte, wenn ich mich von ihren Läppereien einnehmen ließe. Den einzigen Leander nehme ich aus, der, wenn er auch sonst nichts Liebenswürdiges an sich hätte, doch wenigstens das Verdienst hat, daß er kein unvernünftiger Schmeichler ist. Allein ich finde an seiner ganzen Aufführung weiter nichts als Kleinigkeiten zu tadeln; und wenn ich mich entschließen könnte, meine Freiheit aufzugeben, so würde Leander die wenigsten Schwierigkeiten finden, mein Herz davonzutragen. Er weiß es, daß ich ihn allen Andern vorziehe, daß

ich meinem Herzen nicht widerstehen werde, sobald ich bei mir selbst eine völlige Zuneigung zu ihm verspüren werde.

Seit einiger Zeit droht er mir mit dem Mai. Dieser Monat, glaubt er, würde mein Herz sanfter machen, und die Härte mildern, die mich gegen alle zärtliche Empfindungen fühllos macht. Er scheint sich zum voraus auf einen gewissen Sieg zu freuen, und hat mir schon so manche Stelle aus dem „Zuschauer" und aus dem „Jüngling" vorgelesen, darin das schöne Geschlecht vor diesem gefährlichen Monate nachdrücklich gewarnet wird.

Es wird mir ziemlich bange, da ich den Mai heranrücken sehe; und ich glaube, daß mir die Furcht vor meiner Niederlage selbst schon einen nicht geringen Theil von meinem Muthwillen benommen hat. Gestern war ein angenehmer Tag; ich ging unter den Castanienbäumen spazieren, und ich weiß selbst nicht, was da mein Herz beben machte. Ich konnte es merken, daß ich nicht so frei aus den Augen sah, wie gewöhnlich. Ich fing an, wider meine Gewohnheit öfters tiefsinnig still zu stehen, sah mich schüchtern um, und ward unwillig, als mir der junge M. eben mit einer ungezogenen Schmeichelei in die Quere kam. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so fürchtete ich mich damals wirklich, dem Leander in das Gesicht zu kommen. Ich eilte nach Hause, verschloß mich in mein Zimmer, und war gewissermaßen mit mir selbst unzufrieden. Ich weiß nicht, ob ich diese Wirkung eben dem Mai zuschreiben sollte. Es kann ein bloßer Zufall gewesen sein, der mir vielleicht öfters begegnet ist, auf welchen ich aber niemals so aufmerksam gewesen bin, als jetzt, weil mir Leander gewissermaßen eine Furcht eingejagt hat. Wenn ich aber bedenke, daß der Mai in allen Liedern besungen wird, daß im Mai alle Schönen für ihre Liebhaber Kränze winden; wenn ich mich erinnere, wie ernsthaft ein Dichter seiner Doris verweist daß sie ihn an einem gewissen Tage im Mai nicht immer küssen wollte; wenn ich alle Bäume, Gesträuche, oder nur meine Blumentöpfe betrachte, wie feierlich sie sich bei Herannahung des Maies zu großen Veränderungen anschicken: so dürfte ich fast Dasjenige, was mir gestern begegnet ist, für Vorboten einer Veränderung in meinem Herzen ansehen. Ich fürchte, Leander wird siegen!

Ich möchte Ihre Meinung von der Wirksamkeit des Monats Mai wissen. Sein Sie aufrichtig! Wenn es nur ein Vorurtheil ist, daß die jungen Herren und die Dichter zu ihrem

Besten haben in den Schwung gebracht, so traue ich Ihnen Unparteilichkeit genug zu, mir dieses Geheimniß zu offenbaren. Denn in Wahrheit, ich möchte nicht gern, daß mich die Jahreszeit in Leander's Hände liefern sollte, und daß das Wetter auf mich eben die Wirkung thun sollte, als auf meine Blumenstöcke.

Cenie.

Antwort.

Wir rathen unserer liebenswürdigen Correspondentin, nur gutes Muths zu sein. Es sind lauter Einbildungen mit den Frühlingstrieben, davon man so viel Wesens macht. Daß man doch nicht gar das Frauenzimmer mit den Thieren und leblosen Pflanzen vergleicht. Nein, liebes Kind! Ihr Geschlecht sind die edelsten Geschöpfe. Sie besitzen Freiheit. Verstehen Sie uns wohl, Sie sind beständig Meister von Ihrem eigenen Herzen. Wir begreifen in der That nicht, warum die Westwinde, die im Frühling um Ihr Gesicht spielen, mächtiger auf Ihr Herz wirken sollten, als das Wehen Ihres Fächers, das Ihnen doch niemals gefährlich gewesen ist? Die holden Gerüche von Blumen und Blüten, davon im Mai die Lüfte erfüllet sind, können Sie eben so wenig zärtlich machen, als die duftenden Essenzen, die einen jungen Herrn auf zwanzig Schritt weit riechen lassen. Was haben Sie also zu fürchten? Irgend die angenehme Mischung von Farben, damit die Fluren prangen? O diese sind allzu altfränkisch, als daß sie einem artigen Frauenzimmer sollten gefallen können. Sie werden wenig von den Farben finden, die jetzt bei Hofe getragen werden; und was Ihnen an einem Stoffe nicht gefällt, das kann auf der Erde unmöglich Ihr Herz so außerordentlich rühren. Erwarten Sie also den Mai mit Standhaftigkeit! Dieses ist unser unmaßgeblicher Rath. — Wenn Sie aber die wirkliche Gegenwart des Mai's eines Bessern belehren, und wider Vermuthen alle Ihre muthige Entschlossenheit zernichten sollte, so haben Sie die Gütigkeit uns öffentlich zu beschämen, und der ganzen Welt unsere Unerfahrenheit zu erkennen zu geben.

Schreiben eines eifersüchtigen Ehemanns, nebst der Antwort.

Meine Herren!

Ich bin froh, daß ich vor Ihnen unerkannt mein Herz ausschütten kann. Ich werde seit einigen Jahren von einem geheimen Kummer gequält, über welchen mein gleichmüthiger Sinn, der schon bei großen Unglücksfällen unbewegt geblieben ist, noch nicht hat siegen können. Mein philosophischer Stolz ist endlich gebeugt. Alle moralische Lehrbücher, die ich mit der größten Anstrengung durchgedacht, haben mich mein eignes Herz nicht kennen gelehrt. Ein einziger quälender Gedanke, dessen Nichtigkeit ich deutlich genug einsehe, hat mich von Tag zu Tag unfreundlicher gemacht; und ich besorge endlich recht mürrisch zu werden, wenn ich ihn länger für mich behalten sollte. Ich hatte mich gegen alle widrige Fälle, die mir hätten zustoßen können, gefaßt gemacht. Ich hätte die größte Dürftigkeit gleichgültig ertragen, und die feindseligsten Verfolgungen mit Sanftmuth erwiedern können. Selbst treulose Freunde hätten mich nicht zu beunruhigen vermocht; und wenn mich der Himmel auch mit einer Xantippe heimgesucht hätte, so würde ich mich mit einer sokratischen Geduld in ihre Verkehrtheit geschickt haben. Allein die Vorsehung ist gütiger gegen mich gewesen, als ich es vielleicht verdient habe. Meine Feinde sind entweder so boshaft oder so mächtig nicht, mir zu schaden. Ich lebe in einem Cirkel von auserlesenen Freunden, die ich stets über Alles geliebt habe; und Isabella (so will ich sie nennen), die zärtliche Isabella, die seit einigen Jahren meine aufrichtige Liebe zu ihr gekrönt hat, besitzt das edelste Herz von der Welt. Ich könnte der glückseligste Mensch sein, wenn ich nicht selbst der Schöpfer meiner Unzufriedenheit wäre. Ich muß Ihnen alle Veränderungen, die Ursache meines Kummers ohne Umschweife erzählen. Isabella hat die edle Gabe, daß sie eine ganze Gesellschaft mit ihren Gesprächen aufmuntern kann. So oft mich meine Freunde besuchen, (und Dieses geschieht fast täglich), so oft ist sie die aufgeräumteste in der ganzen Gesellschaft. Ihr Witz ist edel und ihr Scherz lieblich, und auch von ernsthaften Dingen weiß sie mehr als weibisch zu urtheilen. Allein, warum verläßt sie ihre Lebhaftigkeit, sobald sie allein ist? Warum klagt sie oft über ihre Un-

päßlichkeit, über üble Laune, oder über ein niedergeschlagenes Gemüth, davon ihr selbst die Ursache unbekannt ist, da sie doch meinen Freunden nie etwas dergleichen blicken läßt? Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich Isabellens Tugend in Verdacht hätte; und ich würde ihre Liebe nicht verdienen, wenn ich noch daran zweifeln könnte. Und dennoch ist mein Herz nicht ruhig. O wie ungerecht bin ich gegen Dich, liebenswürdige Isabella! und wie niederträchtig gegen Euch, edle Freunde! Ich entsetze mich vor dem Gedanken; ich bin auf Euch eifersüchtig! und dennoch weiß ich diese innere Bewegung, diese wechselseitige Röthe und Bläße in meinem Gesicht, dieses verdrießliche und niedergeschlagene Wesen, das ich wider meinen Willen verspüre, so oft ihre Einfälle von Euch bewundert werden, nicht anders zu nennen. Ich kann alsdann meine Unruhe unmöglich verbergen; und alle meine Mühe, mir einen freundlichen Blick anzuzwingen, ist vergebens. Meine Freunde, die es nicht anders als merken können, schreiben mein kaltes Betragen, meine einsylbigen Antworten einer stoischen Unempfindlichkeit zu. Wie muß es mich aber kränken, wenn ich erwäge, daß sie edler von meiner Unart denken, als ich von ihrer Unschuld zu denken vermögend bin! Ich habe mich öfters bemühet, in Abwesenheit meiner Freunde, meine liebenswürdige Isabella durch freundliches Zureden vergnügt zu machen; allein mein Herz war zu voll, als daß ich selbst hätte aufgeräumt sein können. Ich seufzete, ward verdrießlich, und war glücklich, wenn ich sie verlassen konnte, ohne sie zu beleidigen.

Wie kömmt es aber, daß meine Vernunft nicht mächtig genug ist, einen so kleinen Verdruß zu überwältigen, da es mir noch an Standhaftigkeit nicht gefehlt, manchen wichtigen Unglücksfall muthig zu ertragen? Ich glaube, daß ich mehr stolz als tugendhaft bin. Ich muß mir auf meinen Heldenmuth etwas zu gute thun können, wenn meine Vernunft über einen Verdruß siegen soll. Ich muß mir schmeicheln können, ein Anderer würde den Zufall nicht so leicht ertragen haben. Kurz, meine Eigenliebe ist der Götze, den ich mit dem Namen der Vernunft beehre. Hier, wo ich mich schäme, meine Unruhe zu gestehen, hier, wo man noch lange nicht tugendhaft zu sein bedarf, wenn man gleichmüthig sein will, hier verläßt mich die Eigenliebe, und ich bin ein Spiel meiner verkehrten Einbildungen.

Machen Sie, wenn es Ihnen gefällt, dieses Schreiben öffent-

lich bekannt. Ich will mich öffentlich erniedriget sehen, und in vielen Händen meine Beschimpfung finden. Diese Demüthigung wird meinen Stolz rege machen; ich werde über meinen Wahn siegen, und trotz allen eitlen Einbildungen zu meiner Pflicht zurückkehren. Ich werde meine Isabella ohne Argwohn lieben, und meiner Freunde Freund sein.

Nennen Sie mich, wenn Sie mir antworten wollen,

Ihren

ergebenen

Clytander.

Antwort.

Wir würden gegen den bedrängten Clytander ungerecht sein, wenn wir ihn noch durch bittere Vorwürfe quälen wollten. Er ist selbst in seinem Argwohn noch ein zärtlicher Gemahl und ein aufrichtiger Freund, und sein Stolz ist ein edler Stolz, den er mit weniger Mühe in eine wahre Liebe zur Rechtschaffenheit verwandeln kann. Er vermeidet nicht nur den Tadel Anderer, sondern er fürchtet seine eigene Verurtheilung; und wenn sein Herz in Kleinigkeiten noch widerspenstig ist, so hofft er es besiegen zu können, sobald er selbst nur die Häßlichkeit seiner kleinen Ausschweifungen nachdrücklich genug fühlen wird. Indessen scheint uns die liebenswürdige Isabella noch mehr zu bedauern zu sein. Ihr kleiner Fehler, von welchem wir sie dennoch nicht völlig lossprechen, scheint einem gewissen Temperamente und vielleicht der menschlichen Natur überhaupt angemessen zu sein. Man ist natürlicher Weise in der Gesellschaft desjenigen, mit welchem man beständig lebet, nicht so sehr zur Munterkeit aufgelegt, als wenn Freunde von Außen hinzukommen, denen man einige Stunden widmet. Der erste Verdruß, den sich Clytander über ihre anscheinende Gleichgültigkeit gemacht hat, mag Ursache gewesen sein, daß sie nachher beide allezeit betreten gewesen sind, sobald sie die Gesellschaft verlassen hat, und nicht gewußt haben, was sie sich einander sagen sollen. Ja, ihre Klagen über Unpäßlichkeit und üble Laune scheinen keinen andern Grund zu haben, als ihren geheimen Kummer vor dem Clytander zu verbergen. Wenn sie beide zum Geständnisse kommen werden, so werden sie sich viel-

leicht verwundern, was für eine Kleinigkeit die Ursache eines so anhaltenden Verdrusses gewesen ist. Dieser fröhliche Zeitpunkt kann um desto weniger weit entfernt sein, je sehnlicher sie ihn beide zu wünschen scheinen. Und da es vermuthlich nur an einem Mittler mangelt, der ihnen gleichsam den Mund öffnet, so wünschen wir, daß dieses Blatt Ihnen Gelegenheit zur Aussöhnung geben möchte; und wollen Isabellen, wenn sie unsere Blätter liest, unmaßgeblich rathen, wenn sie von Clytandern einen Besuch vermuthet. Clytander wird so gütig sein, uns zu melden, was unsere Vermittelung bei ihnen gewirkt hat.

Wir müssen indessen noch eine kleine Erinnerung an Clytandern ergehen lassen. Wir finden in seinem Schreiben, daß Isabella in der Gesellschaft seiner Freunde gesprächig, scherzhaft, und nicht selten ernsthaft ist. Daß sie aber auch in ihrer Gesellschaft zärtlich sei, davon meldet Clytander nichts; und wir vermuthen sehr, daß sie sich von ihren zärtlichen Empfindungen mit Niemanden so gern unterhält als mit ihrem geliebten Clytander. Hierauf bitten wir ihn, aufmerksam zu sein. Wenn unsere Vermuthung gegründet ist, wünschen wir ihm Glück zu seiner Beruhigung. Er wird die glückliche Entdeckung machen, daß seine unvergleichliche Isabella die beste Eintheilung gemacht hat. Sie ist gegen ihren Liebhaber zärtlich, gegen seine Freunde liebreich, und vielleicht gegen alle Welt holdselig und freundlich.

---

4. Sokrates Gespräche mit dem Euthydemus, über Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Sokrates.

Sage mir, Euthydemus: was ist die Gottesfurcht?

Euthydemus. Es ist eine sehr vortreffliche Sache.

S. Was ist denn ein gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehrt.

S. Darf man die Götter nach seiner eignen Willkür verehren?

E. Keinesweges, man muß die Gesetze in Acht nehmen, die uns vorschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten soll.

S. Wer nun die Gesetze beobachtet, weiß denn Derselbige, wie man die Götter verehren soll?

E. Ich glaube ja.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll, so wird er ihnen doch nicht anders dienen sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesetze weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch den Göttern nach diesen Gesetzen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber den Göttern nach den Gesetzen dienet, dessen Gottesdienst wird vermuthlich recht sein?

E. Ja, gewiß.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehrt, ist derselbe nicht gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir denn nun die Beschreibung eines gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es Derjenige sei, der lebendig weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts dagegen zu sagen.

S. Dürfen aber die Menschen unter einander nach ihrem eigenen Gefallen umgehen?

E. Keineswegs; denn sie müssen gewisse Gesetze gegen einander in Acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesetzen leben, leben die recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und wer mit andern Menschen recht lebt, versteht der auch wol, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünkt.

S. Kann man aber wol nach den Gesetzen leben, wenn man nicht versteht, was die Gesetze haben wollen?

E. Es ist unmöglich.

S. Und wenn ein Mensch weiß, wie er leben soll, meint ihr wol, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freilich auch glauben.

S. Wißt Ihr wol Jemand, der anders thut, als er glaubt, daß er thun soll?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach Diejenigen, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen unter einander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Das wäre zu wünschen!

---

7. Ueber das Lustspiel: die Juden.

(Aus Lessing's theatr. Bibl. 1. St. 1754. [A. v. Lachmann, IV.])

Ich bin schon allmälig auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben sowol wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, Dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. —

Doch ich will lieber hier einen Andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, Denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.*)

Mein Herr!

„Ich überschicke Ihnen hier das 70. Stück der götting'schen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artikel von Berlin. Die

---

*) „Michaelis war der göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Sekretair bei Maupertuis." Karl G. Lessing.

Herren Anzeiger recensiren den 4. Theil der Lessing'schen Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wol, daß sie an dem Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel, und viel zu großmüthig ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als der bloße Wunsch für sein Dasein übrig. Diese Gedanken machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande Alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von Andern fordert."

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!"

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?"

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen."

„Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Recensenten dabei? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich,

wann ich ihn von dieser Seite betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie sein. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers, der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht sein, als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stückes beiwohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bei sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist."

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem Lessing'schen Schauspiele seinen Werth entziehen wollte; keinesweges! Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt, und insbesondere, wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß."

„Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre ohnstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte."

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deßwegen aufhören, wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan,

muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden.

„Wie aber, soll Dieses unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

„Wer Sie näher kennt, theuerster Freund! und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich zu dem Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem Jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere."

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinen Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist Niederträchtigkeit eine Tugend."

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden

fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert beinahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch Alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten."

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die göttingischen Anzeigen zu widerlegen; und ich bedauere Den, der eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin u. s. w.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.